

EDGAR  
WALLACE



*Der grüne  
Bogenschütze*

EDGAR WALLACE - KOLLEKTION

Seit der Amerikaner Abel Bellamy den alten englischen Herrensitz Garre Castle erworben hat, treibt dort ein altes Gespenst - der grüne Bogenschütze - sein Unwesen. Als zwei Menschen von einem grünen Pfeil durchbohrt werden, befaßt sich auch Inspektor Featherstone von Scotland Yard mit der Geistererscheinung. Dabei stößt er sowohl auf die hübsche Valerie als auch auf zahlreiche andere undurchsichtige Gestalten, die sich plötzlich für Bellamys dunkle Vergangenheit interessieren ...

## Autor

Edgar Wallace (1875-1932), als uneheliches Kind in Greenwich geboren und von einem Fischhändler adoptiert, verließ mit vierzehn die Schule und trat mit achtzehn in die Armee ein. Er nahm am Burenkrieg teil und arbeitete später als Reporter in Südafrika. Sein erster Krimi, *Die vier Gerechten*, erschien 1905; 172 weitere Bücher sowie 17 Dramen sollten im Lauf der Jahre folgen. Noch in den sechziger Jahren wurden viele seiner Bücher in Deutschland und England verfilmt.

## Edgar Wallace im Goldmann Verlag:

A.S. der Unsichtbare (126) • Das Steckenpferd des alten Derrick (97) • Der Derbysieger (242) • Der Doppelgänger (95) • Der Frosch mit der Maske (1/5914) • Der goldene Hades (226) • Der grüne Brand (1020) • Der Hexer (30) • Der leuchtende Schlüssel (91) • Der Rächer (60) • Der Zinker (200) • Die gebogene Kerze (169) • Die Gräfin von Ascot (1071) • Die unheimlichen Briefe (1139) • Die vier Gerechten (39) • Gangster in London (178) • Geheimagent Nr. sechs (236) • Großfuß (65) • In den Tod geschickt (252) • Richter Maxells Verbrechen (41) • Tochter der Nacht (1106)

Edgar Wallace

# **Der grüne Bogenschütze**

GOLDMANNVERLAG

Umwelthinweis:  
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und  
umweltschonend. Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe  
Bertelsmann

Jubelbandausgabe 5/96

»Der grüne Bogenschütze«

Copyright der Originalausgabe 1923  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1956

by Wilhelm Goldmann Verlag, München  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: Bavaria/SPG, Gauting  
Druck: Elsnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 13169  
AB • Herstellung: sc  
Made in Germany  
ISBN 3-442-13169-3

# **Der grüne Bogenschütze**

Titel der Originalausgabe »The Green Archer«  
Aus dem Englischen von Gregor Müller

## 1.

Spike Holland tippte das letzte Wort seines Artikels, warf das vollgeschriebene Blatt schwungvoll über den Tisch und knallte den Deckel auf die klapprige Schreibmaschine.

Der Reporter, der ihm gegenüber saß, schaute auf.

»Nanu, eine tolle Sache geschrieben, Spike?«

»Über die gestrige Hunderausstellung«, antwortete Spike so würdevoll wie möglich. »Dabei weiß ich von Hunden nur so viel, daß das eine Ende bellt und das andere wedelt. Natürlich hat mich Syme darauf gehetzt, weil, wie er obendrein versicherte, ein Kriminalreporter auch etwas von Bluthunden verstehen sollte! Der Mann ist wirklich nicht ganz richtig im Kopf - legt man ihm triumphierend die semmelfrische Geschichte eines großartigen Bankraubes vor, dann springt er einem mit der idiotischen Zumutung ins Gesicht, warum man die Lieblingsspeise des Bankdirektors nicht erwähnt habe.«

Der andere Reporter lehnte sich behaglich auf seinem Stuhl zurück.

»Das ist hierzulande nun mal so. Im Vergleich zu den Amerikanern sind unsere Landsleute unglaubliche Dickschädel.«

»Sie können jede Wette eingehen, daß die Leute drüben genauso beschränkt sind wie in England«, widersprach Spike. »Sie sind, hier wie dort, völlig unfähig, das Leben vom Standpunkt eines Berichterstatters aus zu sehen, und sie haben alle einen Klaps.«

Er seufzte tief und legte mit großartiger Selbstverständlichkeit seine Füße auf den Tisch. Spike war noch jung. Sein sommersprossiges Gesicht sah gut aus. Die rötlichen Haare hingen wirr durcheinander.

»Hunderausstellungen können ja ganz interessant sein ...« begann er gerade wieder, als die Tür heftig aufgerissen wurde und ein Mann in Hemdsärmeln und mit einer

überdimensionalen Hornbrille auf der Nase hereinschaute.

»Spike - brauche Sie! Haben Sie gerade etwas vor?«

»Ich wollte eben Wood aufsuchen, den Mann mit den Kinderheimen - bin mit ihm zum Essen verabredet.«

»Na, der kann warten!«

Syme winkte energisch, und Spike folgte ihm in sein kleines Büro.

»Haben Sie schon mal etwas von Abel Bellamy aus Chicago gehört - dem Millionär?«

»Abel? Natürlich - ist er etwa tot?« fragte Spike hoffnungsvoll. »Wenn der Kerl das Zeitliche gesegnet hat, läßt er sich noch zu einer glänzenden Story verarbeiten.«

»Kennen Sie ihn gut?« fragte der Redakteur.

»Ich weiß, daß er aus Chicago stammt, Millionen im Baugeschäft verdient hat und ein elender Grobian ist. Seit acht oder neun Jahren lebt er schon in England. Ich glaube, er bewohnt eine richtige Burg - und hat einen tauben Chinesen als Chauffeur.«

»Besten Dank, das weiß ich auch schon! Was ich erfahren will, ist vorerst folgendes: Gehört Bellamy zu der Sorte Menschen, die gern von sich reden machen? Anders ausgedrückt - ist der grüne Bogenschütze ein wirkliches Gespenst oder seine Erfindung?«

»Ein Gespenst -?«

Syme nahm einen zerknitterten Briefbogen vom Tisch und reichte ihn dem Reporter. Die tintenbekleckte Mitteilung stammte offensichtlich von jemandem, der mit der englischen Sprache auf nicht besonders vertrautem Fuße stand.

»Lieber Herr,

der grüne Bogenschütze ist wieder da in Schloß Garre. Mr. Wilks, der Hausmeister, hat ihn gesehen. Der grüne Bogenschütze ist in Mr. Bellamys Zimmer gekommen und hat die Tür offengelassen. Alle Dienstleute gehen weg. Mr. Bellamy sagt, er schmeißt alle 'raus, die davon sprechen, aber sie gehen alle von allein weg.«



»Würden Sie mir, zum Donnerwetter, vielleicht sagen, wer der grüne Bogenschütze eigentlich ist?« fragte Spike.

Mr. Syme schob seine Brille zurecht und lächelte nachsichtig.

»Der grüne Bogenschütze von Garre Castle galt früher als eine der berühmtesten Geistererscheinungen in England. Darüber brauchen Sie nicht zu lachen, Spike, es ist kein Märchen. Der wirkliche grüne Bogenschütze wurde im Jahre 1487 von einem de Gurcy - diese Familie war damals im Besitz von Schloß Garre - gehenkt.«

»Was Sie nicht sagen! Ihr Gedächtnis läßt wirklich nichts zu wünschen übrig!« Spike grinste anerkennend.

»Versuchen Sie nicht, die Sache ins Lächerliche zu ziehen! Er wurde beim Wildern ertappt und gehenkt. Noch heute kann man den Eichenbalken sehen, an dem er hing. Jahrhundertlang spukte er im Schloß, bis er 1799 zum letztenmal gesehen wurde. In Berkshire kennt jedes Kind die Geschichte. Offenbar wurde dieser Brief von einem Dienstmädchen verfaßt, das seine Stellung aufgeben mußte oder aus Furcht davonlief. Jedenfalls kann man daraus schließen, daß die alte Geschichte neue Nahrung erhalten hat.«

Spike zog die Stirn kraus und dachte nach.

»Ein Gespenst, das Abel Bellamy zu nahe tritt, muß sich in acht nehmen. Ich glaube überhaupt nicht an die Sache, sondern halte das Ganze für die hysterische Einbildung eines Dienstmädchens. Soll ich tatsächlich zu Abel gehen?«

»Natürlich, suchen Sie ihn auf, überreden Sie ihn, daß er Sie eine Zeitlang im Schloß wohnen läßt.«

Spike hob abwehrend die Hand.

»Ausgeschlossen. Er würde mich sofort hinauswerfen, wenn ich mit einem solchen Ansinnen käme. Bestenfalls kann ich zu seinem Sekretär, Mr. Savini, gehen. Möglich, daß ich bei dem etwas erreiche.«

»Gut. Sehen Sie zu, was sich machen läßt. Versuchen Sie auf alle Fälle, unter irgendeinem Vorwand ins Schloß zu kommen.

Und behalten Sie die ganze Sache für sich. Eine sensationelle Geistergeschichte haben wir schon seit Jahren nicht mehr gebracht. Außerdem hindert Sie nichts daran, mit Wood zu essen. Seine Geschichte brauche ich ebenfalls. Wo sind Sie verabredet?«

»Im Carlton. Wood war nur kurz in London und fährt heute abend nach Belgien zurück.«

»Das trifft sich ja gut. Bellamy wohnt ebenfalls im Carlton Hotel. Da können Sie sich gleich an beide heranmachen.«

Der Redakteur stand auf.

»Gespenstergeschichten und Kinderkrippen!« murrte Spike vorwurfsvoll und wandte sich zur Tür. »Und dabei warte ich schon endlos lange auf einen ordentlichen Mord. Aber ich verstehe schon - die Zeitung braucht keinen Kriminalisten, sondern einen Märchenerzähler!«

»Da sind Sie doch der richtige Mann!« rief ihm Syme nach.

## 2.

Das Rattern elektrischer Bohrer, der Höllenlärm von Hämmern, Meißeln, Stahl - Abel Bellamy hörte es für sein Leben gern.

Er stand am Fenster seines Hotelzimmers und starrte fasziniert auf die andere Straßenseite hinüber. Dem Hotel gegenüber entstand ein Neubau. Das Stahlgerüst erhob sich turmhoch über die niedrigen Häuser in der Nachbarschaft.

Vor der Baustelle hatten sich neugierige Passanten angesammelt. Der große Kran zog gerade einen Eisenträger hoch. Langsam hin und her pendelnd schwebte er in die Höhe. Bellamy brummte unzufrieden. Von bloßem Auge erkannte er, wo der richtige Aufhängepunkt lag - dieser Träger war schlecht ausbalanciert.

Es gab genug Leute, die ihn verfluchten - Bellamy war ein hartgesottener Geschäftsmann, und sein Name wurde da und dort mit einer Gemeinheit in Verbindung gebracht, was ihm

allerdings keine schlaflosen Nächte bereitere. Reue und Furcht kannte er nicht, sondern war im Gegenteil noch stolz auf das Böse, das er getan hatte. Was sich ihm in den Weg stellte, hatte er stets niedergetreten. Mit zwanzig Jahren war er noch ein einfacher Arbeiter gewesen, mit fünfunddreißig hatte er seine erste Million Dollar beisammen. In den nächsten zwanzig Jahren verzehnfachte sich dieses Vermögen. Mit fünfundfünfzig verließ er die Stadt, in der er reich geworden war, und kaufte sich einen Adelssitz in England.

Seit dreißig Jahren war er mächtig genug, um andere verfolgen und völlig nach seinem Belieben handeln zu können. Er war außergewöhnlich groß und besaß noch mit sechzig Jahren eine Bärenkraft. Auf der Straße sahen sich die Leute nach ihm um, vor allem wegen seiner ungewöhnlichen Häßlichkeit. Sein rotes Gesicht war zerfurcht, die Nase groß und knollenartig, die Lippen wulstig. Den einen Mundwinkel zog er stets etwas in die Höhe, so daß er ständig höhnisch zu grinsen schien.

Er kümmerte sich jedoch nicht im mindesten um sein Aussehen und nahm es als eine Tatsache hin. Dies war Abel Bellamy aus Chicago, der Schloßherr von Garre Castle in Berkshire - ein Mann, der keine Gefühle kannte.

Noch immer stand er am Fenster seines Hotelzimmers und beobachtete die Bauarbeiter. Die Zimmertür ging auf. Er drehte sich kurz um.

Julius Savini war daran gewöhnt, nur durch ein Brummen begrüßt zu werden. Heute spürte er, daß er etwas mehr abbekommen würde als den gewohnten mürrischen Morgengruß.

»Was glauben Sie eigentlich, Savini -? Seit sieben Uhr warte ich auf Sie! Wenn Sie Ihre Stellung behalten wollen, sollten Sie sich wenigstens vor Mittag einmal blicken lassen! Verstanden?«

»Tut mir leid, Mr. Bellamy - aber ich sagte Ihnen schon gestern abend, daß ich heute später kommen würde. Ich bin eben erst von auswärts zurückgekommen.« Savinis Stimme

klang beflissen; er war nun seit einem Jahr Bellamys Sekretär und wußte, daß es zwecklos war, ihm zu widersprechen. »Würden Sie einen Vertreter vom ›Globe‹ empfangen?« fragte er vorsichtig.

»Was? Eine von diesen aufdringlichen Zeitungskanaillen? Sie wissen doch, daß ich solche Leute nicht bei mir sehen möchte. Was will er überhaupt? Wie heißt er?«

»Es ist Spike Holland, ein Amerikaner«, antwortete Julius.

»Das macht ihn mir nicht angenehmer. Sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht empfangen kann. Es ist mir völlig gleichgültig, was in den Zeitungen steht. Weshalb kommt er überhaupt?«

Savini zögerte einen Augenblick.

»Er kommt wegen des grünen Bogenschützen.«

Abel Bellamy fuhr auf.

»Wer hat diese Sache ausgeplaudert? Waren Sie das etwa?«

»Ich habe zu keinem Menschen darüber gesprochen. - Was soll ich ihm nun ausrichten?«

»Sagen Sie ihm, er solle sich zum ... Nein, lassen Sie ihn heraufkommen!«

Bellamy hatte sich rasch überlegt, daß der Journalist, wenn er ihn nicht empfing, selbst irgendeine verrückte Geschichte erfinden würde. Er erinnerte sich noch deutlich an den Lärm, den ein solches Blatt vor einiger Zeit in Falmouth verursacht hatte.

Savini führte den Besucher herein.

»Ich brauche Sie nicht mehr!« fuhr Bellamy den Sekretär an, und als Savini gegangen war, brummte er unfreundlich: »Nehmen Sie eine Zigarre.«

Spike Holland dankte und ließ sich in einen der tiefen Sessel fallen. Bellamy betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen.

»Nun, was wollen Sie?« fragte er.

»Man erzählt sich da eine Geschichte, daß ein Geist in Schloß Garre umgeht - der grüne Bogenschütze ...«

»Das ist eine dumme Lüge«, fiel ihm Bellamy sofort ins

Wort. »Wer hat Ihnen dieses Märchen erzählt?«

»Wir erhalten unsere Informationen aus sicherer Quelle«, erwiderte Spike vorsichtig. »Man hat uns mitgeteilt, daß der grüne Bogenschütze von Garre im Schloß gesehen wurde und allem Anschein nach in Ihr Zimmer eingedrungen ist.«

»Ich sagte Ihnen doch schon, daß es erlogen ist! Diese verrückten englischen Dienstboten haben nichts anderes im Kopf als Gespenster. Es stimmt, daß ich die Tür meines Schlafzimmers eines Nachts offen fand, aber vermutlich hatte ich vergessen, sie zu schließen. Von wem haben Sie überhaupt diese Auskunft?«

»Wir erhielten Hinweise von drei verschiedenen Seiten«, log Spike. »Und alle drei Berichte ergänzen sich sozusagen. Es wird schon etwas Wahres daran sein, Mr. Bellamy. Warum regen Sie sich übrigens darüber auf? Eine Geistererscheinung erhöht doch nur den Reiz eines Schlosses.«

»Da irren Sie sich gewaltig, junger Mann. So etwas bringt einen Besitz nur in ein lächerliches Gerede. Ich möchte Ihnen nicht raten, auch nur eine Zeile über Gespenstererscheinungen in meinem Schloß in Ihre Zeitung zu setzen - merken Sie sich das!«

Spike ging die Treppe hinunter und war sich nicht klar darüber, was er tun sollte. Als er die Hotelhalle betrat, machte ihm Savini, der gerade einen graubärtigen Herrn zur Treppe führte, ein Zeichen, zu warten.

»Bitte, Sie kennen ja den Weg zu Mr. Bellamys Zimmer. Ich glaube, er erwartet Sie schon.«

Der Mann stieg die Treppe hinauf und Savini wandte sich zum Reporter um.

»Was haben Sie erreicht, Holland?«

»Er hat natürlich alles abgestritten. Aber sagen Sie mir, Savini, ist etwas daran?«

Der Sekretär zuckte die Schultern.

»Ich weiß nicht, woher Sie Ihre Informationen haben. Von mir jedenfalls erfahren Sie nichts, darauf können Sie sich

verlassen. Der Alte macht mir ohnehin schon die Hölle heiß, weil er glaubt, ich hätte Ihnen den Tip gegeben!«

»Daß die Geschichte nicht aus der Luft gegriffen ist, steht bei mir fest. Warum sollte nicht ein Gespenst im Schloß herumspuken? Sagen Sie, hat es auch mit den Ketten gerasselt?«

Julius schüttelte spöttisch den Kopf.

»Ich will meine Stellung nicht verlieren, Holland!«

»Wer war der Mann, mit dem Sie eben sprachen? Er sah aus wie ein Polizist.«

»Genau dasselbe hat er mich über Sie gefragt, als Sie herunterkamen. Er heißt Creager und ist ein - ich will nicht gerade sagen, Freund ... Er ist eine der seltsamen Bekanntschaften, die der Alte hat. Wahrscheinlich bekommt er von Bellamy eine Art Rente, denn er kommt in regelmäßigen Abständen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß er es umsonst tut.«

Während sie noch miteinander sprachen, kam Creager, zur sichtlichen Überraschung Savinis, schon wieder die Treppe herunter. Er sah wütend aus.

»Will mich nicht vor zwei Uhr sehen!« stieß er verbittert hervor. »Glaubt er etwa, daß ich warte, bis es ihm paßt? Wenn er sich das einbildet, irrt er sich gewaltig. Richten Sie ihm das von mir aus, Mr. Savini!«

»Was hat's denn gegeben?« fragte Julius.

»Er behandelt mich wie einen Hund, er glaubt, er hat mich ... Außerdem tobt er über einen Zeitungsreporter - das sind wohl Sie, wie ich annehme?«

»Stimmt genau«, bestätigte Spike.

»Also, sagen Sie ihm«, wandte sich Creager wieder an Savini, »daß ich um zwei Uhr komme - und daß ich mich mit einem Zeitungsreporter unterhalten werde, wenn er etwa wieder keine Zeit haben sollte.«

Mit dieser Drohung ging er fort.

»Savini«, murmelte Spike sanft, »ich wittere eine verdammt

gute Geschichte!«

Aber Savini war schon die Treppe hinaufgesprungen, um möglichst schnell bei seinem aufgebrachten Herrn zu sein.

### 3.

Spike sah auf die Uhr - fünf Minuten vor eins. Er erwartete John Wood, der im gleichen Augenblick die Halle betrat. Als erstes fielen an ihm die lebhaften Augen und das eindrucksvolle, sympathisch offene Gesicht auf.

Er reichte Spike die Hand.

»Ich komme doch nicht zu spät? Den ganzen Vormittag war ich sehr beschäftigt, und um halb drei möchte ich den Zug nach dem Kontinent nehmen. Leider habe ich es eilig.«

Sie gingen gleich in den Speisesaal hinüber. Spike musterte den großgewachsenen, grauhaarigen Mann von der Seite.

»Schießen Sie los!« forderte ihn Wood sogleich auf. »Was möchten Sie von mir erfahren? Ich will Ihnen erst einmal selbst alles kurz und schnell erzählen. - Von Geburt bin ich Amerikaner, habe aber lange in England gelebt. Von mir gibt es nicht viel zu berichten, und meine bescheidenen Verdienste kann ich mit wenigen Worten abtun. Ich lebe jetzt in Wenduyn in Belgien und leite dort ein Heim für schwindsüchtige Kinder. Diese Anstalt will ich noch in diesem Jahr nach der Schweiz verlegen. Die Woodsche Lungenheilmethode stammt von mir. Übrigens bin ich Junggeselle - so, das ist schon alles, was wissenschaftlich ist.«

»Ich hätte gerne Näheres von Ihnen über die Kinderheime gehört. Wir wissen, daß Sie die Absicht haben, mit privater Geldhilfe Heime für elternlose Kinder zu gründen.«

»Ja, ich habe es mir zur Lebensaufgabe gesetzt, in allen Ländern Europas für heimatlose Kinder Stätten zu schaffen, in denen sie aufwachsen können und erzogen werden. Ich denke hauptsächlich an die vielen Kinder, die nicht gewünscht wurden, oder deren Eltern viel zu arm sind, um sich Kinder

leisten zu können.«

Wenn er von seiner Arbeit sprach, sah man ihm an, daß sie fast sein ganzer Lebensinhalt war.

Zwei Herren und eine junge Dame betraten den Speisesaal. Der eine war schlank, groß und schon ergraut, der Gesichtsausdruck recht melancholisch. Der andere sah wesentlich jünger aus. In seinem tadellos geschnittenen Anzug wirkte er wie eine wandelnde Reklame für seinen Schneider. Am meisten jedoch fesselte die Erscheinung der jungen Dame.

»Kennen Sie diese Leute?« fragte Wood.

Die kleine Gesellschaft ließ sich an einem Tisch in der Nähe nieder. Spike deutete unmerklich mit dem Kopf in Richtung der jungen Dame und sagte:

»Sie sieht außerordentlich gut aus.«

»Wer ist sie?«

»Miss Valerie Howett. Der ältere Herr ist Mr. Howett, ein Engländer, der in dürftigen Verhältnissen in den Staaten lebte, bis auf seiner Farm Petroleum gefunden wurde. Der elegante junge Mann ist ebenfalls Engländer. Er heißt Featherstone und treibt sich in ziemlich allen Nachtclubs von London herum.«

Spike stand auf und ging zu dem Tisch hinüber, um den älteren Herrn zu begrüßen. Er kam gleich wieder zurück.

»Mr. Howett hat mich eben gebeten, nachher auf sein Zimmer zu kommen. Würden Sie mich dann vielleicht einen Augenblick entschuldigen?«

»Aber selbstverständlich.«

Miss Howett schaute während des Essens mehrmals zu Mr. Wood hinüber, so als wollte sie herausfinden, wo sie ihn schon gesehen haben könnte.

Spike hatte die Unterhaltung auf ein Thema gebracht, das ihn im Augenblick mehr interessierte als kleine Kinder.

»Sind Sie auf Ihren vielen Reisen nie einem wirklichen Geist begegnet, Mr. Wood?«

»Nein, ich kann mich nicht entsinnen.«

»Kennen Sie Bellamy?«



»Sie meinen den Millionär - ja, ich habe von ihm gehört. Der Mann, der Garre Castle kaufte?«

»In diesem Schloß geht der grüne Bogenschütze um. Bellamy ist keineswegs erfreut über diesen Spuk. Er rückt nicht mit der Sprache heraus und will mich um diese schöne Geschichte bringen.« Spike erzählte, was er über den grünen Bogenschützen wußte.

Mr. Wood hörte aufmerksam zu.

»Ja, es ist merkwürdig. Die Legende von Garre Castle ist mir auch bekannt.«

Kurz darauf brach Mr. Howetts Gesellschaft auf. Mr. Wood winkte dem Kellner und zahlte.

»Ich muß einen dringenden Brief schreiben«, sagte er. »Wie lange bleiben Sie bei Mr. Howett?«

»In fünf Minuten kann ich sicher wieder hier sein. Ich habe keine Ahnung, was er von mir will, aber bestimmt dauert es nicht länger.«

Die Zimmer der Howetts lagen auf der gleichen Etage wie das von Abel Bellamy. Mr. Howett erwartete ihn bereits. Featherstone schien sich schon vorher verabschiedet zu haben. Nur der Millionär und seine Tochter befanden sich im Zimmer.

»Kommen Sie herein, Holland!« Howett sah müde und niedergeschlagen aus. »Vielleicht können Sie meiner Tochter helfen. - Valerie, das ist Mr. Holland ...«

Die junge Dame nickte Spike freundlich zu.

»Es handelt sich um folgendes, Mr. Holland«, begann sie. »Ich möchte eine Dame ausfindig machen, die vor zwölf Jahren in London lebte, eine Mrs. Held, die in der Little Bethell Street, Camden Town, wohnte. Ich habe bereits in der Straße nachgeforscht - es ist eine schrecklich armselige Gegend -, aber niemand kann sich dort an sie erinnern. Daß sie sich einmal dort aufhielt, habe ich durch einen Brief erfahren, der in meinen Besitz kam.« Sie machte eine Pause. »Daß ich diesen Brief habe, ist dem Adressaten unbekannt. Er hätte allerdings, auch wenn er es wüßte, Grund, über die damaligen näheren

Umstände nichts verlauten zu lassen. Einige Wochen, nachdem der Brief geschrieben wurde, verschwand Mrs. Held.«

»Haben Sie schon eine Annonce in die Zeitung gesetzt?«

»Ja, alles, was nur irgend möglich war, habe ich getan. Auch die Polizei unterstützt mich schon seit Jahren.«

Spike zuckte bedauernd die Schultern.

»Ich fürchte, dann kann ich Ihnen auch nicht viel helfen.«

»Das sagte ich auch gleich«, fiel Mr. Howett ein. »Aber meine Tochter glaubt, Zeitungsleute wüßten alles und ...«

Er brach ab, denn auf dem Flur war ein mächtiger Lärm entstanden. Heftige Schimpfworte - dann ein Fall. Spike riß die Tür auf.

Der Anblick, der sich ihm bot, war recht ungewöhnlich. Auf der andern Korridorseite, ein paar Schritte weiter, stand die massige Gestalt Bellamys im Türrahmen seines Zimmers, und vor ihm, mitten im Gang, richtete sich gerade der Mann mit dem grauen Bart, den der Sekretär Creager genannt hatte, mühsam vom Boden auf.

»Das wird Ihnen noch leid tun!« rief Creager wütend.

»Scheren Sie sich zum Teufel!« brüllte Bellamy. »Wenn Sie noch mal herkommen, werfe ich Sie zum Fenster hinaus!«

»Das kommt Sie teuer zu stehen!« preßte Creager, heftig schnaufend, heraus.

»Aber nicht in Dollar und Cent!« fuhr ihn der Alte gehässig an. »Nehmen Sie sich in acht, Creager! Sie erhalten doch von der Regierung eine Pension? Möglich, daß Sie die verlieren.« Mit diesen Worten drehte er sich um und knallte die Tür hinter sich zu.

Creager hinkte den Gang entlang. Spike ging ihm sofort nach.

»Was ist denn nun wieder los?« fragte er ihn.

Creager blieb stehen und rieb sein rechtes Knie.

»Sie kommen mir wie gerufen - Sie sind doch Reporter, nicht wahr? Warten Sie, ich habe eine gute Sache für Sie!«

Spike war Zeitungsmann mit Leib und Seele. Eine gute

Geschichte bedeutete für ihn das halbe Leben. Schnell ging er zu Howett zurück.

»Würden Sie mich für einen Augenblick entschuldigen? Ich muß dringend mit diesem Mann sprechen.«

»Wer hat ihn niedergeschlagen? Bellamy?«

Valerie fragte es mit so erregter Stimme, daß Spike sie verblüfft anschaute.

»Ja, Miss Howett - kennen Sie ihn?«

»Ich - ich habe schon manches über ihn gehört«, erwiderte sie.

Spike begleitete den wütenden Creager in die Hotelhalle. Er war bleich und zitterte immer noch. Es dauerte einige Zeit, bis er sich ein wenig gefaßt hatte.

»Es könnte sehr leicht eintreten, was er sagte. Möglich, daß ich jetzt meine Pension verliere. Aber ich will es auf mich nehmen. Sehen Sie, Mr. ...«

»Holland ist mein Name.«

»Ja - sehen Sie, hier kann ich Ihnen doch nicht alles erzählen. Bitte besuchen Sie mich in meinem Hause - Rose Cottage, Field Road, New Barnet.«

Spike notierte sich die Adresse.

»Wann soll ich vorbeikommen?«

»In ein paar Stunden. Sie werden mit der Sensation zufrieden sein, die ich Ihnen mitteile.«

Wood, der in der Halle saß und interessiert dem davonhumpelnden Creager nachschaute, trat zu Spike.

»Der Mann sah ziemlich mitgenommen aus.«

»Man hat ihm auch böse mitgespielt - aber er weiß eine Geschichte, die ich brennend gern erfahren möchte.«

»Vielleicht kann ich Ihnen eines Tages auch eine Geschichte über Abel Bellamy erzählen - die beste, die Sie je gehört haben. Falls Sie noch weitere Informationen über die Kinderheime brauchen, wenden Sie sich ruhig an mich. Für diesmal müssen Sie mich entschuldigen.«

Damit verabschiedete sich Wood, und Spike kehrte zu Mr.

Howett zurück. Dort erfuhr er aber, daß sich Miss Howett starker Kopfschmerzen wegen zurückgezogen habe und die Unterhaltung mit ihm verschieben möchte.

#### 4.

Als Spike am Nachmittag ins Büro kam, schrieb er einen langen Artikel über die großartigen Kinderheime, die John Wood ins Leben rufen wollte.

Dann fuhr er mit einem Taxi nach New Barnet. In der Fleet Street beugte er sich zum Wagenfenster und versuchte, die fettgedruckten Schlagzeilen der Zeitungsplakate zu entziffern. Als ihm das Wort ›Spuk‹ in die Augen stach, ließ er anhalten und las, was auf dem Plakat stand:

›Der geheimnisvolle Spuk in Garre Castle‹.

Er fluchte leise und kaufte das Blatt. Die Unterlagen für den Artikel schienen von der gleichen Person zu stammen, die auch dem ›Globe‹ geschrieben hatte, denn was es da zu berichten gab, war äußerst dürftig und erschöpfte sich in fünf Zeilen. Daran angehängt folgte lang und breit eine ganze Geschichte des Schlosses und eine umständliche Aufzählung, wann und auf welche Weise der grüne Bogenschütze in früheren Zeiten schon aufgetreten war. ›Nach alter Überlieferung ist der geheimnisvolle Geist von Kopf bis Fuß grün gekleidet, auch sein Bogen und die Pfeile sollen von der gleichen grünen Farbe sein‹, hieß es da.

Die Fahrt nach New Barnet dauerte lange und führte durch offene Felder. Rose Cottage lag etwas abseits der Straße hinter beschnittenen Hecken. Am Haus wucherten Schlinggewächse, davor ein kleiner Garten - Spike sah dies alles vom Auto aus. Er stieg aus, öffnete die Gartenpforte, ging die paar Schritte über den gepflasterten Weg zur Haustür. Auf sein wiederholtes Läuten antwortete niemand. Die Tür war unverschlossen, er stieß sie auf und rief Creagers Namen.

Als er auch damit keinen Erfolg hatte, kehrte er auf die

Straße zurück und erkundigte sich bei einer Frau, die aus einem der Häuschen weiter vorn getreten war.

»Mr. Creager? Um diese Zeit ist er gewöhnlich zu Hause.«

»Er scheint aber nicht da zu sein. Wohnt er allein?«

»Ja, nur meine Schwester macht vormittags bei ihm sauber. Übrigens ist die Haustür meistens offen - gehen Sie doch einfach hinein und warten Sie auf ihn!«

Da es eben zu regnen anfang, fand Spike diesen Vorschlag vernünftig. Er betrat den Korridor, öffnete eine Tür, es war das Wohnzimmer, und setzte sich in einen Sessel am Fenster, von dem aus er den hübsch angelegten Garten überblicken konnte. Nach kaum einer Minute fuhr er erschrocken hoch - dort drüben, wo der Rasen aufhörte, ragte unter einem Busch ein steif ausgestreckter Fuß hervor.

Mit ein paar Sätzen war Spike im Freien, rannte über den Rasen und blieb starr vor Schreck vor dem Gebüsch stehen. Darunter, von den Zweigen halb verdeckt, lag Creager - auf dem Rücken, die Hände verkrampft auf der Brust, aus der der lange, grüne Schaft eines Pfeils herausragte.

Spike kniete nieder, um zu sehen, ob noch irgend etwas zu helfen war. Umsonst. Er durchforschte eilig die Umgebung. Das Grundstück wurde auf dieser Seite durch einen niedrigen hölzernen Zaun vom freien Feld abgetrennt. Mit einigem Geschick konnte man leicht darüberspringen. Spike tat es und suchte weiter. Zehn Schritte vom Zaun entfernt stand eine einzelne, große Eiche, die genau in der Schußlinie des Pfeils lag.

Spike ging um den Baum herum, prüfte den Boden, konnte aber keine Fußspuren entdecken. Kurz entschlossen ergriff er einen niedrigen Ast und schwang sich hinauf. Er kletterte höher und höher und kam schließlich zu einer Stelle, von der aus er den Toten sehen konnte. Ein instinktives Gefühl sagte ihm, daß der tödliche Pfeil von hier aus abgeschossen worden war. Der Baum war so dicht belaubt, daß man von unten nicht gesehen werden konnte.

Spike kletterte wieder hinunter und schaute sich noch einmal genau um. Er fand etwas sehr Wichtiges - einen Pfeil, der genau dem in Creagers Brust glich. Ein glatt polierter Schaft, grün angestrichen, neue Federn, ebenfalls giftgrün und sehr gut befestigt. Eigentlich sah der Pfeil fast zu dekorativ aus, als wäre er gar nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt. Doch die Spitze war nadelscharf.

Spike schickte den Taxichauffeur zur nächsten Polizeiwache. Nach einiger Zeit erschien ein Wachtmeister und bald darauf ein Wagen von Scotland Yard mit der Mordkommission.

Lange bevor die Polizei eintraf, hatte Spike das Haus auf eigene Faust durchsucht. Vor allem stöberte er in allen Papieren, die ihm unter die Hände kamen, herum. Anhand verschiedener Fotografien und eines Zeugnisses fand er bald heraus, was Creager von Beruf gewesen war. Einundzwanzig Jahre hatte er als Gefängniswärter Dienst getan und dann seinen ehrenvollen Abschied genommen. Spike war besonders darauf aus, Papiere zu finden, die das Verhältnis Creagers zu Abel Bellamy erklären würden. Leider konnte er eine Schreibtischschublade nicht öffnen, und Gewalt wollte er nicht anwenden.

Aus einem Scheckbuch und verschiedenen Kontoauszügen ersah er, daß Creager verhältnismäßig wohlhabend gewesen war. Sein Bankguthaben betrug über zweitausend Pfund. Eine Abrechnung der Bank zeigte, daß Creager an jedem Monatsersten vierzig Pfund erhielt, die bar auf sein Konto eingezahlt wurden. Die Höhe der Staatspension, die vierteljährlich vergütet wurde, war ebenfalls zu ersehen.

Noch während Spike damit beschäftigt war, die Personalien Creagers aus dessen Paß abzuschreiben, trafen die Beamten ein. Der Polizeiarzt untersuchte sofort die Leiche.

»Der Tod ist schon vor mindestens einer Stunde eingetreten. Der Pfeil hat den Körper glatt durchbohrt.«

Spike gab dem Inspektor von Scotland Yard den zweiten Pfeil und führte ihn zu der Stelle, wo er ihn gefunden hatte.

»Hm - das ist der erste Mord durch einen Bogenschuß, den ich erlebe. Na, Holland, ich vermute, Sie werden, sobald Sie in Ihre Redaktion kommen, den Bericht für die Zeitung schreiben. Wie kamen Sie überhaupt hierher?«

Spike erzählte, was sich im Carlton Hotel abgespielt hatte. Daraufhin entschloß sich der Inspektor, Bellamy aufzusuchen.

Mr. Abel Bellamy war eben im Begriff, nach Berkshire aufzubrechen, als der Beamte mit Spike zusammen bei ihm eintraf, und er war nicht einmal erstaunt, als er die Neuigkeit erfuhr.

»Stimmt haargenau, daß ich ihn hinausgeworfen habe. Creager bezog eine recht ansehnliche Unterstützung von mir - er hatte mir einmal das Leben gerettet, als ich in meinem Ruderboot auf dem Strom umgeschlagen wurde.«

Eine glatte Lüge, dachte Spike, der den Alten genau beobachtete.

»Weshalb haben Sie sich heute mittag mit ihm gestritten, Mr. Bellamy?«

»Er wollte mich anpumpen. Dabei benahm er sich so unverschämt, daß ich ihn schließlich hinauswarf. Übrigens, wie wurde Creager eigentlich umgebracht?«

»Er wurde durch einen Pfeil getötet«, antwortete der Inspektor. »Durch einen grünen Pfeil.«

»Ein grüner Pfeil?« wiederholte Bellamy. »Was, zum Teufel -« Er schien erschrocken, nahm sich aber gleich wieder zusammen. »Also ein Opfer Ihrer Geistergeschichte, Holland! Grüner Pfeil und grüner Bogenschütze - das paßt gut zusammen, wie? Haben Sie eigentlich schon etwas in die Zeitung gebracht?«

»Lesen Sie morgen unser Blatt, Mr. Bellamy - Ihr Bogenschütze wird eine besondere Spalte für sich haben!«

## 5.

›Ist der grüne Bogenschütze der Mörder Creagers?

Mysteriöser Mord unmittelbar nach einem Streit mit dem Besitzer des Geisterschlusses!

Wer ist der grüne Bogenschütze von Garre Castle, und in welcher Beziehung steht er zum Mord an Charles Creager, dem früheren Gefängniswärter von Pentonville? Das sind die Fragen, die Scotland Yard zu beantworten versucht. Creager wurde von einem Berichterstatter des »Globe« tot in seinem Garten aufgefunden. Der Ermordete hatte zuvor eine heftige Auseinandersetzung mit Abel Bellamy, dem Millionär aus Chicago, in dessen Schloß der grüne Bogenschütze umgeht. Creager wurde durch einen grünen Pfeil getötet, wie sie vor sechshundert Jahren in Gebrauch waren ...«

Abel Bellamy knallte die Zeitung auf den Tisch. »Möchte wissen, wieviel von diesen Klatschereien auf Ihr Konto kommt. Savini, ich will Ihnen etwas sagen. Sie haben eine gute Stellung - passen Sie auf, daß Sie sie nicht verlieren! Ich habe Sie aus der Gosse aufgelesen, vergessen Sie das nicht. Daß Sie ein Schuft sind und ein Verbrecher, weiß ich genau. Ich habe Sie trotzdem angestellt, weil Sie ein Kerl sind, den ich brauchen kann. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich Sie nicht durchschaut hätte! Ich weiß genau Bescheid über Sie und die Falschspielerbande, zu der Sie gehörten, als ich Sie aufflas. Die Polizei wartet nur auf eine Gelegenheit, Sie einzustecken. Der Detektiv gestern abend fragte mich sofort, ob ich wüßte, was für eine Art Sekretär ich mir da angeschafft hätte.«

Savini starrte ihn wortlos an. Sein Gesicht war kreidebleich. Bellamy ging auf ihn zu und packte ihn an den Rockaufschlägen.

»Dieses Geschwätz vom grünen Bogenschützen wird sehr bald ein Ende finden - von heute an schieße ich rücksichtslos auf alles Grüne!« Er faßte seinen Sekretär noch fester und schüttelte ihn wie ein Bündel hin und her. »Wenn Sie glauben, daß Sie mich durchschauen, irren Sie sich. Ich durchschaue Sie!« Er gab Savini einen Stoß, daß er zur Seite taumelte. »Um fünf Uhr brauche ich den Wagen!«



Mit einer Kopfbewegung schickte er den Sekretär hinaus.

Savini ging auf sein Zimmer. Langsam kam er geistig und körperlich wieder zu sich. Der Schrecken, der ihm in die Glieder gefahren war, löste sich. Der Alte mag schlau sein, sagte er sich schon halb beruhigt, aber alles weiß er eben doch nicht. Er schaute auf die Uhr, es war kurz nach neun, der ganze Tag bis fünf gehörte ihm. Gedankenvoll zog er den Mantel an und verließ das Haus. Ein Taxi brachte ihn vor das Portal eines großen Gebäudes in Maida Vale. Er stieg ins zweite Stockwerk hinauf, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete eine Wohnungstür. Er warf seinen Hut über einen Garderobenhaken und stieß die nächstliegende Zimmertür auf. Eine Frau sprang von einer Couch auf und starrte ihn erschrocken an.

»Oh, du bist es!« sagte sie dann gleichgültig, als sie ihn erkannt hatte.

»Wer sollte es sonst sein?«

»Wo warst du gestern?« fragte sie. »Ich dachte, du würdest zum Abendessen kommen.«

Sie setzte sich auf die Tischkante und wippte mit den Füßen. Sie hatte eine gute Figur, lange blonde Haare und schöne dunkle Augen. Ohne seine Antwort abzuwarten, sagte sie:

»Heute morgen bekam ich einen Brief von Jerry.«

Sie lachte über sein erstauntes Gesicht und schlenderte lässig zum Kaminsims, um den Briefumschlag zu holen.

»Ich will ihn gar nicht sehen«, knurrte er. »Ich hasse die Berührung mit Dingen, die aus dem Gefängnis kommen.«

»Du kannst von Glück sagen, daß du nicht selbst drin sitzt, mein Lieber.« Sie steckte sich eine Zigarette an. »Jerry kommt in sechs Monaten heraus und möchte gern wissen, was du für ihn zu tun gedenkst. Du bist ja jetzt Millionär, Julius.«

»Rede keinen Blödsinn!« fuhr er sie nervös an.

»Jedenfalls ist Bellamy einer, und wenn du schlau bist ...«

»Hm, eine halbe Million Pfund könnte in Garre schon für uns herausspringen.«

Sie lachte leise.

»Der alte Bellamy wäre sehr besorgt, wenn er wüßte ...«

»Er weiß. Er ist von allem unterrichtet.«

Sie sah ihn erstaunt an.

»Daß du -?«

»Heute morgen sagte er mir auf den Kopf zu, daß ich ein Verbrecher und Falschspieler wäre.«

»Was hat eigentlich diese Geschichte mit dem grünen Bogenschützen zu bedeuten?« fragte sie nach einer Pause. »Ich habe heute morgen in der Zeitung darüber gelesen.«

Er zuckte die Achseln.

»Ich weiß es nicht, ich habe nichts bemerkt. Einige von den Dienstboten glauben, ihn gesehen zu haben, und der Alte behauptet, jemand hätte nachts seine Türe geöffnet.«

»Das warst natürlich du!«

Zu ihrer Verwunderung schüttelte er den Kopf.

»Dazu liegt doch gar kein Grund vor. Hinter den Geldschrank mache ich mich sowieso nicht allein - die alte Gesellschaft aber ist so gut wie erledigt. Entweder sitzen die Kerle im Kittchen, oder sie haben sich in Sicherheit gebracht. Außerdem wäre mir die Sache, das ganze Risiko, viel zu dumm. Es geht hier um etwas völlig anderes! Wenn wir es richtig anstellen, verdienen wir eine halbe Million!«

»Was hast du vor, Julius?« fragte sie zweifelnd.

»Es gibt einen Ort, er heißt Paulo, wo ein Mann wie ein Fürst leben kann, wenn er die Zinsen von hunderttausend Dollar zu verzehren hat. Das ist das mindeste, was mir der alte Gauner zahlen wird. Garre Castle birgt ein Geheimnis, Fay. Kann sein, daß es sogar hunderttausend Pfund wert ist.«

Er liebte es, sich geheimnisvoll auszudrücken. Auch jetzt freute er sich, als er das verständnislose Gesicht seiner Frau sah.

## 6.

Der junge Mann, der mit den Howetts zusammen im Carlton gesessen hatte, war in Wirklichkeit älter, als er aussah.

Anfänglich hatte sich Valerie wenig für ihn interessiert. Die vielen Reisen ihres Vaters brachten es mit sich, daß sie in jeder größeren Stadt mit jungen Leuten zusammentraf, die nichts zu tun hatten, als ihre Zeit totzuschlagen.

Obwohl James Lamotte Featherstone anscheinend auch keinen festen Beruf hatte, stach er doch irgendwie von diesen reichen Nichtstuern ab. Er unterschied sich vor allem durch gute Manieren, war ihr gegenüber sehr zurückhaltend, sprach nie über sich selbst und konnte sich anregend über alle möglichen Dinge unterhalten.

Zuerst hatte ihn Valerie nur geduldet, weil er immerhin besser und vornehmer aussah als der Detektiv, der sie vorher auf Anordnung ihres Vaters auf den oft recht einsamen und gewagten Streifzügen in die Umgebung begleiten mußte.

Schließlich mochte sie Featherstone sogar ziemlich gut leiden. Am Tag nach Creagers Ermordung holte er sie zu einem Spaziergang im Park ab. Unterwegs sah sie ihn eine Zeitlang von der Seite her an.

»Ich möchte Sie etwas ganz Persönliches fragen, Mr. Featherstone. Haben Sie eigentlich noch etwas anderes zu tun, als anständige junge Damen auf ihren Spaziergängen zu begleiten?«

Er musterte sie zerstreut.

»Ach, Sie sind sehr anziehend. Sie erinnern mich immer an Beatrice d'Este, die von Leonardo gemalt wurde - nur sind Ihre Augen noch viel schöner ...«

»Mr. Featherstone«, unterbrach sie ihn ärgerlich, »nehmen Sie sich zusammen! Ich wollte keine Komplimente hören.«

»Es tut mir leid, Miss Valerie. Ich habe tatsächlich nichts anderes zu tun, als spazierenzugehen.«

»Sie bügeln also nicht einmal Ihre Hosen?«

»Nein, das nicht, dafür habe ich einen Mann angestellt. Aber ichbürste meine Haare selbst.«

Sie lachte, doch wurde sie gleich wieder ernst.

»Mr. Featherstone, ich möchte sie um einen großen Gefallen

bitten. Sie wissen, mein Vater ist ängstlich besorgt um mich. Er achtet darauf, daß ich nie allein ausgehe. Offen gestanden, ich sehne mich oft danach, ganz allein zu sein. Ich möchte tagelang für mich sein, tun, was ich will - verstehen Sie, Mr. Featherstone?«

»Ich versuche es.«

»Nun ja, ich will Ihnen gleich sagen, worum es geht. Ich möchte, daß Sie morgen zu uns kommen und mich zu einer Spazierfahrt abholen, mich dann jedoch allein lassen, so daß ich hinfahren kann, wohin ich will. Sagen Sie einfach, Sie wollten mich auf eine Tagestour mitnehmen. Es muß nämlich etwas sein, das mir erlaubt, den ganzen Tag von zu Hause wegzubleiben.«

»Sie verlangen also von mir, daß ich vorgebe, mit Ihnen auszugehen, und in Wirklichkeit soll ich Sie sich selbst überlassen?«

Sie seufzte.

»Wie klug Sie sind! Genau das möchte ich.«

Jimmy Featherstone schlug mit seinem Spazierstock durch die Luft.

»Ich will Ihren Wunsch unter einer Bedingung erfüllen. Oberlassen Sie die Nachforschungen, die Abel Bellamy betreffen, jemand anderem. Es ist durchaus keine Aufgabe für eine Dame. Wenn die Polizei den Gemüsegarten hinter Creagers Haus abgesucht hätte, wäre es Ihnen sicher schwergefallen, Ihre Anwesenheit dort zu erklären, Miss Howett!«

Valerie starrte ihn sprachlos an und wurde blaß.

»Ich - ich verstehe Sie nicht, Mr. Featherstone«, stotterte sie.

»Miss Howett, ein Müßiggänger hat eben viel Zeit, Beobachtungen anzustellen. Sie kamen an meiner Wohnung in St. James Street vorbei, das heißt, Sie folgten in einem Taxi dem Ford Mr. Creagers.«

»Kannten Sie denn Creager?«

»Oh, nur oberflächlich. Ich kenne fast alle Leute nur

oberflächlich, manche allerdings auch sehr eingehend. Zum Beispiel weiß ich, daß Sie das Taxi Ende Field Road entließen und zu Fuß bis zu Creagers Haus gingen. Dort versteckten Sie sich im Gemüsegarten und warteten bis acht Uhr abends.«

»Reine Vermutungen«, bemerkte sie schroff. »Mein Vater hat Ihnen erzählt, daß ich zum Abendessen nicht zurückkam.«

»Nicht nur Vermutungen - Sie warteten so lange im Gemüsegarten, weil Sie fürchteten, daß man Sie sonst entdecken könnte.«

»Von wo aus haben Sie mich beobachtet?«

»Ach, ich war eben auch dort. Es tut mir jetzt leid, daß ich mich nur im Gemüsegarten herumgetrieben habe, denn sonst hätte ich unsern Freund, den grünen Bogenschützen, wahrscheinlich gesehen.«

»Was hatten Sie eigentlich dort zu tun? Und was erlauben Sie sich, hinter mir herzuspionieren, Mr. Featherstone? Wie kamen Sie überhaupt auf den Gedanken, daß ich Creager folgte?«

Er zwinkerte ihr zu und zog ein Zigarettenetui aus der Tasche.

»Sie folgten Creager«, erwiderte er und steckte sich eine Zigarette an, »weil - das vermute ich allerdings nur -, weil Sie dachten, daß er in seinem Zorn auf Bellamy diesen vielleicht verraten und Ihnen die Aufklärung geben würde, nach der Sie nun schon seit Jahren suchen.« Als sie ihn verblüfft anstarrte, setzte er hinzu:

»Sie suchen nach einer Frau, die unter merkwürdigen Umständen verschwand, Miss Howett. Und Sie vermuten, daß Bellamy mit dem Verschwinden dieser Frau zu tun hatte. Ich habe allerhand Zeit gebraucht, bis ich Ihre Gedankengänge rekonstruieren konnte. - Der grüne Bogenschütze jedenfalls ist mir gestern entgangen. Ich hätte viel Geld dafür gegeben ...«

Sie sah ihn von der Seite an.

»Glauben Sie also wirklich -?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es ganz sicher.«

Sie betrachtete ihn mit neuerwachtem Interesse. Manches

wurde ihr jetzt klar.

»Ein seltsamer Mensch sind Sie, Mr. Featherstone! Sie sind bedeutend schlauer als der Detektiv, den mein Vater vor Ihnen engagiert hatte, um mich zu beschatten.«

Er lachte amüsiert.

»Leider muß ich Ihnen ein Geständnis machen, Miss Howett! Ich bin nämlich auch Detektiv, und ich habe ebenfalls einen Auftrag Ihres Vaters, wenn auch gewissermaßen inoffiziell. Ich bin Captain Featherstone von Scotland Yard, und ich beobachte Sie schon, seit Sie nach London kamen.«

## 7.

Spike Holland arbeitete gerade an seinem zweiten Artikel über den Mord durch den grünen Bogenschützen, als er ans Telefon gerufen wurde. Gleich danach verständigte er den Redakteur von dem Gespräch.

»Man ruft mich nach Scotland Yard - passen Sie auf, ich werde noch eine ganz bedeutende Persönlichkeit!«

»Sind Sie eigentlich sicher, daß eine Frau in die Geschichte verwickelt ist?« fragte der Redakteur.

»Natürlich. Zwei Personen haben sie gesehen. Ich habe den Taxichauffeur gefunden, der sie fuhr, und außerdem wurde sie von einer Frau, die in der Field Road wohnt, beobachtet. Ganz bestimmt läßt sich feststellen, wie sie heißt und wer sie ist.«

Zehn Minuten später war Spike Holland in Scotland Yard.

»Der Chef der Abteilung H möchte Sie sprechen«, sagte der Sergeant am Eingang und ließ Spike von einem Polizisten in ein Zimmer führen, das nach Größe und Ausstattung einem höheren Beamten zu gehören schien. Am Schreibtisch saß ein jüngerer Mann und schrieb eifrig. Als der begleitende Polizist sich zurückzog, schaute er auf.

»Donnerwetter!« rief Spike überrascht. »Ich habe Sie doch schon mal irgendwo gesehen!«

Der Beamte erhob sich und schob Holland einen Sessel hin.

»Ich glaube nicht, daß wir uns schon begegnet sind. Bitte, nehmen Sie Platz, Mr. Holland. Ich bin Captain Featherstone. Im allgemeinen bekommt mich das Publikum nicht zu Gesicht, aber da ich Sie so ungemein sympathisch finde -«

»Haben Sie kein besseres Kompliment auf Lager - zum Beispiel über meine schönen roten Haare?«

Featherstone grinste.

»Also, zur Sache. Ich habe Sie hierherbemüht, weil ich weiß, daß Sie einen Chauffeur ausfindig machten, der eine Dame bis ans Ende der Field Road brachte. Daran ist gar nichts Geheimnisvolles. Der Chauffeur fühlte sich übrigens, nachdem Sie ihn so scharf ausgefragt hatten, unbehaglich und meldete den Vorfall auch der Polizei.«

»Wurde es auch den anderen Zeitungen mitgeteilt?« fragte Spike unangenehm berührt.

»Keine Zeitung bekam eine Mitteilung. Auch Ihre nicht.«

»Was heißt das? Wir haben es doch schließlich herausgefunden!«

»Gerade deshalb möchte ich Sie dringend bitten, keinen Gebrauch davon zu machen. Dies ist der Grund, weshalb ich Sie herbat. An der Sache ist nämlich nichts dran. Ich bin mit der Dame persönlich bekannt, und ihre Anwesenheit in der Field Road ist zur Genüge aufgeklärt. Vermutlich sind Sie jetzt enttäuscht, weil ja doch vom Standpunkt des Berichterstatters eine Mordgeschichte mit einer geheimnisvollen Dame viel wirkungsvoller gewesen wäre!«

»Gut -«, meinte Spike bedauernd, »wenn Sie sonst nichts von mir wollen. Die übrige Geschichte wird aber auf alle Fälle in unserer Zeitung veröffentlicht.«

»Ich will Ihnen noch ein paar Tatsachen mitteilen«, sagte Featherstone, »aus denen Sie weitere Schlüsse ziehen können. Der Mörder Creagers hat rote Narben quer über die Schultern.«

»Ist das eine Vermutung von Ihnen?«

»Nein, eine Tatsache. Aber ich möchte noch auf einen weiteren Punkt hinweisen. Der Mörder trug entweder einen

starken Spazierstock oder ein Bündel Golfschläger. Ich persönlich glaube, daß es Golfschläger waren, denn in der Nähe des Tatorts liegt ein Golfplatz. Ich weiß nicht, ob diese Mitteilungen im Augenblick von irgendwelchem Nutzen für Sie sind, aber vielleicht können Sie sie später auswerten, wenn der Mörder gefaßt ist.«

»Gibt es eigentlich Anhaltspunkte, die zur Aufklärung führen könnten?«

»Keine - das heißt keine, die jetzt schon reif für eine Veröffentlichung wären. Sie wissen ja, Holland, daß wir Indizien nur dann bekanntgeben, wenn wir den Verbrecher zu einer Unvorsichtigkeit verleiten wollen. Es ist oft unser letztes Hilfsmittel. Der Übeltäter wird veranlaßt, seinen Wohnsitz aufzugeben und sich zu verstecken. Es sind schon mehr Leute durch verdächtiges Fernbleiben als durch Fingerabdrücke überführt worden.«

»Was hat es eigentlich mit den Narben auf dem Rücken auf sich?« fragte Spike, ohne mit einer wirklichen Antwort zu rechnen. Erstaunlicherweise aber gab Featherstone eine Erklärung.

»Ich weiß nicht, wie weit Sie über die Gerichtsstrafen in England informiert sind. In gewissen Gefängnissen wird heute noch die Prügelstrafe angewendet. Creager hat sie jahrelang im Pentonville-Gefängnis praktiziert. Manche Betroffene vergessen so etwas nie. Meine Theorie ist daher, daß der Mörder Creagers ein früherer Häftling war, der auf eine Gelegenheit zur Rache wartete.«

»Und was soll Ihrer Meinung nach der dicke Spazierstock oder das Bündel Golfschläger bedeuten?« fragte Spike weiter.

»Creager wurde von einem Pfeil getroffen, der mit einem sehr starken Bogen abgeschossen wurde, vermutlich einem Metallbogen. Wer aber könnte mit Pfeil und Bogen durch London spazieren, ohne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? Deshalb nehme ich an, daß die Waffe entweder in einem hohlen Spazierstock oder unter einem Bündel



Golfschläger versteckt wurde.«

Spike kehrte in sein Büro zurück mit dem Gefühl, um eine Pointe gebracht worden zu sein.

»Wir dürfen die Frau nicht in die Geschichte hineinbringen, Mr. Syme«, berichtete er dem Redakteur. »Die Polizei hat die Sache bereits aufgeklärt, es ist nichts dran.«

»Ich sagte es Ihnen ja gleich - geheimnisvollen Damen gegenüber bin ich immer mißtrauisch gewesen!«

## 8.

Valerie Howett war verzweifelt und machte ihrem Vater noch am gleichen Abend heftige Vorwürfe.

»Liebe Val«, seufzte Mr. Howett, »ich mußte es tun. Hätte ich dich denn ganz ohne Schutz lassen sollen?«

»Wenn du mir wenigstens gesagt hättest, daß er Detektiv ist!«

»Was willst du, er ist doch ein guter Kerl. Ich kannte seinen Vater, der Attaché bei unserer Gesandtschaft in Washington war. Du solltest dich nicht ärgern, Val, er hat seinen zweimonatigen Urlaub geopfert, um mir zu helfen. Ich hoffte, du würdest in dieser Zeit deiner Nachforschungen endlich überdrüssig.«

»Es ist ein widerwärtiges Gefühl, zu wissen, daß man dauernd beobachtet wird«, sagte sie vorwurfsvoll.

Ihre ablehnende Haltung Jim Featherstones Mission gegenüber hielt sie allerdings nicht davon ab, ihn an sein Versprechen zu erinnern. Anderntags kam er auch wie verabredet und holte sie ab. Schon nach fünf Minuten, beim großen Marmorbogen im Hyde Park, ließ sie den Wagen anhalten und öffnete die Tür.

»Aha - hier soll ich also aussteigen?« fragte er harmlos.

»Haben Sie schon zwei Polizeibeamte bestellt, die mit Motorrädern hinter mir herfahren?«

»Ehrenwort - nein! Ich vertraue Ihnen, daß Sie heute nichts

tun werden, was mich als Ihren offiziellen Schutzengel in Verlegenheit bringen könnte. Aber hören Sie gut zu - um acht Uhr werde ich im Carlton Hotel nach Ihnen fragen, und wenn Sie bis dahin nicht zurück sind, lasse ich Ihren Steckbrief an alle Polizeistationen Englands gehen.«

Sie winkte ihm vergnügt zu, als der Wagen abfuhr, und sah, daß er ihr solange es ging nachschaute.

Als das Auto außer Sicht war, schlenderte er nachdenklich durch den Park zurück. Obwohl er alle Zusammenhänge zu erraten glaubte, war es ihm dabei doch ziemlich unbehaglich. Zum Beispiel Valeries Anwesenheit in Creagers Garten vor zwei Tagen - in Wirklichkeit hatte er nur beobachtet, wie sie sich im Garten versteckte und später wieder herauskam. Was sie in der Zeit zwischen drei Uhr nachmittags und acht Uhr abends getan hatte, wußte er nicht.

Mr. Howett hatte ihm seinerzeit nur mitgeteilt, daß seine Tochter dringend nach jemand suche. Wer die gesuchte Person war und was es mit ihrem Verschwinden auf sich hatte, war ihm noch völlig unklar. Seit zwei Monaten beobachtete er diese schöne junge Dame nun schon. Wer, um alles in der Welt, aber war Mrs. Held, und weshalb suchte Valerie sie? Mr. Howett kannte er gut und war ihm sowohl diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans öfters begegnet. Er war Witwer und hatte nur das eine Kind. Nichts deutete auf eine verlorengegangene Verwandte oder enge Freundin der Familie hin.

Soweit war er mit seinen Überlegungen gekommen, als er eine alte Bekannte entdeckte. Schnell überquerte er den Rasen und trat einer elegant gekleideten Dame in den Weg, die langsam auf einem der Parkwege spazierte.

»Wahrhaftig, ich dachte schon, ich hätte mich geirrt«, begann Jim liebenswürdig. »Wie geht es Ihnen, Fay?«

Sie schaute ihn verständnislos an und zog die Brauen hoch.

»Ich erinnere mich nicht, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben«, sagte sie und sah sich scheinbar nach einem Polizisten um.

Jim Featherstone amüsierte es sehr.

»Fay, Fay«, rief er lachend, »seien Sie nicht so abweisend und hochmütig! Was machen alle Ihre vornehmen Bekannten? Jerry ist, soviel ich weiß, noch im Gefängnis, und die übrigen halten sich in Paris versteckt, nicht wahr?«

»Mr. Featherstone, es ist schlimm genug, daß eine Dame nicht einmal Spaziergehen kann, ohne von einem Polizeispitzel angepöbelt zu werden ...«

»Sehr fein drücken Sie sich nicht gerade aus. Wie steht's eigentlich mit der Neuigkeit, die ich über Sie zu hören bekam?«

»Wovon sprechen Sie?« fragte sie ungeduldig.

»Man erzählte mir, daß Sie kürzlich geheiratet hätten. Wer ist wohl der Glückliche?«

»Da irren Sie sich sehr, ich bin nicht verheiratet.«

Er ging beharrlich neben ihr her.

»Wie geht es eigentlich diesem Mischling, dem Sekretär des alten Bellamy?« erkundigte er sich nebenbei.

»Wie kommen Sie auf den Ausdruck ›Mischling‹?« fragte sie pikiert. »Falls Sie Mr. Savini meinen, der ein guter Freund von mir ist, muß ich Ihnen sagen, daß er aus einer alten portugiesischen Familie stammt. Im übrigen weiß ich nicht, wie ich dazu komme, mich mit einem Polizeibeamten in der Öffentlichkeit zu unterhalten.«

»Entschuldigen Sie«, murmelte Featherstone, »ich hätte natürlich daran denken sollen, daß man einen Eurasier nicht ›Mischling‹ nennt. Nebenbei, ich glaube, er ist ganz normal und ehrenhaft geworden, oder täusche ich mich?«

Sie drehte sich gereizt zu ihm hin.

»Mr. Featherstone, ich habe keine Lust, mit Ihnen noch weiter über meinen Freund zu sprechen. Wenn Sie mich jetzt allein lassen, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«

»Man könnte tatsächlich glauben, daß Sie mit Julius verheiratet sind. Sollte es der Fall sein, so darf ich Ihnen wohl meinen herzlichen Glückwunsch -«

Sie drehte sich um, bevor er den Satz beenden konnte.

Jim Featherstone begab sich zum Carlton Hotel zurück, um seine Bekanntschaft mit Julius zu erneuern. Er traf ihn dort nicht mehr an, denn Savini war mit seinem Herrn schon unterwegs nach Garre Castle.

## 9.

Man konnte dem alten Turm und den dicken Mauern von Garre Castle nicht ansehen, wie luxuriös das Schloß innen eingerichtet war. Von außen machte es einen düsteren und abschreckenden Eindruck. Nur schmale Schießscharten starrten dem Betrachter entgegen. Die Doppelfenster von Mr. Bellamys Bibliothek blieben neugierigen Augen verborgen, denn sie gingen auf die grüne Rasenfläche des inneren Hofes hinaus.

Es hatte seinerzeit Aufsehen erregt, als Bellamy, der selbst kaum ein Buch las, und auf den geschichtliche Tradition nicht den geringsten Eindruck machte, die alte Burg für eine hohe Summe kaufte. Vielleicht aber waren es einfach die dicken, starken Mauern gewesen, die dem alten Bauunternehmer Bewunderung abnötigten. Diese trutzigen Steinmauern, die Strenge der Burgkapelle, die düsteren Kerkerzellen mit ihren schweren Türen, die ganze Macht und Majestät von Garre Castle sprachen diesen primitiven Menschen auf seltsame Weise an.

Schon zwanzig Jahre zuvor, bei seinem ersten Besuch in England, hatte die Burg einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und bei allen seinen späteren Plänen spielte sie eine große Rolle.

Er liebte Garre Castle über alles. Selten blieb er eine Nacht außerhalb; wenn er in die Stadt fuhr, kehrte er nach Möglichkeit abends in seine Burg zurück. Stundenlang konnte er Art und Anlage des Mauerwerks studieren. Oft starrte er auch zu dem mächtigen Eichenbalken hinauf, der unter dem Dach der Burgkapelle in den Hof hinausragte. In halber Höhe darunter gab es eine Öffnung in der Mauer; durch dieses Loch hatte man

in vergangenen Zeiten Menschen gestoßen, denen zuvor ein oben am Galgenbalken befestigter Hanfstrick um den Hals gebunden worden war. So ging man damals mit Leuten um, die sich auflehnten oder gegen Verbote verstießen. Auch der grüne Bogenschütze, der in den Forsten seines Herrn gewildert hatte, endete an diesem Galgen.

Am Abend seiner Rückkehr von London saß Abel Bellamy vor dem großen Kamin in der Bibliothek und schaute ins Holzfeuer, das lebhaft knisterte und sprühte. Es war ein schöner Raum, Holzpaneele schmückten die Wände vom Boden bis zur Decke, blaue Samtvorhänge hingen vor den tiefen Nischen der Fenster.

Es war schon spät. Bellamy konnte sich immer noch nicht von seinem bequemen Armsessel trennen, aber schließlich erhob er sich doch, schloß die Tür auf und klingelte. Gleich danach erschien Savini.

»Nehmen Sie alle Briefe dort auf dem Tisch, setzen Sie die Antworten auf und legen Sie sie mir morgen vor. - Ich bleibe den ganzen nächsten Monat hier - wenn Sie einmal Urlaub haben wollen, dann sagen Sie es mir besser gleich.«

»Am Mittwoch habe ich eine Verabredung.«

Der Alte knurrte irgend etwas.

»Nun gut, Sie können am Mittwoch gehen.« Als Julius schon wieder an der Tür war, rief er ihn noch einmal zurück. »Savini, Sie fragten mich neulich, ob ich ein Testament gemacht hätte.«

»Mein Gott, ich dachte mir nichts Böses dabei«, erwiderte Savini rasch. »Als Ihr Privatsekretär muß ich mich schließlich um Ihre Angelegenheiten kümmern.«

»Ja, das sagte ich mir zuerst auch. Inzwischen habe ich es mir allerdings überlegt und bin zur Überzeugung gekommen, daß Sie nicht der Mann sind, der eine solche Frage ohne bestimmte Absicht stellt. - Gut, Sie können gehen.«

Als er wieder allein war, lief Bellamy unruhig auf und ab. Er hatte ein unsicheres Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Mit einem seltsam geformten Schlüssel öffnete er eine der

Schreibtischschubladen. Obenauf lag eine Ledermappe, die er aufklappte und auf den Tisch legte. Er nahm die Fotografie einer Frau in die Hand. Die altmodischen Kleider auf dem Bild mochten vor etwa zwanzig Jahren modern gewesen sein. Das Gesicht sah jung und hübsch aus. Die dunklen Augen schienen ihn anzublicken. Bellamy preßte die Lippen aufeinander.

»Du bist eine Närrin«, murmelte er nach einer Weile. »Du bist hübsch, aber verrückt. Du hast nicht den geringsten Verstand.«

Er legte das Bild weg und nahm eine zweite Fotografie auf, die eines dreißig- bis vierzigjährigen Mannes.

»Auch ein Narr - ja, du warst immer einer, Mike!«

Eine dritte Fotografie zeigte ein kleines Kind. Auf der Rückseite war ein Zeitungsausschnitt aufgeklebt. Die kurze Notiz lautete:

»Leutnant J. D. Bellamy, Angehöriger der Armee der Vereinigten Staaten. Der genannte Offizier wurde bei einem Luftkampf ungefähr am 14. Mai 1918 getötet.«

Er legte auch diese Fotografie in die Mappe zurück, als er etwas entdeckte. Asche - Zigarettenasche! Bellamy rauchte nie Zigaretten, aber er wußte, daß Savini es tat. Er wollte schon klingeln, unterließ es aber doch. Daß ein Mann wie Savini, dessen Charakter er kannte, in seinen Privatsachen herumschnüffeln würde, damit hätte er rechnen müssen. Bevor er an diesem Abend die Bibliothek verließ, schloß er die Ledermappe in den hinter einem Eichenpaneel eingebauten Wandtresor ein.

Julius, der in einem Zimmer auf der andern Seite der Eingangshalle arbeitete, sah durch die offenstehende Tür, wie sein Herr herauskam und das Licht in der Bibliothek ausdrehte.

Bellamys großes, düsteres Schlafzimmer war nur spärlich möbliert. Der einzige Zugang war durch zwei Türen gesichert, eine äußere, schwere aus Eichenholz und eine innere, die mit Leder überzogen war. Bellamy verschloß wie jeden Abend die äußere wie auch die innere Tür und kleidete sich aus. Bevor er

sich ins Bett legte, holte er einen langen, dünnen Schlüssel aus der Tasche, den er unter dem Kopfkissen versteckte.

Er fiel sofort in einen leichten, gesunden Schlaf, aus dem er drei Stunden später plötzlich erwachte. Es war eine mondhelle Nacht mit fast wolkenlosem Himmel, und da die Vorhänge nachts nie gezogen wurden, war es ziemlich hell im Zimmer. Er konnte deutlich erkennen, wie die Ledertür langsam und geräuschlos aufschwang.

Bellamy wartete einen Augenblick, dann griff er nach der Pistole, die er stets auf seinem Nachttisch liegen hatte. Vorsichtig stand er auf, die Pistole schußbereit in der Hand.

Die Tür stand jetzt weit offen - jeden Augenblick konnte jemand im Zimmer stehen. Eine Minute verging, ohne daß sich etwas ereignete. Bellamy rannte bis zur Tür, wartete, machte einen Schritt hinaus.

Der Mond schien durch die Gangfenster, die Halle war silbrighell erleuchtet.

Zuerst konnte er nichts entdecken, aber dann bewegte sich etwas aus dem Schatten ins helle Licht. Eine schlanke, grüne Gestalt mit todblassem Gesicht stand vor Bellamy und hielt einen Bogen in der Hand. Eine Täuschung war ausgeschlossen.

Einen Augenblick starrte der Alte wie gebannt auf die Erscheinung, dann hob er die Pistole und schoß zweimal.

Als Bellamy schoß, schien die Gestalt zu verschwimmen und sich im Schatten, aus dem sie getreten war, aufzulösen. Er stürzte vorwärts, aber die Stelle, an der die grüne Erscheinung gestanden hatte, war leer. Die Schüsse hatten zwei große Löcher in der Wandverkleidung hinterlassen.

Bellamy schaute sich um. In der Nähe befand sich die Tür, hinter der eine Wendeltreppe zu den Zimmern der Dienstboten hinaufführte. Er versuchte die Tür zu öffnen, aber sie war verschlossen. Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er eilte den Gang entlang, bis er zu Savinis Schlafzimmer kam. Er rüttelte heftig an der verschlossenen Tür.

»Savini!« rief er laut.

Nichts rührte sich. Inzwischen waren einige Dienstboten von dem Lärm wach geworden. Ein alter Mann, nur mit Hemd und Hose bekleidet, kam durch den Gang gelaufen.

»Was ist geschehen, Mr. Bellamy?«

»Fragen Sie nicht so dumm! Tun Sie etwas. Wir müssen das ganze Schloß durchsuchen. Wecken Sie die andern Diener und telefonieren Sie rasch nach dem Portier!«

In diesem Moment öffnete sich Savinis Tür. Er war im Schlafanzug und blinzelte verstört ins Licht.

»Was ist ...« stotterte er schlaftrunken.

Bellamy stürzte sofort ins Zimmer und sah sich argwöhnisch darin um. Ein Fenster stand offen, er ging darauf zu und schaute hinaus. Ein schmaler Mauervorsprung zog sich unmittelbar unter dem Fenster der Mauer entlang, breit genug, daß ein schwindelfreier Mann darauf gehen konnte.

»Haben Sie die Schüsse nicht gehört?«

»Was ist denn los?«

»Ziehen Sie sich sofort an und kommen Sie in die Bibliothek hinunter!« befahl der Alte.

Mit raschem Griff riß er dem Sekretär die Jacke auf und starrte auf die bloße Brust darunter. Er fluchte vor Enttäuschung, denn unter dem Schlafanzug hatte er ein anliegendes grünes Trikot erwartet.

Savini kleidete sich hastig an und eilte in die Bibliothek, in der Bellamy zornig auf und ab lief.

»Wer hat die Tür zur Dienertreppe abgeschlossen?« fragte er.

»Ich - das tue ich doch jeden Abend. Sie haben mir ja selbst den Auftrag dazu gegeben.«

Ein durchdringender Blick traf den Sekretär.

»Und den Schlüssel haben natürlich Sie?«

»Nein, der Hausmeister. Er muß morgens die Tür öffnen, um die Mädchen einzulassen, die oben saubermachen.«

Bellamy kniff die Augen zusammen.

»Savini, wenn Sie nicht irgendwie mit diesem grünen Bogenschützen zu tun haben, dann irre ich mich gewaltig!



Holen Sie sofort Wilks!«

Julius verschwand und kam bald mit dem Hausmeister wieder zurück. Wilks hatte den Schlüssel tatsächlich in der Tasche.

Bellamy nahm eine Taschenlampe aus dem Schreibtisch. Sie verließen zu dritt die Bibliothek und stiegen in den oberen Stock zu den Schlafzimmern hinauf. Der Hausmeister öffnete mit seinem Schlüssel die Tür zur Wendeltreppe. Nach oben führte sie zu den Dienstbotenzimmern, nach unten zu den Wirtschaftsräumen.

Bellamy entscherte seine Pistole und stieg, mit der Lampe vorausleuchtend, die Treppe hinunter. Der Hausmeister und Savini folgten ihm. Unten gelangten sie an eine unverschlossene Tür zu einem Nebenraum der Burgeküche. Dieser Raum hatte noch zwei Türen, die aber von innen verriegelt waren.

Bellamy leuchtete in jeden Winkel, ohne etwas Ungewöhnliches entdecken zu können.

»Nichts - wo zum Teufel könnte ...«, murmelte er und suchte weiter, bis der Morgen graute.

Vor dem Feuer in der Bibliothek trank er eine Tasse heißen Kaffee. Savini war stehengeblieben und sah ihm zu.

»Irgend etwas steckt hinter dieser Geschichte mit dem grünen Bogenschützen. Ein Geist? Blödsinn! Ich glaube weder an Geister noch an den Teufel und lasse mir von nichts Ober- oder Unterirdischem Furcht einflößen. Der Kerl, der heute nacht hier eingebrochen ist, muß kugelfest sein, wenn er mir das nächste Mal entwischen will! - Ja, was gibt's? Herein!«

Der Hausmeister hatte angeklopft und trat jetzt ein.

»Ich habe noch einmal die Vorratskammer neben der Küche durchsucht, Mr. Bellamy - dabei habe ich dies hier gefunden.«

Bellamy sprang auf und riß Wilks den Gegenstand aus der Hand, der aussah wie ein kleiner roter Ball, sich bei näherer Untersuchung aber als blutdurchtränktes Taschentuch herausstellte. Bellamy zog die Augenbrauen hoch.

»Also habe ich den Kerl doch erwischt!« rief er triumphierend. »Oder können Gespenster etwa bluten? Was halten Sie davon, Savini?«

Er faltete das Taschentuch ganz auseinander.

»Ein Damentaschentuch -«, murmelte er verblüfft.

Es war ein hübsches Spitzentuch aus feinstem Batist. In der einen Ecke war ein Monogramm eingestickt. Er hielt das Tüchlein unter die Tischlampe.

»V. H.«, las er stirnrunzelnd. »V. H.! Wer, zum Teufel, ist V. H.?«

Da er nicht auf Savini achtete, sah er dessen entsetzten Blick nicht.

V. H.! Valerie Howett! durchzuckte es den Sekretär.

## 10.

Abel Bellamy empfing Fremde nie oder doch nur selten in der Burg. Er hatte im Pförtnerhaus eigens ein Besucherzimmer einrichten lassen, und wenn es etwas zu verhandeln gab, ging er hinüber und führte die Besprechung dort.

Der Morgen nach dem nächtlichen Zwischenfall war klar und frostig. Mr. Bellamy stapfte langsam über die Rasenflächen des Parks zum Pförtnerhaus. Der Portier legte respektvoll die Hand an die Mütze, als er eintrat und sich ins Besuchszimmer begab, wo ein Polizeibeamter auf ihn wartete.

»Guten Morgen, Mr. Bellamy. Wie ich höre, gab es heute nacht einige Aufregung in der Burg?«

Bellamy sah ihn abweisend an.

»Dann sind Sie falsch unterrichtet worden. Es war überhaupt nichts los, außer, daß ich einen dummen Traum hatte und auf einen Schatten schoß. Ich hielt ihn für einen Einbrecher. Da - nehmen Sie, für Ihre Bemühungen!« Er drückte dem Polizisten eine Banknote in die Hand. »Vergessen Sie den Vorfall. Ich möchte nicht, daß die Sache weitergemeldet wird.«

Der Polizist lächelte verbindlich.

»Ich verstehe, Mr. Bellamy.«

»Sie sind wohl über alles unterrichtet, was im Dorf passiert, nehme ich an. Waren in letzter Zeit Fremde hier?«

»Ja, ich glaube, ein oder zwei Besucher sind hier gewesen, vor allem eine Dame, die Lady's Manor sehen wollte.«

»Lady's Manor?« fragte Bellamy. »Das ist doch das alte Haus dort an der Straße?«

»Ja, es gehört Lord Tetherton. Man müßte viel Geld hineinstecken. Deshalb ist es wohl auch noch nie vermietet worden. Teile des Hauses sind so alt wie Ihre Burg.«

»Wann war sie hier?«

»Ich glaube, vor zwei Tagen. Die Dame sah sehr gut aus.«

»Wissen Sie, woher sie kam?«

»Von London, soviel ich weiß. Wenigstens hatte das Auto eine Londoner Nummer.«

»War sie allein?«

»Ich habe niemand in ihrer Begleitung gesehen.«

»Falls Sie noch etwas über die Dame erfahren können - ich möchte gerne ihren Namen wissen.«

Den restlichen Vormittag benützte Bellamy dazu, die Vorratskammer nochmals genau zu untersuchen. Er hoffte, eine Blutspur zu entdecken, die ihm weitere Aufschlüsse geben würde, aber er fand nicht einen einzigen Flecken. Savini schickte er unter einem Vorwand nach Guildford, damit er sich ungestört seinen Nachforschungen im Haus widmen konnte.

Julius war nur zu froh, sich aus dem Staub machen zu können. Sobald er seinen Auftrag in Guildford erledigt hatte, fuhr er nach London ins Carlton Hotel.

»Nein, ich glaube nicht, daß Miss Howett in ihrem Zimmer ist«, teilte ihm der Empfangschef mit. »Ich habe sie heute überhaupt noch nicht gesehen. Wenn Sie wünschen, kann ich fragen, ob sie zu sprechen ist.«

Savini zögerte einen Augenblick.

»Ja - bitte.«

Er hatte sich zu einem kühnen Schritt entschlossen.

Gespannte Erwartung spiegelte sich in seinem Gesicht, während der Concierge telefonierte.

»Es tut mir leid, Mr. Savini, Miss Howett ist nicht zu sprechen. Sie hat sich gestern abend den Fuß vertreten, als sie aus dem Wagen stieg, und ist nun in ärztlicher Behandlung.«

Verwirrt verließ Julius das Hotel. »Den Fuß vertreten« bedeutete doch wohl, durch einen Schuß verwundet? Was jedoch hatte sie überhaupt in Garre Castle zu suchen? Und zu welchem Zweck verkleidete sich die Tochter eines Millionärs als grüner Bogenschütze? Wenn sie es wirklich gewesen war - die Annahme schien unglaublich, phantastisch, und doch, die Anfangsbuchstaben auf dem Taschentuch und nun der verletzte Fuß sprachen für seine Theorie.

Wenige Schritte vom Hotel entfernt lief er dem Mann in die Arme, den er gerade heute am wenigsten treffen wollte - Spike Holland.

»Ich habe keine Zeit, Holland! Wenn Sie Mr. Bellamy sehen, sagen Sie ihm um Himmels willen nicht, daß Sie mich in London getroffen haben. Er hat mich nach Guildford geschickt und weiß nicht, daß ich hier bin.«

»Stimmt es, daß er letzte Nacht Besuch bekam?« fragte Spike.

»Ich kann Ihnen schwören ...«

»Unsinn! Leugnen hat gar keinen Zweck. Wir haben einen Agenten im Dorf sitzen, der uns alles berichtet. Er teilte uns telefonisch mit, daß der alte Bellamy in der vergangenen Nacht Schießübungen nach dem grünen Bogenschützen veranstaltete.«

»Mein Gott, wenn der Alte erfährt, daß ich mit Ihnen gesprochen habe -« jammerte Savini. »Dabei weiß ich gar nicht genau, was eigentlich los war.«

»Los, erzählen Sie schon!«

Julius berichtete ziemlich genau, was sich zugetragen hatte. Nach jedem Satz beschwor er allerdings Spike, ihn ja nicht zu verraten.

»Was führt der Alte eigentlich für ein Leben in seiner Burg?

Gibt er auch Einladungen?»

»Kein fremder Besucher hat Garre Castle betreten, seit ich dort bin, und Bellamy vertrödelte seine Tage damit, die Mauern zu betrachten. Die Abende verbringt er allein in seiner Bibliothek. Gewöhnlich schließt er sich dort von neun bis elf Uhr abends ein, manchmal auch eine Stunde morgens.«

»Was, er schließt sich regelrecht ein?« staunte Spike.

»Ja, beide Türen der Bibliothek sind dann verschlossen. Es gibt nämlich auf der anderen Seite noch eine Tür. Die Mahlzeiten nimmt er meist auch in der Bibliothek - aber verraten Sie mich bloß nicht, Holland! Ich habe schon viel zuviel gesagt, und jetzt muß ich schleunigst gehen.«

Bevor Spike ihn aufhalten konnte, war er verschwunden.

Auf dem Rückweg nach Guildford machte sich Julius die größten Vorwürfe, weil er so viel ausgeplaudert hatte. Ein Glück nur, daß er wenigstens das Taschentuch nicht erwähnt hatte - das war ja das Interessanteste an der ganzen Geschichte.

Savini traf Bellamy in verhältnismäßig guter Stimmung an, als er sich bei ihm zurückmeldete. Er äußerte sogar von sich aus die Vermutung, daß der Vorfall wahrscheinlich wieder in die Zeitungen kommen würde.

»Die Hälfte der Dienstboten hat mir gekündigt«, brummte er. »Selbst der dicke Wilks will gehen. Ich habe ihm aber gleich gesagt, daß ich ihn wegen Kontraktbruchs verklagen werde. Veranlassen Sie übrigens, Savini, daß heute nacht alle Lampen in den Korridoren und der Halle brennen!«

»Rechnen Sie damit, daß er wiederkommt?« erkundigte sich Julius, aber sein Herr würdigte ihn keiner Antwort, sondern fluchte nur leise vor sich hin.

Bellamy hatte beide Türen seines Schlafzimmers genau untersucht. Die äußere Tür konnte ohne größere Schwierigkeiten geöffnet werden, wenn jemand über die nötigen Werkzeuge verfügte. Praktisch unmöglich war es dagegen, die Ledertür zu öffnen, die ein Patentschloß und nur auf der Innenseite einen Drücker hatte.

Als er nachts schlafen ging, legte er die Pistole wie immer griffbereit neben sich. Um fünf Uhr morgens wachte er auf und sah, daß beide Türen seines Zimmers weit offenstanden. Seine Pistole war verschwunden!

## 11.

»Vater, ich hätte schrecklich gerne ein Landhaus!« platzte Valerie Howett eines Morgens beim Frühstück unvermittelt heraus.

Mr. Howett schaute erstaunt auf.

»Wie kommst du darauf?« fragte er.

Valerie sah müde und blaß aus.

»Ich habe einen herrlichen alten Landsitz besichtigt«, berichtete sie. »Er ist nicht weit von London entfernt und hat nur den einen Nachteil, daß er an die Besetzung Abel Bellamys grenzt.«

»Wo liegt denn das Haus?«

»In Garre - es heißt Lady's Manor und ist ein alter Witwensitz, der früher zur Burg gehörte. Allerdings muß das Gebäude gründlich renoviert werden. Sehr still ist es dort, Vater - du könntest sicher ungestört an deinem Buch arbeiten.«

Mr. Howett träumte schon lange davon, eine politische Geschichte Englands zu schreiben.

»Es ist still dort, sagst du? Eigentlich keine schlechte Idee.« Er lehnte sich im Stuhl zurück und sah zur Decke. »Ich hätte tatsächlich große Lust, endlich mit meinem Buch anzufangen - und auch für dich wäre es vielleicht eine ganz gute Erholung. - Sag mal, Valerie, fürchtest du dich vor Geistern?«

»Nein, ich fürchte mich nicht - wenn du mit Geistern etwa den grünen Bogenschützen meinst?«

»Eine merkwürdige Geschichte. Ich kenne diesen Mr. Bellamy nicht, aber soviel ich gehört habe, scheint er sich vor nichts auf der Welt zu fürchten, es sei denn vor dem Besuch eines Steuerbeamten.«

Valerie war aufgestanden. Mr. Howett wollte ihr helfen, aber sie wehrte lachend ab.

»Du solltest mit deinem Fußgelenk unbedingt zum Arzt, Valerie!«

»Ich will mich ein wenig hinlegen.«

Sie humpelte ins andere Zimmer hinüber. Nach einer Stunde klopfte Mr. Howett an ihre Tür.

»Captain Featherstone ist hier - er sagt, daß er dich sprechen möchte. Kann er hereinkommen?«

»Wenn er verspricht, sich ruhig zu verhalten!« rief sie zurück. »Ich bin momentan nicht in Stimmung, mir Vorhaltungen machen zu lassen.«

»Warum in aller Welt sollte er dir Vorhaltungen machen?« wunderte sich Mr. Howett und nahm seine unterbrochene Lektüre wieder auf.

Absichtlich übertrieben auf den Zehenspitzen gehend, stolperte Jim Featherstone in Valeries Zimmer.

»Wie traurig, Sie darniederliegen zu sehen, Miss Howett!« begann er spöttisch. »Bitte, seien Sie nicht böse, ich wollte Ihnen wirklich meine Teilnahme aussprechen. Wo waren Sie letzte Nacht?«

»Im Bett.«

»Und die Nacht vorher?«

»Auch im Bett.«

»Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich mir die Frage erlaube, ob Sie im Traum jener düsteren Gegend von Limehouse einen Besuch abstatteten und sich nach einem Mann umsahen, der unter dem Namen Coldharbour Smith bekannt ist?« Er hob feierlich abwehrend die Hand, als sie ihn unterbrechen wollte. »Einen Augenblick! Gerieten Sie bei dieser Gelegenheit nicht in eine Wirtshauskeilerei? In einer Kneipe, die hauptsächlich von Chinesen und Negern besucht wird? Glücklicherweise hat Sie ein ehrlicher, aber rauher Matrose gerettet - trotzdem haben Sie einen bösen Fußtritt von einem der Kerle abbekommen.«

»Waren etwa Sie dieser freundliche Seemann?« fragte sie verwirrt.

»Nein, es war einer meiner Beamten, Sergeant Higgins. Warum unternehmen Sie nur so gefährliche Sachen?«

»Weil ich muß«, antwortete sie trotzig. »Hätte ich Creager nur gesehen, bevor alles passierte. Ich wußte schon einiges von ihm, zum Beispiel, daß er von Bellamy Geld erhielt, weil er früher einmal etwas Schreckliches für ihn getan hatte. Und auch dieser andere Mann hat für ihn ...« Sie brach fröstelnd ab.

»Na, ein Gentleman ist Coldharbour sicher nicht«, stimmte Featherstone bei. »Er wird also auch von Bellamy unterstützt? Das wußte ich noch gar nicht. Wo bekommen Sie nur all diese Informationen her?«

»Ich bezahle dafür. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen.«  
Nachdenklich studierte er das Teppichmuster.

»Ich habe das Gefühl, daß Sie sich auf diese Weise außerordentlich gefährden. Zum Glück haben Sie Coldharbour nicht getroffen. Wenn es der Fall gewesen wäre, hätte es Bellamy innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden erfahren.«

Er sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, und dieser unerwartete Anblick machte ihn betroffen.

»Ich habe alles probiert«, sagte sie, »wirklich alles. Und ich sehe ein, daß es sehr eigensinnig von mir war, als ich klüger sein wollte als die Polizei. Leider bin ich es nicht.«

»Hinter was jagen Sie nur her, Miss Howett?«

»Fragen Sie mich nicht!« rief sie heftig. »Ich bin meiner Sache sicher und weiß, daß ich auf dem rechten Weg bin.«

»Vertrauen Sie mir doch wenigstens an, wer die Frau ist, die Sie suchen.«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Es ist allein mein Geheimnis.«



Spike Holland wurde von seinem Chefredakteur beauftragt, zu John Wood nach Wenduyne zu fahren und ihn zu überreden, eine Artikelfolge über Kinderfürsorge zu schreiben. Spike kam es sehr gelegen, denn dieser Mann hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Außerdem hoffte er, von Wood noch einiges über Abel Bellamy zu erfahren. Seine Reaktion letztthin, als dieser Name gefallen war, gab Spike die Gewißheit, daß Wood mehr wußte, als er sagen wollte.

Die Überfahrt über den sehr unruhigen Kanal war ungemütlich. Spike war froh, als er in Ostende wieder festen Boden unter den Füßen hatte und bald darauf in einem Zugabteil erster Klasse saß.

Wenduyne war zu dieser Jahreszeit so gut wie verlassen, die Strandpromenade schmutzig und ungepflegt. Der Wind pffte über die Dünen, und Spike knöpfte seinen Mantel bis zum Kinn zu. Endlich stand er vor dem Haus Nummer vierundzwanzig, einer großen Villa, die einen menschenleeren Eindruck machte.

Die Klingel funktionierte nicht, und erst auf heftiges Klopfen hin erschien eine alte Frau.

»Monsieur empfängt nicht«, sagte sie auf französisch.

»Ich werde erwartet und habe mich telegrafisch angemeldet.« Nun wurde die Frau freundlicher.

»Oh, natürlich, ich weiß. Kommen Sie bitte mit.«

Sie führte ihn die Treppe hinauf und klopfte an eine Tür.

Das Zimmer war lang und sehr schmal. An der einen Wand standen hohe Bücherregale, die andere war mit Teppichen behängt. Durch das einzige, bunte Glasfenster fiel spärlich etwas Tageslicht ein.

John Wood saß am Schreibtisch. Er erhob sich sofort.

»Sie sind also trotz des schlechten Wetters gekommen? Nehmen Sie bitte Platz, Mr. Holland. Damit Sie nicht erst zu fragen brauchen - ich bin natürlich gern bereit, die Artikelserie zu schreiben, die Sie erwähnten. Es ist mir lieb, wenn meine Pläne der Öffentlichkeit bekanntwerden, und ich scheue mich nicht, rücksichtslos für mich Reklame zu machen.«

Während sie ein paar Einzelheiten, Länge und Inhalt der Artikel besprachen, brachte die alte Frau Kaffee und Biskuits herein.

»Wie ruhig und friedlich Sie es hier haben«, meinte Spike.  
»Genau die richtige Atmosphäre zum Schreiben!«

John Wood lächelte nachsichtig.

»Ich würde Sie ganz gern nach oben führen, um Ihnen die Ruhestörer zu zeigen, aber sie schlafen gerade.«

»Haben Sie denn Kinder hier?« fragte Spike erstaunt.

»Eine ganze Menge. Dreißig. Hier sind allerdings nur die gesunden Kinder. Das Sanatorium befindet sich in einem andern Stadtteil.«

Sie unterhielten sich lange über Kinder und Fürsorgeprobleme. Wood schien sich für nichts anderes zu interessieren. Endlich versuchte Spike das Thema zu wechseln.

»Sie haben, Mr. Wood, als wir uns das letztemal trafen, eine Bemerkung gemacht, die mich beschäftigte. Ich glaube, Sie wissen mehr über Abel Bellamy, ab Sie mir sagen wollten. Mir scheint, Sie schätzen ihn nicht besonders?«

Mr. Wood spielte mit einer kleinen Statue, die auf seinem Schreibtisch stand.

»Ich weiß genug, um ihn an den Galgen bringen zu können«, sagte er, ohne aufzublicken.

»Sie wissen genug, um ihn ...« wiederholte Spike verwirrt.  
»Ist das nicht etwas übertrieben?«

Wood sah ihm jetzt offen ins Gesicht.

»Möglich, daß meine Behauptung gewagt ist. Aber ich spreche ja im Vertrauen mit Ihnen.«

Spike war gewöhnlich nicht entzückt, wenn ihm Mitteilungen gemacht wurden, die er nicht veröffentlichen sollte. Dieser Fall jedoch interessierte ihn auch persönlich.

»Zwar habe ich keine Beweise. Trotzdem weiß ich genug, daß ihm der Prozeß gemacht werden könnte.«

»Wenn ich an Ihre Arbeit denke«, meinte Spike, »vermute ich, daß es damit zusammenhängt. Handelt es sich um Kinder?«

»Ja, er hat ein Kind umgebracht. Ob allerdings er oder einer seiner Komplizen dafür verantwortlich ist, weiß ich nicht. Abel Bellamy haßt Kinder. Er würde seinen letzten Dollar lieber ins Meer werfen, als mit ein paar Cents einem Kind zu helfen.«

»Können Sie mir nicht mehr über die Sache erzählen?«

»Es war in Amerika, vor vielen Jahren. Aber ich fürchte, daß ich schon zuviel gesagt habe. Früher oder später werden die Beweise in meiner Hand sein. Ich habe meine Mittelsmänner, die schon seit zwei Jahren eine Spur verfolgen.«

»Hatte Bellamy nicht einen Streit mit dem Vormundschaftsgericht in Amerika?«

»Ich weiß davon, aber es hat nichts mit dem Fall zu tun, den ich meine. Es gibt eben eine ganze Reihe von Untaten, für die er verantwortlich ist. Bellamy ist ein brutaler Kerl ohne Skrupel.«

Spike wagte erst jetzt die Frage zu stellen, die ihm besonders wichtig war.

»Glauben Sie, daß es sich beim grünen Bogenschützen um eines seiner Opfer handelt?«

»Die Leute glauben, der grüne Bogenschütze sei die Erfindung eines Zeitungskorrespondenten.« Wood lächelte spöttisch. »Seinen Namen zu nennen, verbietet die Höflichkeit.«

»Ich würde mich glücklich schätzen, als Verfasser einer Geschichte zu gelten, die ganz England zum Narren hält. Leider aber ist der grüne Bogenschütze nicht mein Phantasieprodukt.«

Spike erzählte vom letzten Erscheinen des Bogenschützen, und John Wood fragte ihn genau nach allen Einzelheiten aus.

»Wer sah das Gespenst noch, mit Ausnahme von Bellamy?«

»Niemand - vielleicht hat er sich die Sache selbst ausgedacht.«

»Das glaube ich nicht. Der grüne Bogenschütze wird schon wirklich existieren.«

Wood lehnte sich zurück und blieb in Gedanken versunken sitzen. Dann erhob er sich, ging zum Geldschrank neben dem Eingang und holte etwas heraus.

»Sehen Sie, Holland!« Er zeigte ihm einen verfärbten, fleckigen Kinderschuh aus weichem, weißem Leder. »Eines Tages werde ich Abel Bellamy vor einem amerikanischen Gericht diesen Schuh vorlegen!«

Spike dachte, als er gegen den Wind ankämpfend wieder zur Bahnstation ging, über Mr. Wood und seine Worte nach.

### 13.

»Gehen Sie bloß meinen Hunden aus dem Weg!« knurrte Bellamy, als Savini am nächsten Morgen bei ihm erschien. »Sie wären gerade der richtige Bissen für sie!«

Julius schaute ihn fragend an, denn im Schloß gab es gar keine Hunde. Sein Herrklärte ihn sogleich auf.

»Ich habe zwei Polizeihunde gekauft, die von heute nacht an die Halle und die Korridore bewachen werden. Wenn Sie nicht Selbstmord begehen wollen, dann bleiben Sie morgen früh in Ihrem Zimmer, bis ich aufgestanden bin.«

Später bekam Julius die Hunde auch zu Gesicht. Es waren riesige Tiere, die nur Bellamy an sich heranließen. Er fürchtete sich nicht im geringsten vor ihnen, und sie schienen ihn bereits als ihren Herrn anerkannt zu haben.

Bellamy bereitete es sichtlich Spaß, zuzusehen, wie Savini ängstlich zur Seite sprang, als einer der Hunde Miene machte, nach seiner Hand zu schnappen.

»Sagen Sie, Savini«, fragte Bellamy später, »das Haus nebenan ist ja vermietet? Wie heißt es doch gleich?«

»Meinen Sie Lady's Manor?«

»Ja, ich bin leider zu spät gekommen beim Agenten. Ich erfuhr es, als ich heute morgen telefonierte. Wissen Sie etwas Näheres?«

»Nein, nichts. Wer ist der Mieter?«

»Ich weiß es nicht. Warum konnten die Leute nicht woanders hinziehen?«

Am Nachmittag ging Bellamy mit seinem Sekretär zu der

Mauer, die seinen Besitz vom Nachbargrundstück trennte. Vor einer altertümlichen Pforte blieb er stehen, die vermutlich früher als Verbindung zwischen der Burg und dem Witwensitz gedient hatte. Die dicken Eichenbohlen waren mit Eisenplatten beschlagen. Der Durchgang schien seit Jahren nicht mehr benutzt worden zu sein, denn das Eisen war verrostet und die Tür von Efeu überwuchert. Dies beruhigte Bellamy jedoch nicht.

»Holen Sie einen Maurer aus dem Dorf und lassen Sie die Tür zumauern«, befahl er. »Nicht vergessen, Savini!«

Am gleichen Nachmittag noch machten sich zwei Männer an die Arbeit. Als Valerie Howett auf einem Rundgang durch den verwilderten Garten ihres neuen Wohnsitzes das Klirren von Maurerkellen gegen die Steine hörte, vermutete sie sofort, was auf der anderen Seite des alten Tores vor sich ging.

Lady's Manor hatte sie in mancher Hinsicht überrascht. Einige Räume waren unerwartet schön und gut erhalten, so daß nur kleinere Reparaturen ausgeführt werden mußten und der Einzug bald erfolgen konnte.

Eines Morgens sah Abel Bellamy vom Fenster seines Schlafzimmers aus, daß hinter den Bäumen seines Parks aus Richtung Lady's Manor Rauch aufstieg. Er fluchte.

Seit einigen Tagen stand er früher auf, weil seine Leute die Halle und die Gänge nicht mehr betraten, bevor er die Hunde an die Leine gelegt hatte. Nachts trieben sich die Tiere frei in den Korridoren herum. Ihre Anwesenheit schien tatsächlich Erfolg zu haben, denn in der Zwischenzeit war der grüne Bogenschütze nicht mehr aufgetaucht.

Als Bellamy eines Morgens die Zeitungen überflog, fiel ihm eine Schlagzeile im »Globe« auf:

»Polizeihunde beschützen den Millionär aus Chicago vor dem grünen Bogenschützen !«

Mit der Tatsache, daß er bei jeder Gelegenheit an die Öffentlichkeit gezerrt wurde, hatte er sich abgefunden. Seine Abneigung gegen Reporter war dabei nicht kleiner geworden.

Spike Holland jedoch haßte er geradezu. Dieser Mensch hatte, am Tag nach seiner Rückkehr von Belgien, die Frechheit gehabt, sich durch den Pförtner bei ihm anmelden zu lassen.

»Sagen Sie ihm«, hatte Bellamy dem Pförtner am Telefon erregt geantwortet, »daß ich die Hunde auf ihn hetze, wenn er die Burg betritt!«

Als er kurz darauf eine seiner ruhelosen Wanderungen durch den Park machte, blieb er wie vom Blitz getroffen stehen. Sein Gesicht lief vor Wut rot an. Dieser ›Globe‹-Reporter spazierte über den Rasen des Gartens seelenruhig auf ihn zu.

»Wie sind Sie hier hereingekommen?« Bellamys Gesicht war jetzt dunkelrot.

»Über die Mauer«, antwortete Spike strahlend.

»Dann machen Sie, daß Sie auf dem gleichen Weg schleunigst wieder hinauskommen!«

»Ich glaube, es ist besser, wenn Sie mich erst einmal anhören, Mr. Bellamy. Die Polizei hat nämlich die Kopie eines Briefes gefunden, den Creager an Sie richtete, und in dem er einen Mann namens Z. erwähnt. Man ist nun sehr darum bemüht, das Datum dieses Schreibens festzustellen und wer dieser Mr. Z. ist.«

»Ein Brief -«, wiederholte Bellamy ungläubig, aber etwas zugänglicher, »der an mich adressiert sein soll? Hat dieser Mensch etwa Durchschläge von seinen Briefen gemacht?«

»Man fand über hundert Durchschläge in seinem Schreibtisch. Wahrscheinlich hat er es damit immer so gehalten.«

Bellamy dachte einen Augenblick nach. Unvermittelt sagte er: »Kommen Sie mit mir ins Haus!«

Spike folgte ihm triumphierend.

## 14.

»So - nun erzählen Sie mal, woher Sie überhaupt etwas von dem Brief wissen!«

»Ich entdeckte das Schreiben und machte mir eine Abschrift davon, bevor der Polizeinspektor herausfand, daß es wichtig sein könnte.« Spike nahm aus seinem Notizbuch ein Blatt Papier und legte es vor sich auf den Tisch. »Die Tatsache, daß der Brief kein Datum trägt, machte die Polizei schließlich stutzig. Ich will Ihnen vorlesen, was drin steht:

»Mr. Abel Bellamy - der Gefangene Z., den ich zu betreuen habe, ist als hitziger Bursche bekannt. Ich glaube, daß ich ausführen kann, was Sie mir bei unserem letzten Zusammentreffen aufgetragen haben. Aber Sie müssen mich gut bezahlen, denn die Sache könnte mich meine Stellung kosten, wenn ein anderer Wärter dazukommt. Es ist auch möglich, daß ich mich verletze. Deshalb möchte ich wissen, was für mich dabei herausspringt. Ich kann Z. nicht leiden, er ist schlau und geschwätzig, und ich hatte schon mehrmals Unannehmlichkeiten mit ihm. Wenn Sie wirklich an der Sache interessiert sind, können Sie mich morgen bei meinen Verwandten in Henley treffen.

J. Creager.«

Bellamy las die Abschrift zweimal durch und gab das Blatt dann zurück.

»Ich kann mich nicht erinnern, den Brief je bekommen zu haben. Keine Ahnung, wer dieser Z. sein sollte! Creager habe ich nur deswegen Geld gezahlt, weil er mir einige ganz persönliche Dienste erwiesen hat.«

Spike steckte den Brief in sein Notizbuch zurück.

»Nun, dann ist ja alles klar«, bemerkte er sarkastisch. »Entschuldigen Sie!«

Bellamy sah ihn wütend an.

»Haben Sie etwas Neues von Ihrem Gespenst gehört?« erkundigte sich Spike höflich.

»Wie sollte ich etwas wissen, das der ›Globe‹ noch nicht weiß? Eine glänzende Zeitung, wahrhaftig! Ich würde eher auf mein Frühstück verzichten als auf die Lektüre des ›Daily Globe‹.«

»Hm. Dürfte ich mir jetzt noch ein wenig die Burg ansehen?«

»Bitte sehr, wenn Sie wollen - aber nur von außen! Je schneller Sie jetzt machen, daß Sie wegkommen, desto besser!«

Um ganz sicherzugehen, daß er wirklich verschwand, begleitete er ihn bis zum Pförtnerhaus.

»Diese Mauern sind nicht hoch genug, Savini«, knurrte der Alte, als Spike gegangen war. »Telefonieren Sie nach Guildford, jemand soll kommen und über alle Mauern Stacheldraht ziehen. Und noch etwas, Savini -!« Julius, schon an der Tür, drehte sich wieder um. »Ich möchte Ihnen noch sagen, daß die Ledermappe, in der ich ein paar alte Fotografien aufbewahre, nicht mehr in der Schreibtischschublade liegt. Sicher erspare ich Ihnen mit dieser Mitteilung viel Mühe. Wenn Sie die Fotografien wieder ansehen wollen, brauchen Sie es mir nur zu sagen!«

Julius fiel keine passende Antwort ein.

Bevor Abel Bellamy in Garre Castle eingezogen war, hatte er die Burg gründlich renovieren lassen. Unter seiner Leitung und nach seinen Plänen hatten zahlreiche Handwerker einen Monat lang gearbeitet, um die Erneuerungen und Änderungen auszuführen. Eine neue Wasserleitung, die elektrische Beleuchtungsanlage und Gasheizung waren angelegt worden. Auch die altmodische Küche erhielt einen großen Gasherd.

An dem Tag, an dem Spike Holland der Burg seinen unerwünschten Besuch abstattete, war der Gasverbrauch die Ursache eines weiteren Zwischenfalls, oder vielmehr war es die Gasrechnung, und Wilks, der biedere Hausmeister, machte sich Gedanken darüber.

Haushaltsrechnungen gingen sonst direkt an Bellamy, aber durch einen Zufall war die Gasrechnung für das vergangene Sommervierteljahr bei Wilks abgegeben worden. Er hatte sie lange studiert, bevor er damit den Hausherrn aufsuchte, weil er glaubte, ihm einen Dienst zu erweisen.

»Die Gasrechnung stimmt nicht, sie haben uns zuviel verrechnet.«



»Was ist los? Was stimmt nicht?« fuhr ihn Bellamy an.

»Sie haben uns eine zu hohe Rechnung für die heißesten Monate im Jahr geschickt. Die Heizung haben wir doch überhaupt nicht gebraucht, und außerdem war der Gasherd in der Küche nicht in Ordnung, wir mußten Kohlen verbrennen.«

Bellamy riß ihm die Rechnung aus der Hand, ohne sie anzusehen.

»Kümmern Sie sich nicht darum!« donnerte er. »Das geht Sie überhaupt nichts an. Rechnungen haben Sie nicht zu öffnen, das steht Ihnen nicht zu, verstanden!«

Das schlug dem Faß den Boden aus. Wilks bezog zwar ein gutes Gehalt, aber er hatte auch schon viel unter der schlechten Behandlung zu leiden gehabt. Er war furchtbar gekränkt.

»Ich lasse so nicht länger mit mir reden, Mr. Bellamy«, stammelte er aufgeregt. »Bitte zahlen Sie mir meinen Lohn aus und lassen Sie mich gehen. Ich bin es nicht gewohnt, daß man ...«

»Halten Sie keine großen Reden und machen Sie, daß Sie fortkommen!« Bellamy zog eine größere Banknote aus der Tasche und knallte sie auf den Tisch. »Nehmen Sie -«, schrie er, »und lassen Sie sich nicht mehr bei mir blicken!«

Spike saß gerade beim Frühstück im einzigen Gasthof des Dorfes, als er diese überraschende Neuigkeit erfuhr. Die plötzliche Entlassung des Hausmeisters bedeutete für das Dorf ein wichtiges Ereignis. Man wußte natürlich schon lange, daß das Verhältnis zwischen dem Burgherrn und seinem Angestellten äußerst gespannt war.

Spike ließ sein Frühstück im Stich, um Wilks zu suchen und Genaueres von ihm zu erfahren.

»Worüber haben Sie sich mit ihm gestritten?« fragte er ihn.

Der Hausmeister, noch immer wütend und empört, erzählte ihm alles.

»Es ist ganz unmöglich, mit diesem Menschen auszukommen! Ja, und im Sommer wurde doch überhaupt kein Gas gebraucht. Trotzdem schickte uns das Werk eine sehr hohe

Rechnung. Es lag schließlich in seinem eigenen Interesse, wenn ich ihn darauf hinwies. Statt mir aber dankbar zu sein, fuhr er mich grob an, und dies lasse ich mir nicht länger gefallen, Mr. Holland.«

Spike hörte es sich an. Dem Umstand der zu hohen Gasrechnung maß er keinen großen Wert bei, sondern lenkte die Unterhaltung geschickt auf das nächtliche Gespenst, das in der Burg umging. Der Hausmeister konnte ihm jedoch darüber nichts Neues mitteilen. Trotzdem wollte, er den Bericht Wilks zu einem Artikel verarbeiten, der den Titel »Mein Leben in der Geisterburg« tragen sollte.

Spike kehrte in die Stadt zurück und begab sich sofort zu Scotland Yard. Featherstone war im Büro, und Spike wurde gleich vorgelassen.

»Was bringen Sie Neues, Holland?«

»In Garre Castle hat es Streit gegeben. Der Hausmeister flog hinaus, weil er sich erlaubte, die Gasrechnung unter die Lupe zu nehmen. Vor vierhundert Jahren hätte man dem armen Wilks kurzerhand ein Hanfseil um den Hals gelegt, und dann hätte er ebenfalls als Gespenst auftreten können.«

»Erzählen Sie mir das noch einmal, aber bitte etwas genauer. Zunächst, einmal - was stimmte mit der Gasrechnung nicht?«

Spike berichtete, was er wußte, und fand in Featherstone einen sehr aufmerksamen Zuhörer.

»Diese Gasrechnung ist so ziemlich das Wichtigste, was wir bisher von Garre Castle erfahren konnten«, sagte Featherstone anerkennend. »Ich bin Ihnen für diese Mitteilung sehr dankbar, Holland. Übrigens werde ich die nächsten Wochen abwesend sein. Falls Sie weitere Nachrichten erhalten sollten, verlangen Sie bitte meinen Assistenten.«

Eine halbe Stunde später kam Spike ins Büro und machte seinem Redakteur einen Vorschlag.

»Mr. Syme, ich bin jetzt völlig überzeugt davon, daß die Aufklärung des Mordes an Creager in Garre Castle erfolgen wird. Der Alte hat seinen Hausmeister hinausgeworfen. Wir

sollten einen von uns hinschicken, der diese Stelle übernehmen könnte. Wie wäre es mit Mason oder einem der anderen?»

»Eine ausgezeichnete Idee!« stimmte der Redakteur zu.

Aber dieser Gedanke war nicht allein nur Spike Holland gekommen.

## 15.

Für Abel Bellamy bedeutete die Ermordung Creagers vor allem, daß er in Zukunft die Summe von 480 Pfund, die er jährlich an Creager gezahlt hatte, sparen konnte. Unangenehm waren ihm nur die zahlreichen Fragen der Polizei gewesen, die seine Beziehungen zu dem Ermordeten betrafen. Über die sonderbaren Umstände von Creagers Tod und die angebliche Rolle des grünen Bogenschützen dabei machte er sich keine übertriebenen Gedanken. Seiner Meinung nach war Creager von irgendeinem alten Verbrecher, der ihn haßte, getötet worden.

Nach der Entlassung Wilks war ein neuer Hausmeister eingestellt worden. Schon in den ersten Tagen fuhr ihn Bellamy an:

»Junger Mann, ich möchte Sie ein für allemal darauf aufmerksam machen, daß Sie keinen Raum zu betreten haben, in dem ich mich aufhalte, ausgenommen, wenn ich nach Ihnen schicke. Gestern abend klopfen Sie an die Tür der Bibliothek, obwohl Mr. Savini Sie unterrichtet hatte, daß ich nicht gestört sein will.«

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Sir«, erwiderte der Hausmeister höflich. »Ich bin mit den Gewohnheiten hier noch nicht ganz vertraut, aber Sie sollen sich in Zukunft nicht über mich zu beklagen haben.«

Julius Savini machte, besonders seit Ankunft des neuen Hausmeisters, einen bekümmerten Eindruck. Er sprach kaum noch etwas, und als Abel eines Nachmittags den Park durchstreifte, traf er ihn dort in bedrückter Stimmung an und stellte ihn zur Rede.

»Was ist eigentlich los mit Ihnen? Wenn einer Grund hat, sich zu ärgern, bin ich es! Was haben Sie überhaupt? Hat die Polizei eine Ihrer Schandtaten entdeckt und ist hinter Ihnen her?«

»Ich fühle mich nicht ganz gesund -«

»Dann suchen Sie sich eine andere Stelle! Mein Haus ist kein Sanatorium.«

Diese Standpauke verscheuchte Savinis melancholische Gedanken und hatte den Erfolg, daß er seine alte Beweglichkeit zurückgewann.

Seit dem letzten dramatischen Auftritt des grünen Bogenschützen waren mehr als zwei Wochen vergangen. Bellamy erklärte sich sein Fernbleiben aus der Anwesenheit der zwei Hunde.

»Mit Polizeihunden vertragen sich eben selbst Geister schlecht«, knurrte er zufrieden.

In der kommenden Nacht weckte ihn das Knurren eines der Hunde. Sofort sprang er aus dem Bett und eilte auf den Gang hinaus. Alle Lampen brannten, wie er es angeordnet hatte. Der Hund, dessen Knurren ihn geweckt hatte, stand sprungbereit mitten im Korridor und witterte zur Treppe hin, die nach unten in die Halle führte.

»Was ist denn los, Alter?«

Abel ging rasch ins Zimmer zurück, zog den Morgenrock an und steckte die Pistole ein. Mittlerweile war auch der andere Hund von der oberen Treppe her im Gang aufgetaucht. Bellamy stieg, von beiden Tieren gefolgt, die Treppe hinunter. Nichts Verdächtiges war zu sehen. Er schloß die Bibliothek auf und durchsuchte den Raum, ebenfalls ohne etwas zu finden. Die Haustür war wie immer fest verschlossen und verriegelt.

Beruhigt ging er nach oben und legte sich wieder hin. Aber schon nach kurzer Zeit schreckte er von neuem auf. Er hörte die Hunde bellen, diesmal schlugen beide an. Sie standen an der gleichen Stelle wie das erstemal, knurrend der Haupttreppe zugekehrt. Selbst auf seinen scharfen Pfiff reagierten sie nicht.

»Was habt ihr nun schon wieder?«

Beide bellten erregt und sprangen, als er sich näherte, mit ein paar Sätzen die Treppe hinunter. Bellamy lief hinterher. Als er unten ankam, sah er, wie sie den Boden der Halle beschnüffelten. Aber auch diesmal konnte er absolut nichts feststellen.

»Seid ihr verrückt geworden heute nacht?« brummte er ärgerlich.

Die Hunde waren immer noch sehr unruhig, aber er schrieb es irgendeiner besonderen Gemütsregung zu, der ja auch Tiere unterworfen sein konnten. Er kroch wieder ins Bett und nahm auch keine Notiz mehr davon, als er noch einmal bellen hörte.

Es war fünf Uhr und noch stockdunkel, als er aufwachte. Er knipste das Licht an und zuckte erschrocken zusammen. Beide Türen standen weit offen, obwohl er bestimmt wußte, daß er sie verschlossen hatte. Was war nur mit den Hunden los? Er eilte in den Gang hinaus. Dort lagen sie mit ausgestreckten Beinen wie tot der Wand entlang. Er bückte sich und schüttelte den einen. Der Hund öffnete langsam die Augen, sah ihn schläfrig an und ließ den Kopf wieder zur Seite fallen.

»Sie sind betäubt worden«, murmelte er. »Heute nacht war also doch jemand hier, der sich die ganze Zeit versteckt hielt. Ein Gespenst mit menschlichen Eigenschaften!«

Nach und nach kamen die Hunde wieder zu sich. Bellamy brachte sie in den Zwinger hinunter.

Was beabsichtigte der grüne Bogenschütze mit seinem neuesten Auftritt? Sicher wollte er nicht nur demonstrieren, daß er sich jederzeit Zugang auch durch verschlossene Türen zu verschaffen wußte. Immerhin war es mit einer gewissen Gefahr verbunden, die scharfen Hunde zu betäuben. Was also suchte der Kerl? Um was, zum Kuckuck, ging es ihm bei alldem?

Bellamy verwahrte in seinem Schlafzimmer nichts von Bedeutung. Trotzdem - es mußte da etwas geben ... Er überlegte lange und fand endlich die Erklärung. Der grüne Bogenschütze

suchte den Schlüssel - den Schlüssel, den er tagsüber stets bei sich trug und nachts unter das Kopfkissen legte.

Wenn diese Vermutung jedoch richtig war, dann kannte der Bogenschütze auch das Geheimnis von Garre Castle! Bellamy zog sich eilig in die Bibliothek zurück und warf die Tür krachend hinter sich zu.

## 16.

Als Savini die Dorfstraße hinunter zur Post ging, sah er schon von weitem eine bekannte Gestalt mit rotem Schopf auf sich zukommen.

»Ich bin in großer Eile«, murmelte er und wollte sich rasch an seinem allgegenwärtigen Bedränger vorbeidrücken.

»Ich weiß, ich weiß, Sie haben es immer furchtbar eilig! Und Sie haben Angst, daß der Alte dahinterkommt, wenn Sie sich mit mir unterhalten! Die schöne Stellung, die es Sie kosten könnte, nicht wahr? Schon gut, ich weiß Bescheid, Sie versäumen ja nie, es zu beteuern. Trotzdem, Julius - ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich Sie mit Ihrem Vornamen anrede? Ich mache das nur bei Leuten, die ich besonders schätze - nein, nein, ohne Scherz! Nun hören Sie mal zu, ich möchte Sie etwas fragen - kennen Sie Featherstone von Scotland Yard?«

»Ja, ich kenne ihn. Er verkehrt mit den Howetts. Wenn Sie etwas über ihn wissen wollen, dann besuchen Sie doch Mr. Howett. Er wohnt ja jetzt ganz in der Nähe!«

»Ich war schon bei ihm. Sie kennen also Featherstone?«

»Das habe ich Ihnen ja bereits vorhin gesagt«, antwortete Julius ungeduldig. »Ich muß nun wirklich weiter, Holland!«

»Nennen Sie mich ruhig Spike, ich möchte, daß wir gute Freunde werden. Was haben Sie da für einen neuen Hausmeister?«

»Scheint ein ganz brauchbarer Mann zu sein. Er wurde uns von einer Londoner Stellenvermittlung empfohlen.«

»Ganz brauchbar? Das klingt ja ziemlich nüchtern. Kommt er auch manchmal ins Dorf hinunter?«

»Ich glaube schon. Aber warum interessieren Sie sich eigentlich so sehr für den neuen Hausmeister? Ist er etwa ein Bekannter von Ihnen?«

»Laufen Sie mir doch nicht einfach weg!« Spike hielt Julius am Arm fest. »Was gibt es sonst Neues in der Burg? Macht der grüne Bogenschütze immer noch Ferien?«

»Nein, heute nacht war er wieder da«, platzte Julius heraus. »Er hat die Hunde betäubt. Ich will eben telegrafisch zwei weitere Hunde bestellen. Der Alte denkt sich nämlich, es wäre unmöglich, vier solcher Biester kampfunfähig zu machen.«

Jetzt endlich gelang es Savini, am ›Globe‹-Reporter, der seinerseits kampfunfähig mit offenem Mund dastand, vorbeizukommen, und er beeilte sich, aus seinem Gesichtskreis zu verschwinden.

Holland hatte an diesem Morgen einen Brief aus Belgien erhalten. John Wood wollte Ende dieser Woche nach England kommen und lud ihn ein, mit ihm zu essen. Ein Abschnitt des langen Briefes interessierte Spike besonders:

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir einen so langen Bericht über Bellamy und die sonderbaren Vorgänge in seiner Burg gesandt haben. Seither halte ich Ihr Blatt und verfolge die Artikel über den grünen Bogenschützen gespannt. In Ihrem Brief sprachen Sie die Vermutung aus, daß die ständige Beunruhigung Abel Bellamy schließlich zermürben würde. Aber ich glaube, in diesem Punkt irren Sie sich. Nichts in der Welt kann diesem Menschen Furcht einjagen. Auch glaube ich nicht, daß Bellamy durch die gleiche Hand getötet wird wie Creager. Meiner Meinung nach hängt sein Schicksal eher von den Entdeckungen ab, die der Unbekannte im Schloß macht.«

Der Brief handelte im weiteren von Woods Plänen und den Fortschritten, die er inzwischen gemacht hatte. Es war ihm gelungen, ein paar reiche Amerikaner und Engländer, die seine Bestrebungen unterstützen wollten, für sich zu gewinnen. Spike

überflog diesen Teil des Schreibens nur oberflächlich, denn momentan beschäftigte ihn Näherliegendes. Er hatte für heute eine Einladung der Howetts zum Essen erhalten und schlenderte nun gemächlich durch die schöne Allee und an den hohen Burgmauern vorbei. Bald kamen die Kamine von Lady's Manor in Sicht.

Es war ein schöner Tag, sehr warm für die Jahreszeit. Im Garten traf er Valerie Howett an, die Blumenzwiebeln in den Boden steckte.

»Gehen Sie nur hinein - mein Vater ist in der Bibliothek!« rief sie ihm über die Beete hin zu.

Mr. Howett war freundlich und guter Dinge. Er zeigte ihm stolz viele Dokumente und Nachschlagewerke und erzählte von dem Buch, das er schreiben wollte.

»Haben Sie schon etwas von Ihrem Nachbarn gehört?« erkundigte sich Spike, als schließlich eine Pause entstand.

»Bellamy? Ach ...« Mr. Howett verzog das Gesicht. »Nein, ich möchte möglichst wenig mit ihm zu tun haben. Gott sei Dank ist er kein geselliger Mensch, so daß ich nicht befürchten muß, zu einer Tasse Tee eingeladen zu werden.«

Nach dem Essen führte Valerie den Gast durch den Park. Er war nicht sehr groß und stieß auf der einen Seite an die Mauern von Bellamys Park. Spike interessierte sich sehr für die Mauer.

»Hier ist ja ein Tor nach drüben, Miss Howett!«

»Ja, früher gab es hier einen Durchgang«, stellte sie fast bedauernd fest, »aber Mr. Bellamy hat ihn auf der anderen Seite zumauern lassen.«

»So hoch ist die Mauer gar nicht.« Spike streckte seinen Arm in die Höhe, konnte aber den oberen Rand mit der Hand nicht erreichen. »Hm, zwei leichte Leitern, dann ist man drüben, eine Kleinigkeit. Wenn Sie mich nur ein wenig ermutigen, Miss Howett, komme ich in einer dunklen Nacht und sehe mich einmal persönlich nach dem Bogenschützen um.«

»Ich werde mich hüten, Sie zu ermutigen, Mr. Holland«, lachte sie. »Haben Sie eigentlich Captain Featherstone wieder



einmal gesehen?«

»Nein, seit letzten Montag nicht mehr. Er erzählte mir, daß er verreisen müsse, obgleich ich das stark bezweifle. Unter uns gesagt, Miss Howett, ich glaube, daß er der neue Hausmeister in der Burg ist. Er interessiert sich nämlich sehr für Bellamys Gasrechnungen. Warum gerade dafür so besonders, mag der Himmel wissen!«

Sie schien einem Gedanken nachzuhängen, aber dann fragte sie auf einmal lebhaft:

»Was sagten Sie da eben?«

Spike erzählte von dem Streit, der zur Entlassung des früheren Hausmeisters geführt hatte.

»Captain Featherstone hat also der hohen Gasrechnung solchen Wert beigemessen?« vergewisserte sie sich.

»Möglich, daß er Familienvater ist, denn wenn er Junggeselle wäre, hätte ihn eine hohe Gasrechnung kaum aufgeregt.«

»Captain Featherstone ist doch gar nicht verheiratet«, sagte sie unbedacht und wurde rot, als er sich wegen seines Irrtums entschuldigte.

Nach einer etwas peinlichen Pause kam sie auf Julius Savini zu sprechen.

»Wissen Sie etwas über ihn?« fragte sie noch ein wenig verlegen.

»Nicht viel. Nur, daß er eine etwas seltene Mischung ist - sein Vater war Italiener, die Mutter Inderin, und ich glaube, Julius hat von beiden nur die schlechten Charaktereigenschaften geerbt. Früher war er mit der Crowley-Bande zusammen, die die Polizei vor einem Jahr etwa auffliegen ließ. Aus einem mir unbekannten Grund gelang es Julius, sich aus dem Staub zu machen. Ich weiß nicht, was für Zukunftspläne er hat, aber grundsätzlich ist er ein Schuft und hat überhaupt kein Gewissen.«

»Sie beurteilen ihn wahrscheinlich richtig«, stimmte Valerie zu.

Spike hatte in Garre für unbestimmte Zeit Aufenthalt

genommen. Zweimal am Tag telefonierte er mit seiner Redaktion.

Er sprach gerade mit dem Chefredakteur, als er Valerie in ihrem Auto Richtung London vorbeifahren sah. Da kam ihm eine Idee.

»Hallo, Mr. Syme - Miss Howett ist unterwegs nach London, vermutlich fährt sie zuerst ins Carlton. Schicken Sie sofort einen Mann dorthin, der sie weiter beobachten soll. Ich glaube, dabei wäre allerhand Nützliches zu erfahren.«

»Aha, Miss Valerie - hat die denn auch etwas mit dem grünen Bogenschützen zu tun?« fragte Syme ironisch.

»Etwas zu tun? Und ob - ich bin überzeugt, sie spielt eine der Hauptrollen in der Geschichte!«

## 17.

Fay Clayton wohnte allein in ihrer kleinen Wohnung, aber sie führte trotzdem kein einsames Leben. Sie hatte viele Freunde in Maida Vale und verkehrte regelmäßig in mehreren Lokalen. Ihren Mann vermißte sie nicht besonders, bewies ihm aber doch eine gewisse Anhänglichkeit, um so mehr, als sich ihre finanzielle Lage in den letzten Monaten zusehends verbessert hatte.

Als Julius noch mit der Falschspielerbande zusammenarbeitete, hatten sie ein wenig gesichertes, unruhiges Leben geführt. Wochenlang lebten sie von geliehenem Geld oder versetzten Schmuckstücke, und wenn Julius einmal ein guter Fang gelang, dauerten die besseren Tage meist auch nicht lang. Aber jetzt erhielt sie regelmäßig eine größere Geldsumme von ihm. Sie wußte, daß ihm Bellamy kein hohes Gehalt zahlte. Julius mußte also irgendeinen guten Nebenverdienst haben, doch sie fragte ihn nicht nach der Herkunft des Geldes.

Er erzählte ihr auch nie, was er eigentlich bei Bellamy arbeitete. Sie vermutete, daß er unter anderem die Haushaltskasse verwaltete. Das wäre wenigstens eine Erklärung

für das viele Geld gewesen. Jedenfalls bekam sie von ihrem Mann nicht nur eine anständige Summe für den Lebensunterhalt, sondern er machte ihr jetzt öfter auch unerwartete Geschenke. Sie konnte sich also nicht beklagen. Julius hatte eine gute Stellung, und sie durfte ihre neuen Diamantringe in jedem Lokal sehen lassen, ohne gleich befürchten zu müssen, daß wildfremde Leute sie zu einem Spaziergang auf die nächste Polizeiwache einluden.

Sie stand in der Küche und bügelte eine Bluse, als an der Tür geklopft wurde. Sie sah nach. Draußen war ein magerer, hohläugiger junger Mann in schlechtsitzendem Anzug und eingefallener Haltung.

»Jerry!« rief sie und riß die Tür ganz auf. »Komm schnell herein!«

Sie schloß die Tür hinter ihm, und er folgte ihr ins Wohnzimmer.

»Wann bist du herausgekommen?«

»Heute morgen. Wo ist Julius?«

»Nicht zu Hause, Jerry. Er hat eine Stellung auf dem Lande.«

Er nickte nur, holte zielsicher aus der kleinen Hausbar eine Flasche heraus und goß sich einen Whisky ein.

»Was willst du jetzt tun? Was hast du vor?« erkundigte sich Fay.

»Keine Ahnung. Die andern sind ja in alle Winde zerstreut. Julius hat also eine Stellung? Hält er sich jetzt anständig?«

»Natürlich«, sagte Fay etwas beleidigt. »Auch du solltest dir eine richtige Arbeit suchen und in Zukunft die Finger von unsauberen Geschäften lassen.«

Sie waren Geschwister. Aber in Jerrys jetzigem, heruntergekommenem Zustand war eine gewisse Ähnlichkeit mit der hübschen, gepflegten Frau nicht gerade das, was als erstes in die Augen sprang,

»Ich habe Featherstone getroffen.«

»Hat er dich hierher gehen sehen?« fragte sie sofort.

»Nein, ich traf ihn im Westend. Er sprach mich an und fragte,

wie es mir ginge und was ich unternehmen würde. Eigentlich ist er ein ganz netter Kerl.«

»Na, ich weiß nicht - aber sag, was willst du wirklich jetzt anfangen, Jerry?«

»Tatsache - ich habe keine Ahnung. Wenn ich ein wenig Kapital hätte, würde mich vielleicht eine Gesellschaft, die auf den großen Atlantikdampfern arbeitet, aufnehmen. Es wäre das alte Metier - Falschspielerei. Könntest du mir nicht etwas Geld leihen?«

Sie biß sich auf die Unterlippe und überlegte.

»Ich könnte schon ...«

»Wir werden ja sehen. Vorerst bin ich froh, daß ich draußen bin. Vom Knast habe ich genug! In Pentonville, wo ich war, hat Creager früher Dienst getan - ich könnte dir Geschichten über ihn erzählen, daß dir die Haare zu Berge stünden, Fay! Kann ich eigentlich bei dir wohnen?«

»Natürlich. Julius' Zimmer ist fast ständig frei. Er kann ja nur ganz selten über Nacht hierbleiben.«

»Ich sollte mich neu einkleiden, Fay - hast du etwas Geld?«

»Auch das, Jerry. Du mußt wirklich etwas anständiger aussehen, wenn du bei mir wohnst. Eigentlich dachte ich, du kämst erst in sechs Monaten heraus.«

»Ja, aber weißt du, der Gefängnisarzt hat sich meiner angenommen. Die Lunge ist nicht ganz in Ordnung bei mir, deswegen haben sie mir einen Teil der Strafe erlassen. Übrigens habe ich noch ein paar gute Anzüge in meinem Koffer. Er steht in der Gepäckaufbewahrung der Charing Cross-Station.«

Fay ließ sich den Gepäckschein geben. Am Nachmittag nahm sie ein Taxi, um den Koffer zu holen. Der Chauffeur fuhr den kürzesten Weg über Fitzroy Square. Dort lag ein Restaurant, in dem Fay früher viel verkehrt hatte. Es bestand eigentlich aus einer Reihe kleiner Einzelzimmer, in denen man sich ungestört unterhalten konnte.

Als sie daran vorbeifuhren, sah sie einen Mann beim Eingang stehen und erschrak, als sie ihn erkannte. Es war Julius. Fay ließ

sofort halten. In diesem Moment fuhr ein anderes Auto vor, aus dem eine Dame ausstieg. Sie sah, wie Julius seinen Hut zog und wie darauf beide durch die schmale Tür von El Moro's - so hieß das Restaurant - verschwanden.

Fay sprang aus dem Taxi. Sie hatte Valerie Howett, die sie nur einmal vorher gesehen hatte, sofort erkannt.

## 18.

Valerie sah sich in dem Zimmer, in das sie geführt wurde, um. Die zugezogenen Samtvorhänge, die unechte Eleganz des Raumes berührten sie unangenehm.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Miss Howett. Ich kann Ihnen heute nicht viel Neues berichten - Mr. Bellamy macht es mir immer schwerer, etwas zu entdecken.«

»Haben Sie die Fotografien machen lassen?«

»Nein. Als ich sie kürzlich holen wollte, war die Schublade leer. Bellamy muß gemerkt haben, daß ich seinen Schreibtisch durchsuchte. Ich habe sehr viel riskiert für Sie, Miss Howett!«

»Dafür habe ich Sie auch bezahlt. Außerdem bin ich sicher, Mr. Savini, daß Sie Ihre eigenen Pläne verfolgen - aber das geht mich schließlich nichts an.«

Das also war Savinis einträgliche Nebenbeschäftigung - Valerie Howett bezahlte ihn für jede kleinste Nachricht über Bellamy und dessen Gewohnheiten. Die Briefftasche der jungen Dame war die Goldmine, der Fay Clayton ihr gegenwärtiges unbeschwertes Leben verdankte.

»Ich muß die Fotografie unbedingt haben!« drängte Valerie.  
»Sie sagten, es wären noch andere dabei gewesen?«

»Ja, ein Bild seines Neffen lag auch in der Mappe.«

»Seines Neffen? Ich wußte gar nicht, daß er irgendwelche Verwandten hat.«

»Ich nehme ja auch nur an, daß es sein Neffe war. Er ist im Krieg umgekommen.«

»Stand etwas auf der Rückseite der Fotografie? Ich meine auf

dem Bild der Dame - ein Name oder sonst etwas?«

»Nein, nichts, Miss Howett.«

»Sie erwähnten in Ihrer Nachricht, daß der grüne Bogenschütze wieder aufgetaucht sei und die Hunde betäubt habe ...«

»Ja, und er hat wieder beide Türen von Bellamys Zimmer geöffnet. Aber da fällt mir ein - ich kann Ihnen doch eine wichtige Mitteilung machen, Miss Howett. Bellamy schrieb heute morgen an Smith und schickte mich mit dem Brief zur Post. Der Umschlag war versiegelt, ich mußte den Brief einschreiben lassen und schließe daraus, daß er Geld enthielt. Smith bekommt viel mehr Geld als seinerzeit Creager. Ich schätze, etwa hundert Pfund im Monat.«

»Wer ist eigentlich der neue Hausmeister?« fragte Valerie.

»Keine Ahnung. Er scheint recht nett zu sein, aber ich bekomme ihn selten zu Gesicht.«

Valerie schwieg. Diese Sache mit Coldharbour Smith beschäftigte sie. Ihr erster Versuch, mit ihm in Verbindung zu kommen, wäre beinahe schlimm für sie ausgegangen. Dennoch war sie überzeugt, daß sie durch diesen Mann die Lösung des Geheimnisses finden könnte.

»Ich möchte mehr über diesen Smith wissen«, sagte sie energisch. »Haben Sie denn gar nichts über ihn herausgebracht?«

»Nicht das geringste. Bellamy hat alle privaten Papiere im Geldschrank eingeschlossen. Den einzigen Schlüssel dazu trägt er ständig bei sich.«

»Gut. Benachrichtigen Sie mich, sobald sich etwas Neues ereignen sollte. Hat er die neuen Hunde schon bekommen?« Sie erhob sich lächelnd. »Die Verständigung ist jetzt ja sehr einfach - Sie brauchen nur ein Briefchen über die Mauer zu werfen.«

Sie wollte sich gerade verabschieden, als draußen aufgeregte Stimmen laut wurden. Mit einem Ruck flog die Tür auf, eine Frau stürzte zornfunkelnd herein.

»Was haben Sie hier zu tun - zusammen mit meinem Mann,

Miss Howett?« kreischte sie außer sich.

»Mit Ihrem Mann?« Valerie drehte sich erschrocken nach Savini um.

Bestürzt versuchte Julius seine Frau zu beschwichtigen.

»Fay, was fällt dir ein -? Ich hatte eine geschäftliche Unterredung mit dieser Dame ...«

»Geschäftliche Unterredung? Ha! Die hättest du auch in ihrem Hotel haben können. Warum schleichst du dich dazu hierher?«

»Ist es wirklich Ihre Frau, Mr. Savini?« fragte Valerie.

»Was - Sie fragen noch? - Jetzt weiß ich wenigstens, mit wem du dir die Zeit vertreibst, Julius - du gemeiner Lügner!«

»Fay, hör endlich auf, ich kann dir alles erklären. Ich war auf dem Weg zu dir und mußte nur zuerst etwas Geschäftliches mit Miss Howett regeln.«

»Und Miss Howett kommt ganz allein hierher, um dich geschäftlich zu sprechen?« fragte Fay ironisch. »Geht sie etwa ohne Begleitung in ein Lokal wie El Moro's? Und sie ist allein gekommen!«

»Selbstverständlich ist sie nicht allein gekommen!« ertönte jetzt eine kräftige Männerstimme unter der Tür. »Miss Howett kam mit mir.«

Fay Clayton fuhr herum und wurde im Nu ganz klein.

»Ach - so ...« murmelte sie verwirrt.

»Na, Fay, wir stoßen doch immer wieder zusammen«, sagte Captain Featherstone und wandte sich Valerie zu, die konsterniert die Szene verfolgt hatte. »Ich wollte Sie gerade fragen, Miss Howett, wie lange Sie noch hierbleiben wollen - Sie haben doch nicht vergessen, daß Sie um vier Uhr verabredet sind?«

Valerie nahm ihren Mantel und folgte Jim die Treppe hinunter. Bemerkenswerterweise war sie auf ihren Helfer in der Not wütend. Er führte sie zu ihrem Wagen und setzte sich ohne weitere Umstände neben sie.

»Sind Sie mir wieder den ganzen Tag gefolgt?« fragte sie.

»Fast den ganzen Nachmittag.«

»Captain Featherstone, Sie fallen mir auf die Nerven!«

Das tun Sie mir schon seit Monaten. Glauben Sie, daß es ein Vergnügen ist, ständig hinter Ihnen her durch ganz London zu jagen? Wissen Sie überhaupt, welches Risiko Sie eingehen, wenn Sie ein Lokal wie dieses aufsuchen? Und was diesen Julius betrifft, ich warne Sie vor ihm, Miss Howett. Ich bin überzeugt, daß er hauptsächlich auf eigene Rechnung arbeitet.«

Jim sprach besorgt und eindringlich, und Valerie empfand bereits Gewissensbisse, daß sie sich über ihn geärgert hatte.

»Es tut mir leid«, erwiderte sie kleinlaut. »Und ich bin Ihnen ja auch dankbar, daß Sie gerade im richtigen Moment ... Nun ja, es war wirklich sehr unangenehm.«

Er wehrte ab. Im Augenblick hätte er sowieso nichts lieber getan, als an ihrer Seite in dem ruhig gleitenden Rolls-Royce zu sitzen. Auf einmal stieß Valerie einen kleinen Schrei aus.

»Ach; jetzt habe ich doch etwas vergessen, das Wichtigste ...« Sie öffnete ihr Handtäschchen, zog ein zusammengefaltetes Papier hervor und breitete es auf den Knien aus.

»Aha, ein Plan der Burg«, bemerkte Jim sogleich.

»Ja, ein alter Plan, den ich bei einem Buchhändler in Guildford gekauft habe. Er zeigt die Burg, wie sie vor zweihundert Jahren aussah. Die heutigen Wohnräume kann man darauf nicht finden. Nur diese Halle, die jetzt die Bibliothek sein soll, dürfte stimmen. Früher war es der Gerichtssaal.«

»Ja, in dem Saal verhörten die alten de Curcys ihre Gefangenen«, bestätigte Jim. »Und wo jetzt die Eingangshalle ist, war früher die Folterkammer. Dort wurden die Gefangenen gezwungen, ihre Aussagen zu machen.«

»Haben Sie neuere Pläne der Burg?«

»Ja. Warum?«

»Würden Sie mir einen leihen?«

»Wozu?«

»Ich brauche ihn dringend.«

Das war an sich kein überzeugender Grund, aber Captain



Featherstone stimmte zu.

»Unter einer Bedingung. Betreiben Sie Ihre Nachforschungen meinetwegen wo Sie wollen, aber wagen Sie sich um Himmels willen nicht allein in die Burg hinein. Das ist viel zu gefährlich. Auf gewöhnlichem Wege kommen Sie gar nicht hinein, und selbst wenn es Ihnen gelingen sollte, was hoffen Sie dort zu finden? Erwarten Sie vielleicht, daß der alte Bellamy schriftliche Bekenntnisse herumliegen läßt? Glauben Sie im Ernst, eine brauchbare Entdeckung machen zu können? Nein, überlassen Sie das mir, Miss Howett. Die Hunde würden kurzen Prozeß mit Ihnen machen. Und der grüne Bogenschütze ...«

»Wie -«, unterbrach sie ihn, sie traute ihren Ohren nicht, »glauben Sie etwa -? Sie scherzen wohl, Captain Featherstone?«

»Durchaus nicht, im Gegenteil. Ich bin tatsächlich sehr besorgt deswegen. Die Gefahr, in die Sie sich begeben wollen, ist um so schlimmer, weil man nicht genau weiß, was sich ereignen kann. Ich möchte nicht in Ihr Geheimnis eindringen, aber es wäre auf jeden Fall besser, wenn Sie mir mehr Vertrauen schenken wollten. Ihr Vater ist der gleichen Meinung.«

»Hat er Ihnen etwa nähere Aufschlüsse gegeben?«

»Nein, er hat mir nichts gesagt. Bitte, versprechen Sie mir jetzt, keinen Versuch zu machen, in die Burg einzudringen.«

»Sie überschätzen die Gefahr und sind sich über die Wichtigkeit meiner Nachforschungen nicht im klaren.«

Nach einer Pause sagte er:

»Das mag sein. Ich glaube, ich muß Sie jetzt verlassen.«

In Whitehall stieg er aus.

## 19.

Julius Savini sagte seiner Frau einige unangenehme Dinge, bevor er sie verließ.

»Dafür mühe ich mich ab, daß du mir ein so ausgezeichnetes Geschäft durch deine Dummheit verdirbst!«

»Es tut mir leid, ich konnte ja nicht wissen, daß Featherstone sie begleitete. Ich verlor den Kopf, als ich sah, daß du mit ihr zu El Moro's gingst. Bestimmt wärest du an meiner Stelle auch eifersüchtig geworden.«

»Dazu war kein Grund vorhanden. Hast du dir eigentlich eingebildet, daß der Alte mir das Geld gibt?«

»Woher sollte ich wissen, daß sie deine Auftraggeberin ist und dich bezahlt?«

»Ich würde mich nicht wundern, wenn es mit der Freigebigkeit Miss Howetts jetzt zu Ende wäre. Wahrscheinlich sehe ich keinen Penny mehr von ihr. Seit wann weiß übrigens Featherstone, daß wir verheiratet sind?«

»Das weiß er offenbar schon einige Zeit. Neulich hat er es mir auf den Kopf zu gesagt, als ich ihn im Park traf. Warum fragst du? Ist es dir etwa unangenehm?«

»Red keinen Unsinn!« Ärgerlich rief er nach dem Kellner, um zu zahlen. »Ich muß mit dem nächsten Zug zurück.«

Er war sehr erleichtert, daß sie diese Eröffnung ohne Widerspruch hinnahm.

Sie war schon auf dem Rückweg nach Maida Vale, als ihr einfiel, daß sie ja noch den Koffer ihres Bruders abholen mußte.

Im Zug, der Julius nach Berkshire brachte, fuhr auch ein Mann, der zwei riesige, wild aussehende Hunde bei sich hatte.

»Die beiden sind wohl für Mr. Bellamy bestimmt?« fragte Savini den Hundewärter.

»Ja, und ich wünsche viel Vergnügen mit ihnen! Es sind recht gefährliche, scharfe Tiere.«

Auf der Station wartete nur das Auto, das Julius bestellt hatte. Wohl oder übel mußte er auch den Mann mit den Hunden einladen, im Wagen Platz zu nehmen. Die Fahrt nach Garre war entsprechend aufregend und beängstigend.

Sofort nach ihrer Ankunft brachte Bellamy die Hunde in den Zwinger. Savini mußte ihn begleiten. Der Alte amüsierte sich

über die schlecht kaschierte Furcht seines Sekretärs.

Spike Holland hatte die Ankunft des Wagens beobachtet und seinen Beobachtungsposten auf der Umfassungsmauer eingenommen, ungefähr hundert Meter vom Pförtnerhaus entfernt. Durch ein starkes Fernglas verfolgte er Bellamy und Savini, die die Hunde in den Zwinger brachten und danach am Haus entlang zum Eingang zurückkehrten.

Der Chefredakteur war mit Spikes ›Ferienaufenthalt auf dem Lande‹, wie er es nannte, nicht ganz einverstanden, aber Spike hatte nun einmal eine besonders feine Nase für kommende Ereignisse und ahnte, daß sich hier etwas vorbereitete.

Wenig später schlenderte er ins Dorf hinunter. Er wollte zur Post, um seiner Redaktion telegrafisch den Zuzug der neuen Hunde zu melden. Ein Wagen hielt dicht neben ihm an. Miss Howett lehnte sich aus dem Fenster.

»Mr. Holland!« rief sie atemlos. »Ich möchte Sie um einen großen Gefallen bitten. Haben Sie - können Sie mir einen Revolver verschaffen?« Da er sie etwas fassungslos anstarrte, versicherte sie eilig: »Wissen Sie, Lady's Manor liegt so einsam, da kam mir der Gedanke ... Ich wollte einen Revolver in London kaufen, einen Browning, aber ich erfuhr, daß man dazu einen Waffenschein braucht. Und nun sah ich Sie - und da fiel mir ein ...«

»Keine Sorge, Miss Howett, ich habe im Hotel eine Pistole im Koffer liegen. Wenn Sie warten, hole ich sie gleich!«

Er eilte in den ›Blauen Bären‹. Kurz darauf kam er zurück und überreichte ihr die Waffe.

»Sie ist geladen«, warnte er sie. Sie müssen mir aber versprechen, Miss Howett - wenn Sie jemanden damit niederknallen, steht mir das exklusive Recht zu, darüber zu berichten!«

»Holen Sie die Zeitung, Savini!« befahl Bellamy am Abend

des Tages, An dem die neuen Hunde angekommen waren.

Er saß in seinem Lehnstuhl in der Bibliothek und schaute auf die brennenden Holzscheite im Kamin.

Es gehörte zu Savinis Pflichten, das wöchentlich erscheinende Lokalblatt, den ›Berkshire Herald‹, durchzusehen und seinen Herrn auf Neuigkeiten und Klatsch aus der Gegend aufmerksam zu machen.

Julius brachte das Provinzblättchen. Zu seinem größten Erstaunen begann der sonst wenig mitteilungsbedürftige Bellamy ein Gespräch.

»Neulich las ich im ›Globe‹ von einem Mann in Belgien, der ein Heim für kranke Kinder hat. Durch meinen Anwalt erfuhr ich Näheres über diesen sonderbaren Heiligen. - Ich kannte einen Mann, der im Krieg fiel ...« Er lächelte, als ob daran etwas Lustiges wäre, und Savini, der wie auf Kohlen stand, dachte an die Fotografie in der Ledermappe und vermutete, daß Bellamy von seinem gefallenen Neffen sprach. »So ein verrückter Flieger, wissen Sie, und dieser Wood in Belgien war sein Freund. Nach dem Krieg brachte er ein Testament bei, wonach er alles von diesem - na ja, er war ein Verwandter von mir -, wonach er also alles von dem Flieger erbt. War übrigens nicht der Rede wert!« stellte er mit größter Genugtuung fest. »Aber dieser Wood ist durchaus kein Freund von mir ...«

Eine längere Pause entstand, endlich knurrte der Alte: »Kommen Sie mal mit, Savini! Ich habe das Wassertor schließen lassen. Es war meiner Meinung nach der einzige Zugang in die Burg, den der grüne Spuk benutzen konnte.«

Sie kamen vor das starke Eisengitter, das jetzt auf der Rückseite noch durch eine Anzahl schwerer Eichenplanken gesichert war. Oben über das Tor zogen sich außerdem dichte Reihen von Stacheldraht.

Vorausgesetzt, daß der grüne Bogenschütze ein menschliches Wesen war - woran der abergläubische Julius stark zweifelte -, würde er seinen Weg tatsächlich versperrt finden.

Sie kehrten in die Bibliothek zurück. »Was gibt's Neues in

der Zeitung?« fragte Bellamy.

»Hier steht eine Notiz über die Bewohner von Lady's Manor«, antwortete Savini und schaute fragend auf.

»Lesen Sie!«

Bellamy saß mit vorgebeugtem Kopf und geschlossenen Augen da, als ob er schlief. Daß er dies keineswegs tat, sondern ganz im Gegenteil hellwach war, wußte Julius aus bitterer Erfahrung.

»Der neue Mieter von Lady's Manor ist ein bekannter Petroleummagnat, dessen Leben sehr romantisch verlaufen ist. Als er vor Jahren nach Amerika auswanderte, lebte er zuerst als armer Farmer in Montgomery County in Pennsylvania ...«

»Wie -?« Bellamy saß kerzengerade in seinem Stuhl. »Farmer in Montgomery County in Pennsylvania -?« wiederholte er. »Weiter, weiter!«

Julius, erstaunt und aus dem Konzept gebracht, las weiter:

»... in Pennsylvania. Doch ein Glücksfall gab ihm die Mittel, eine größere Farm in einer anderen Gegend der Staaten zu kaufen. Auf dem neuen Grundstück wurde Petroleum gefunden, und damit konnte er den Grundstock zu seinem großen Vermögen legen. Beide, Mr. Howett und seine Tochter, Miss Valerie Howett ...«

»Was -? Wie war der Name?«

Bellamy schrie es, mit funkelnden Augen verschlang er seinen Sekretär beinah. Er riß ihm die Zeitung aus der Hand und las den Artikel selbst zu Ende.

Zum erstenmal sah Julius seinen Herrn außer Fassung. »Valerie Howett! In Lady's Manor - hier!« Er sprang auf, riß die Schreibtischschublade auf, wühlte einen Moment darin und zog das blutbefleckte Taschentuch hervor, das in der Speisekammer gefunden worden war. »V. H. -«, murmelte Bellamy, »Valerie Howett!« Er hielt Savini den Rücken zugekehrt. Als er sich nach einigen Augenblicken umwandte, schien er sich wieder gefaßt zu haben. Sein Gesicht war verhältnismäßig ruhig.

»Sie brauchen sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, warum ich mich so aufgeregt habe. Ich kannte früher einmal jemand, der Howett hieß, ebenso ein Mädchen mit dem Vornamen Valerie. Eine zufällige Übereinstimmung der Namen - das machte mich stutzig. Kennen Sie die beiden?«

»Sie wohnten doch auch im Carlton Hotel, Mr. Bellamy, auf dem gleichen Korridor wie wir!«

»Ich habe sie nicht gesehen. Ist das Mädchen hübsch, wie? Jung, intelligent und lebhaft?«

»Jawohl, Sir. Ich glaube, diese Beschreibung paßt ausgezeichnet.«

»Und er ist ein schlanker, hagerer Mensch, der ein wenig elend aussieht?«

»Ganz richtig, Mr. Bellamy.«

»Ich möchte wissen, wo diese Valerie Howett lebte, bevor sie nach England kam. Sie müssen das herausfinden, Savini! Vor allem, ob sie in New York war - vor sieben Jahren, und ob sie damals im Fifth Avenue Hotel wohnte. Fragen Sie sofort telegrafisch an, und zwar will ich genau bestätigt haben, ob sie am 17. Juli vor sieben Jahren im Fifth Avenue Hotel war. Schicken Sie das Telegramm an den Geschäftsführer des Hotels - sicher sind die alten Fremdenlisten noch vorhanden.« Bellamy schaute auf die Uhr. »Es ist jetzt sieben Uhr, in New York aber erst zwei. Die Antwort kann also noch in dieser Nacht kommen. Sagen Sie den Leuten auf dem Amt, daß ich das Antworttelegramm dringend brauche. Sie sollen Überstunden machen. Geld spielt keine Rolle. Aber nun beeilen Sie sich!«

Julius gab das Telegramm telefonisch auf. Als er kurz darauf in die Bibliothek zurückkam, fand er Bellamy in der gleichen Haltung wie vorher - die Zigarre im Mundwinkel, die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgestreckt.

»Haben Sie eigentlich je mit der Dame gesprochen?«

»Einmal, als ich im Carlton zufällig mit ihr zusammentraf.«

»Hat sie sich dabei nach mir erkundigt oder Sie über mein Leben ausgefragt?«

Julius fing einen argwöhnischen Blick auf.

»Nein«, antwortete er mit gut gespielter Überraschung. »Wenn Sie es getan hätte, würde ich Sie sofort informiert haben.«

»Sie sind ein alter Lügner. Wenn man Ihnen nur genügend Geld in die Hand drückt, kann man alles aus Ihnen herauskriegen. Vermutlich gibt es nichts auf der Welt, das Sie für Geld nicht tun würden.«

Savini haßte den Alten in diesem Augenblick mehr als je.

Bellamy griff wieder nach dem Taschentuch mit den eingetrockneten, braunroten Blutflecken.

»Sie hat wahrscheinlich irgendeine Zofe. Machen Sie sich an die heran und finden Sie heraus, ob dieses Taschentuch der jungen Dame gehört. Die Anfangsbuchstaben beweisen noch gar nichts. - Nein, lassen Sie es hier, sehen Sie sich's genau an, damit Sie es beschreiben können. Wenn möglich, besorgen Sie mir ein anderes Taschentuch. Sie können dafür jede Summe ausgeben, die verlangt wird.«

Mechanisch zog er einen langen, dünnen Schlüssel aus der Tasche und drehte ihn in den Fingern, wie um sich zu überzeugen, daß er ihn noch besaß.

»Ist dieser Zeitungsmensch noch im Dorf?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich unterhalte mich nie mit Reportern.«

»Zum Donnerwetter«, knurrte Bellamy ärgerlich, »reden Sie mir nicht ständig nach dem Mund! Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf daraus. Stellen Sie fest, ob er noch da ist, und bringen Sie ihn sofort hierher. Doch geben Sie mir, bevor Sie gehen, eine Telefonverbindung mit 789 Limehouse - legen Sie das Gespräch in die Bibliothek.«

## 21.

Julius eilte durch den dunklen Park zum Dorf. Er fand Spike Holland im Gasthaus beim Billardspiel.

»Er will mich sprechen?« wunderte sich Spike. »Ist er denn plötzlich verrückt geworden?«

»Hören Sie, Holland - denken Sie vor allem daran, daß wir uns nie gesprochen haben, falls der Alte Sie fragt!«

»Ach was, hören Sie damit schon auf! Sagen Sie mir lieber, um was es sich überhaupt handelt. Will er mich etwa zum Abendessen einladen?«

»Ich weiß nicht. Aber er ist heute ganz durcheinander.«

»Ist etwas passiert?« fragte Spike, als sie durch den Park zum Schloß gingen.

»Nein.« Julius wollte den merkwürdigen Eindruck, den Valerie Howetts Name auf den Alten gemacht hatte, nicht erwähnen.

In der Halle angekommen, klopfte er und drückte die Klinke zur Bibliothek hinunter, aber sie war verschlossen. Die dicke Eichentür ließ keinen Laut nach außen dringen.

»Ich vermute, daß er noch telefoniert.«

Spike blickte bewundernd zur gewölbten Decke der hohen Eingangshalle empor. Die breite Steintreppe war mit Teppichen belegt.

Ein Schlüssel wurde geräuschvoll gedreht. Abel Bellamy stand vor ihnen.

»Herein mit Ihnen, Holland! - Savini, Sie brauchen nicht zu warten, ich werde nach Ihnen klingeln, wenn ich Sie brauche.« Damit schloß er die Tür hinter Spike.

»Ich habe mir alles noch einmal überlegt, Holland«, begann er in bester Laune. »Tut mir leid, daß ich Sie neulich vor den Kopf gestoßen habe. Wo wohnen Sie jetzt eigentlich?«

»Im Dorfgasthaus, im ›Blauen Bären‹.«

Bellamy bot Spike eine Zigarre an.

»Haben Sie sich mit den Dorfbewohnern schon angefreundet? Genügend Auskünfte, um meine Lebensgeschichte zu schreiben, haben Sie doch sicher erhalten, wie?«

»Ja, man hört so manches, Mr. Bellamy.«



»Kennen Sie auch die neuen Besitzer von Lady's Manor? Sie kommen ebenfalls aus Amerika, glaube ich. Habe gehört, daß die junge Dame sehr hübsch sein soll. Kennen Sie die Leute vielleicht sogar aus den Staaten?«

»Ich bin nicht aus der Gegend von Philadelphia, ich stamme aus New York.«

»Eben. Alle guten Zeitungsleute kommen aus New York.« Bellamy wäre an diesem Kompliment beinahe erstickt. »Vermutlich interessiert sich die junge Dame für die Burg und möchte sie einmal besichtigen. Hat sie nie diesen Wunsch geäußert?«

»Nein, das könnte ich nicht behaupten, aber es ist schon möglich, daß sie die Burg einmal ansehen möchte.«

»Na, dann fragen Sie sie doch mal, oder besser, bringen Sie sie gleich hierher! Ich würde mich sehr darüber freuen, wenn sie mich besuchen wollte. Wollen Sie ihr das ausrichten, Holland?«

»Warum nicht?«

Spike erkannte, daß ihn der Alte nur hatte kommen lassen, um ihm diesen Auftrag zu geben.

Die Unterhaltung war beendet. Bellamy verabschiedete sich und klingelte. Savini kam herein.

»Führen Sie Mr. Holland zum Tor, Savini.«

## 22.

Julius wartete, bis Spike Holland außer Sicht war, dann schlüpfte auch er durch das Tor und lief Richtung Lady's Manor.

Als er gerade die Gartentür öffnen wollte, sah er jemand im Schatten der Eibenhecke stehen. Erschrocken fuhr er zurück.

»Wer ist da?« rief er mit möglichst gefaßter Stimme.

Die Gestalt bewegte sich, und er erkannte Mr. Howett.

»Mr. Savini, was gibt's denn? Schreien Sie doch nicht so!«

»Oh, Mr. Howett, Sie sind es - Sie haben mich erschreckt.«

»Wollen Sie meine Tochter sprechen?«

»Ja, Sir. Ich hätte sie gern etwas gefragt - aber es ist wohl schon zu spät ...«

»Keineswegs, Mr. Savini.« Auch Howett schien etwas erschrocken und verwirrt zu sein. »Doch würden Sie mir den großen Gefallen tun und meiner Tochter nicht sagen, daß Sie mich gesehen haben?«

»Selbstverständlich«, versicherte Julius erstaunt.

»Sie glaubt nämlich, ich wäre schon zu Bett gegangen. Ich - ich habe mir angewöhnt, spät abends noch einen Spaziergang zu machen.«

Savini läutete an der Haustür. Ein Dienstmädchen ließ ihn ein. Er wurde ins große Wohnzimmer gebeten, wo er Valerie vorfand.

»Entschuldigen Sie vielmals, Miss Howett, aber ich muß unbedingt noch etwas mit Ihnen besprechen. Durch den unglücklichen Zwischenfall letzthin ...« Er stockte verlegen.

Valerie trug ihm nichts nach. Hinterher amüsierte sie der peinliche Vorfall sogar.

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Mr. Savini. Mein Vater ist übrigens schon schlafen gegangen, Sie können mir ruhig erzählen, was es gibt.«

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie ein Taschentuch verloren haben. Bellamy will das unbedingt herausbringen. Er benahm sich heute abend sehr merkwürdig, als er erfuhr, daß Sie und Ihr Vater die neuen Bewohner von Lady's Manor sind. Er fragte mich über Sie aus und konnte sich nicht mehr beruhigen.«

»Also stimmt doch alles! Warum sollte er sich sonst über meinen Namen so aufregen? Wie war das mit dem Taschentuch? Ich habe tatsächlich eines von denen, die ich in Paris anfertigen ließ, verloren. Haben Sie es gefunden?«

»Es ist in Garre Castle gefunden worden - in der gleichen Nacht, als Bellamy nach dem grünen Bogenschützen schoß, und es war ganz mit Blut durchtränkt!«

Sie sah ihn entsetzt an. »Mein Taschentuch - in Garre Castle?

Aber das ist doch ganz unmöglich!«

Er beschrieb ihr das kleine Tuch genau.

»Warten Sie einen Augenblick.« Sie ging aus dem Zimmer und kam gleich darauf mit einem Taschentuch wieder zurück.

Julius erkannte es sofort.

»Wie merkwürdig. Jetzt erinnere ich mich auch, daß ich es am gleichen Tag verlor, an dem ich Lady's Manor besichtigte. Ich merkte es erst auf der Rückfahrt nach London.«

»Sind Sie denn damals nicht in der Burg gewesen? Entschuldigen Sie diese Frage. Oder doch vielleicht in die Nähe des Hauptgebäudes gekommen?«

»Nein«, antwortete sie bestimmt. »Ich weiß genau, daß ich es in Lady's Manor verloren haben muß, denn ich erinnere mich, daß ich es noch bei mir hatte, als ich das Haus besichtigte.«

»Das ist alles, was ich Ihnen berichten wollte, Miss Howett.« Julius erhob sich. »Mr. Bellamy hat mich sogar beauftragt, ein zweites Taschentuch zu beschaffen, von Ihrer Zofe, wie er meinte.«

Nachdem Julius gegangen war, versuchte Valerie, zu einem Entschluß zu kommen.

## 23.

Trotz der dringenden Warnungen Jim Featherstones hielt Valerie Howett an ihrem Plan, in die Burg einzudringen, fest. Daß Bellamy jetzt offenbar wußte, wer sie war, machte das Vorhaben zwar noch gefährlicher.

Trotzdem - wenn der Plan der Burg, den sie besaß, im großen und ganzen stimmte, und durch die Umbauten der letzten zwei Jahrhunderte der Grundriß nicht völlig verändert worden war, dann hatte sie einen Zugang gefunden.

Auf der Nordseite befand sich das Wassertor. In früheren Zeiten war die Burg von einem Wassergraben umgeben gewesen, der später austrocknete und aufgefüllt wurde. Nur das Wassertor war übriggeblieben.

Sie konnte die quadratische Öffnung in der Burgmauer, die ein schweres Gittertor verschloß, von ihren Fenstern aus sehen. Dieses Tor benützten die Händler, wenn sie zum Kücheneingang mußten. Auf diesem Weg wollte Valerie in die Burg eindringen, um Bellamys Geheimnis nachzuspüren. Möglich, daß sie ihrem Ziel dabei nicht näherkam, doch den Versuch wenigstens mußte sie wagen.

Ihr Vater schlief, so nahm sie wenigstens an, und auch das Mädchen war gegangen. Wartend saß Valerie im Wohnzimmer. Sie hatte sich für das Abenteuer gründlich vorbereitet.

Nachdem alles im Haus still geworden war, ging sie durch den Garten zur Mauer. Mit ihrer Taschenlampe hinter die Sträucher leuchtend, fand sie die beiden am Boden liegenden Leitern, die sie am Tage dorthin hatte schaffen lassen. Sie stellte die eine Leiter gegen die Mauer, stieg hinauf und zog die zweite nach, um sie auf der anderen Seite hinunterzulassen. Danach ging sie ins Haus zurück, denn es war noch zu früh für die Ausführung ihres Planes.

Sie schrieb zwei Briefe und wollte gerade einen dritten anfangen, da fiel ihr ein, daß sie an diesem Abend nur wenig gegessen hatte. Deshalb stand sie auf, um sich in der Küche, die im Kellergeschoß lag, etwas zu holen. Sie stieg die lange Steintreppe hinunter, machte in der Küche Licht, stellte einen Wasserkessel auf und durchsuchte die Speisekammer. Eine Schüssel mit Pasteten, die sie am meisten lockten, stellte sie auf dem Küchentisch bereit. Dann kehrte sie ins Wohnzimmer zurück, um an dem angefangenen Brief weiterzuschreiben, bis das Wasser kochte.

Plötzlich schrak sie zusammen. Sie hatte ein Knacken gehört - jemand mußte die Haustür ganz vorne in der Halle aufgeschlossen haben. Sie hörte leichte Schritte in der Halle, starr vor Furcht saß sie da, die Schritte kamen näher und näher, gingen an der Tür vorbei.

Valerie sprang auf, riß die Tür auf, aber sie konnte nur den Lichtschein aus der Küche sehen.

»Ist hier jemand?« rief sie laut.

Statt einer Antwort ertönte ein lauter Krach. Unten in der Küche ging das Licht aus.

Ihr Herz klopfte heftig. Sie biß sich auf die Lippen, um einen Hilferuf zu unterdrücken. Sie hatte die Taschenlampe noch bei sich und leuchtete die dunkle Halle ab. Der Revolver von Spike fiel ihr ein, und sie ging ins Zimmer, um ihn aus der Tischschublade zu holen. Sie sah sich noch einmal in der Halle um und leuchtete die dunkle Treppe zur Küche hinunter.

»Ist jemand hier?« rief sie wieder. Nur das dumpfe Echo ihrer Stimme hallte herauf.

Kein Laut war zu hören. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und stieg langsam die Treppe hinunter. Die Schüssel mit den Pasteten lag zerbrochen auf dem Fußboden. Das also hatte sie gehört! Um einen Geist jedenfalls konnte es sich nicht gut handeln!

Sie machte Licht. Ein Glück, daß in der Küche die elektrischen Leitungen schon gelegt waren. Im Oberstock mußte man sich noch mit Kerzen behelfen, weil die Handwerker noch nicht alle Installationen hatten fertigstellen können.

Valerie schaute sich in der Küche um. Zwei Scherben lagen auf dem Tisch. Jemand mußte sie aufgehoben haben. Die Türen in die Speisekammer und zum Kohlenkeller waren verschlossen, die Fenster durch Gitter geschützt. Nirgends ein Mensch - unerklärlich, wohin sich jemand so rasch von hier hätte zurückziehen können!

Mit der Taschenlampe leuchtete Valerie in einen kleinen Verschlag, in dem Besen aufbewahrt wurden. Erschrocken fuhr sie zurück und griff nach dem Revolver - zwei blitzend grüne Augen starrten sie an. Dann begann sie nervös zu lachen. Es war lediglich die Hauskatze, die sich gähmend erhob und unwillig einen Buckel machte.

»Und ich glaubte schon, du wärst ein Gespenst! Wahrscheinlich hast du auch die Schüssel umgeworfen -?«

Sie drehte sich um und erstarrte von neuem - ihr Blick war auf einen langen grünen Pfeil gefallen, der neben den Scherben der Schüssel auf dem Boden lag. Seine Spitze funkelte kalt und metallisch.

Valerie Howett wurde nicht ohnmächtig. Langsam bückte sie sich und hob den Pfeil auf. Der Schaft war glatt, wie lackiert, die Spitze nadelscharf.

Der grüne Bogenschütze! Er war hier in dieser Küche gewesen - vor ganz kurzer Zeit

Verwirrt stieg sie die Treppe hinauf und schloß sich im Wohnzimmer ein. Mit aller Kraft versuchte sie, das lähmende Angstgefühl zu überwinden.

Langsam verging die Zeit. Als es vom Dorf herauf dumpf eins schlug, stand Valerie entschlossen auf und ging in den Garten hinaus.

Ihre Knie zitterten ein wenig. Trotzdem kletterte sie die Sprossen der Leiter empor und tastete sich auf der anderen Seite wieder hinunter. Außer Atem lehnte sie sich an die Mauer. Vor ihr erhoben sich die düsteren Umrisse von Garre Castle.

## 24.

Gewöhnlich brauchte Mr. Bellamy zwei Stunden, bis er zu Abend gegessen hatte; manchmal speiste er auch länger, nie aber kürzer. Es verstieß gegen jede Regel und Gewohnheit, daß er an diesem Abend schon eine halbe Stunde nach dem Servieren Savini rufen ließ.

»Telefonieren Sie zum Pförtnerhaus, sagen Sie, daß ich Besuch erwarte, einen Mr. Smith. Der Mann soll sofort heraufgebracht werden, wenn er kommt!«

»Jawohl, Sir«, antwortete Savini unterwürfig wie immer. Zu gern hätte er gewußt, weshalb Coldharbour Smith nach Garre Castle gerufen worden war.

Es ging gegen elf Uhr, als Smith ankam. Julius sah sofort, daß er unterwegs mit seinem Wagen öfters angehalten haben

mußte, um sich verschiedene Schnäpse zu genehmigen.

Coldharbour Smith war ungefähr fünfzig, groß, breit und von dunkler Gesichtsfarbe. Seine starken Kinnladen hätten einem Gorilla Ehre gemacht.

»Scheren Sie sich zum Teufel!« brüllte er Savini an, als dieser ihm den Mantel abnehmen wollte. »Wo ist der Alte?«

»Er erwartet Sie.«

Smith stolperte unsicher neben Savini durch den Park.

»Warum hat er mitten in der Nacht nach mir geschickt?« fragte er aufsässig.

»Ich weiß nicht - fragen Sie ihn besser selbst.«

»Wer sind Sie überhaupt? Sie sind wohl hier als Hausgespenst engagiert, wie? Wie geht es eigentlich dem grünen Bogenschützen?« Er brüllte vor Vergnügen und schlug sich aufs Knie. »Eine Verrücktheit, wenn man anfängt, Gespenster zu sehen! Euer Schnaps ist wohl ein bißchen zu stark, he?«

Julius atmete auf, als sie in die Halle kamen. Coldharbour Smith, der seinen Übernamen der Polizeistation verdankte, die ihn am häufigsten verhaftet hatte, war völlig betrunken. Er blinzelte, als er in den hellen Lichtschein der Bibliothek trat. Auf einen Wink des Alten zog sich Julius sofort zurück, froh, daß er sich verdrücken konnte.

»Setzen Sie sich, Smith.« Bellamy zeigte auf einen Stuhl. »Wie wär's mit einem Schluck?« Jetzt erst erkannte er die Verfassung seines Besuchers. »Sie sind ja besoffen! Habe ich Ihnen nicht befohlen, nüchtern zu mir zu kommen?«

»Warum überhaupt«, maulte Smith störrisch, »sollte man nüchtern sein? Solange man sich besaufen kann, sagen Sie doch selbst, warum sollte man's nicht ...«

Bellamy ging zum Tisch, goß ein Glas Brantwein ein - Smith wollte schon die Hand danach ausstrecken, da goß ihm Bellamy blitzschnell den ganzen Inhalt ins Gesicht. Mit einem Aufschrei fuhr Smith in die Höhe und rieb sich wie verrückt die Augen.

»Ich kann nichts mehr sehen -!« brüllte er.

Bellamy warf ihm eine Serviette zu, die vom Abendessen her noch auf dem Tisch lag. Stöhnend wischte sich Smith lange das Gesicht ab.

»Das hat Sie hoffentlich nüchtern gemacht, Sie besoffenes Schwein! Und wenn Sie noch immer nicht aufgewacht sind, kenne ich andere Mittel ...« Bellamy packte Smith am Kragen und schüttelte ihn hin und her. »Fünf Jahre lang haben Sie jeden Monat ein ordentliches Stück Geld von mir erhalten und haben nichts dafür getan! Wenn Sie jetzt, wo ich etwas von Ihnen will, nicht parieren, können Sie etwas erleben!« Er schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht und gab ihm einen Stoß vor die Brust. Smith flog krachend in einen Sessel. »Jetzt passen Sie auf! Ich habe Arbeit für Sie. Sie schrieben mir neulich, daß Sie nach Amerika gehen wollen - das heißt also, daß die Polizei hinter Ihnen her ist. Möglich, daß ich eine Aufgabe für Sie habe, die Sie über den Atlantik bringt, und wenn Sie die Sache gut machen, werden Sie für den Rest Ihres Lebens genug Geld haben. In den nächsten Tagen wird sich die Sache entscheiden. - Sind Sie jetzt eigentlich nüchtern genug, um mich zu verstehen?«

»Ja - ja, natürlich, Mr. Bellamy«, beteuerte Smith kleinlaut.

Bellamy fixierte ihn scharf, dann ging er zur Tür und schloß ab.

»Sie sind gerade der Richtige für diese Aufgabe - ich brauche so einen Dreckskerl wie Sie! Nun hören Sie gut zu ...«

Eine Stunde lang setzte er Smith seinen Plan auseinander.

## 25.

Der neue Hausmeister bewohnte das sogenannte Königszimmer im Flügel der Burgkapelle, den ein schmaler Gang mit dem Haupttrakt verband. Es war der einzige bewohnte Raum in diesem Gebäudeteil.

Noch während Smith beim Alten in der Bibliothek war, hatte



der Hausmeister sein Zimmer aufgesucht. Unter seinen Sachen befand sich ein kleiner Koffer, den er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte. Diesen Koffer öffnete er jetzt und entnahm ihm eine Anzahl dünner Metallrohre, die ein Werkzeugmacher in aller Eile für ihn angefertigt hatte. Am oberen Ende der etwa fünfzig Zentimeter langen Rohre waren kleine Thermometer eingebaut, die durch aufgesetzte, spitze Hülsen geschützt wurden. Zur Ausrüstung gehörte auch ein Hammer, dessen Kopf aus Hartgummi bestand.

Ganz unten im Koffer lag noch ein Strick mit vielen Knoten und einem Stahlhaken am Ende, den der Hausmeister am Fensterbrett befestigte.

Er trug einen dunklen Anzug und weiche Filzschuhe. Eine Weile schaute er noch aus dem Fenster in den Park hinunter, dann drehte er das Licht aus und ging in die Halle.

Es war zehn Minuten nach zwölf. Er hörte, wie soeben Smiths Auto abfuhr. Abel Bellamy kam vom Hundezwinger, die vier Tiere trotteten hinter ihm her. »Gehen Sie zu Bett - ich lasse die Hunde frei.«

Der Hausmeister ging wieder hinauf. Einer der Hunde lief auf der Treppe hinter ihm her und beschnüffelte seine Füße. In seinem Zimmer angekommen, verriegelte er die Tür. Wenige Minuten später ließ er sich an dem Strick vom Fenster in den Park hinunter, nachdem er seine ganzen Gerätschaften schon vorher hinabgelassen hatte.

Unten begann er seine merkwürdige Arbeit. Dicht neben der Burgkapelle trieb er einen der Rohrbolzen in den Boden. Der Gummihammer machte fast gar keinen Lärm. Dann huschte er im Schatten der Mauer weiter, hielt nach ein paar Schritten an und trieb ein zweites Rohr in die Erde. Da diese Sonden im Boden fast verschwanden, bezeichnete er die betreffenden Stellen mit Steinen.

Auf diese Weise umkreiste er die ganze Burg, bis er wieder zu der Stelle kam, an der er begonnen hatte. Er sah auf die Uhr und wartete noch eine Viertelstunde, bis er den ersten Bolzen

herauszog. Im Schein der Taschenlampe untersuchte er das Thermometer. Es zeigte sechs Grad, also eine normale Bodentemperatur. Er ging weiter und zog ein Rohr nach dem andern heraus. Alle Thermometer standen ungefähr auf dem gleichen Punkt. Nur eines der Dinger fehlte jetzt noch. Er hatte die Stelle verpaßt und suchte lange ohne Erfolg.

Plötzlich wurde über ihm ein Fenster aufgerissen. Er drückte sich dicht an die Mauer und sah erst jetzt, daß er sich unmittelbar unter Bellamys Fenster befand.

»Dort ist er!« brüllte Bellamy mit voller Lautstärke.

Im ersten Moment dachte der Hausmeister, er sei entdeckt worden, aber dann vergaß er seine eigene kritische Lage völlig, als sich aus dem Schatten der nördlichen Umfassungsmauer eine Gestalt löste und quer über den Rasen auf eine Gruppe von Sträuchern zueilte.

Es war eine Frau, und der Hausmeister wußte sofort, wer es war. Ohne zu überlegen, rannte er ihr nach.

Bellamy war an dem Abend nicht gleich zu Bett gegangen, sondern hatte sich noch ein wenig ans offene Fenster gestellt, um über die Entdeckungen des heutigen Tages nachzugrübeln. Er dachte an die Zeit vor einundzwanzig Jahren. Was für ein Zusammentreffen! Sicher gab es Tausende, die den Namen Howett trugen, aber eine Valerie Howett, die aus Montgomery County stammte - das war doch etwas anderes.

»Wenn sie es nun wirklich ist -?«

Er lächelte spöttisch. Was für eine Nachricht könnte er dann der längst ergrauten Frau bringen!

Abwesend starrte er in den dunklen Park hinab. Plötzlich schreckte er aus seinen Gedanken auf. Dort unten bewegte sich ein Schatten. Gleich darauf sah er eine schlanke Gestalt über eine freie, vom Mondlicht beschienene Stelle eilen. Er schrie laut zum Fenster hinaus und rannte in den Korridor. Zwei der Hunde sprangen auf und folgten ihm hinunter in die Halle, wo die beiden andern lagen. Er zog die Riegel zurück und schloß die Haupttür auf.

Ja, drüben bei den Sträuchern lief jemand!

»Vorwärts, faßt ihn!« brüllte er.

Die vier Hunde rasten los.

Die Gestalt eilte jetzt im Schatten der Bäume der Mauer entlang. Zwei Hunde hatten sie erspäht, aber nur einer nahm die Verfolgung auf.

Valerie Howett lief, so schnell sie konnte. Ihr Herz klopfte wild, sie keuchte und fand kaum noch Atem. Der Hund, der sie verfolgte, kam näher und näher, und irgendwo noch weiter zurück hörte sie einen Menschen laufen. Ihr einziger Gedanke war, daß sie die Leiter erreichen mußte. Hinter ihr japste der Hund. Der Revolver, den sie in der Tasche trug, und der ihr ständig gegen die Hüfte schlug, kam ihr gar nicht in den Sinn.

Jetzt noch ein kleines Bord - der Hund war schon so nah, daß er nach ihrem Bein zu schnappen versuchte. Die Angst jagte sie vorwärts, sie lief, ohne die Anstrengung zu spüren, ohne Besinnung - sonst wäre sie in diesem Augenblick vor Schreck zusammengebrochen. Klar und scharf umrissen tauchte jetzt eine schlanke, grüne Gestalt mit einem geisterhaft weißen Gesicht vor ihr auf. Ein langer Bogen blitzte grün im Mondlicht.

Valerie hielt nicht an, sie rannte weiter. Sie sah noch, wie der Bogen sich etwas hob, hörte die Sehne schwirren. Hinter ihr schlug ein schwerer Körper dumpf auf. Sekundenlang zurückblickend erkannte sie einen gelb-schwarz gefleckten Hund, der sich am Boden wälzte. Sie brach ohnmächtig zusammen.

## 26.

»Mr. Howett läßt fragen, ob Sie zum Frühstück kommen können, gnädiges Fräulein?«

Valerie fuhr im Bett hoch und strich sich mit der Hand über die Stirn. Ihr Kopf schmerzte.

»Zum Frühstück?« fragte sie benommen. »Ja, ja, ich

komme.«

Hatte sie geträumt? Sie schauderte bei der Erinnerung an die vergangene Nacht. Nein, es war kein Traum gewesen! Ihr Kleid lag beschmutzt auf einem Stuhl. Wie hatte das Abenteuer bloß geendet? Als sie wieder zu sich gekommen war, befand sie sich im Wohnzimmer von Lady's Manor - doch wie war sie da hingekommen? Der grüne Bogenschütze! Hatte er sie über die Mauer getragen? Die Leitern mußten sie ja verraten haben. Schnell sprang sie aus dem Bett.

»Du hättest ruhig noch ein wenig schlafen können, Valerie«, begrüßte sie Mr. Howett und küßte sie. »Fühlst du dich nicht wohl? Du siehst nicht gut aus.«

Sie murmelte irgend etwas und beendete das Frühstück so rasch wie möglich, um sich entfernen zu können. Zuerst lief sie in den Park und ging zur Mauer. Die beiden Leitern lagen im Gebüsch. Selbst daran hatte der grüne Bogenschütze gedacht! Sie kehrte ins Haus zurück und wollte sich im Wohnzimmer umsehen. Das Mädchen hatte inzwischen dort aufgeräumt und ein paar herumliegende Kleinigkeiten wie gewöhnlich in eine Schale gelegt. Valerie fand darin die abgesprengte Hälfte eines Manschettenknopfs. Er war aus Gold und trug ein Monogramm. Das goldene Kettchen war zerrissen. Sie hielt das flache Plättchen zwischen den Fingern und las das Monogramm.

»J. L. F.« - James Lamotte Featherstone! Das konnte doch nicht wahr sein!

Gleich darauf wurde ihr Besuch gemeldet - Spike Holland, der von Neuigkeiten übersprudelte.

»Vergangene Nacht war der grüne Bogenschütze wieder da. Diesmal hat er einen der Hunde erwischt. Bellamy schäumt vor Wut. Offenbar hat er den Bogenschützen zufällig entdeckt und die Hunde auf ihn losgelassen. Resultat - ein vollständig toter Hund! Aber damit ich's nicht vergesse, Miss Howett, ich bringe Ihnen vor allem eine Einladung von Abel Bellamy, dem hochwohlgeborenen Herrn von Garre Castle.«

»Eine Einladung - für mich?«

»Ja - Bellamy ist auf einmal zugänglicher geworden. Er will sich in seiner Burg als Fremdenführer betätigen - wenigstens in Ihrem Fall. Ihren Namen hat er in der Zeitung gelesen. Er wußte nicht, daß Sie hier wohnen, und bittet Sie nun schleunigst um einen Antrittsbesuch.«

»Wie merkwürdig -«

»Übrigens bezieht sich die Einladung nicht auf Mr. Howett - und natürlich auch nicht auf mich. Wenn Sie aber hingehen, Miss Howett, lassen Sie es mich bitte trotzdem wissen. Es wäre ein guter Vorwand für mich, mir die Burg auch anzusehen, und er kann mich nicht gut abweisen, wenn ich als Ihr Begleiter auftrete.«

Valerie überlegte.

»Gut, ich werde heute nachmittag nach dem Essen hingehen. Ist diese Zeit Mr. Bellamy wohl recht?«

»Werde ich telefonisch feststellen - sicher ist ihm die Zeit ganz gleichgültig.«

»Mr. Holland, wissen Sie eigentlich, wo sich Captain Featherstone zur Zeit aufhält?«

»Gestern war er in London. Julius hat ihn dort gesehen.«

Als Valerie wieder allein war, dachte sie abwechselnd über die Gründe von Bellamys Einladung und die Ereignisse der letzten Nacht nach. Bestimmt hatte Featherstone sie ins Haus gebracht! Die zerbrochene Schüssel fiel ihr wieder ein - und der grüne Pfeil!

»Es ist nicht möglich -«, sagte sie laut und versuchte sich die absurde Idee aus dem Kopf zu schlagen, daß Jim Featherstone, der Polizeiinspektor, mit dem grünen Bogenschützen identisch sein könnte.

Im Verlauf des Vormittags setzte sie ihre Erkundungen im Haus fort und suchte die Angestellten in der Küche auf. Sie hatte ihre Taschenlampe bei sich.

»Ich möchte mir den Kohlenkeller einmal ansehen.«

»Sie werden sich bestimmt ganz schmutzig machen, gnädiges Fräulein«, warnte sie ein Mädchen, aber sie ließ es sich nicht

ausreden.

Eine Reihe von Treppenstufen führten in einen großen, unfreundlichen Kellerraum. In einer Ecke lag ein Haufen Kohlen aufgeschüttet, darüber befand sich eine Luke, durch die man die Kohlen vom Garten aus hineinschaufeln konnte. Vom Kohlenkeller aus führten drei Türen in andere Kellerräume. Der eine hatte einmal als Weinkeller gedient, im zweiten standen vereinzelte leere Flaschen und alte Kisten herum. Die dritte Tür war verschlossen. Valerie bemerkte, daß das Schloß neu war. Sie leuchtete mit der Taschenlampe durch das vergitterte Guckloch in ein dunkles Kellergelaß hinein, aber außer einem schwarzen Koffer konnte sie nichts entdecken. Alle Bemühungen, die Tür zu öffnen, waren vergeblich.

## 27.

Nach den Erfahrungen der letzten Zeit sah Valerie ihrem Besuch in Garre Castle mit gemischten Gefühlen entgegen. Sie hatte noch nie mit Abel Bellamy gesprochen. Ob sie ihren Haß und Widerwillen würde verbergen können?

Warum nahm die Polizei, wenn sie einen begründeten Verdacht gegen Bellamy hatte, keine Haussuchung im Garre Castle vor? Warum sollte statt dessen Jim Featherstone als grüner Bogenschütze maskiert durch die Burg spuken?

Valerie war froh, als Spike kam, um sie abzuholen.

Julius Savini erwartete sie im Pfortnerhaus.

»Bellamy hat nichts von Ihnen erwähnt, Mr. Holland«, sagte er. »Es ist besser, ich telefoniere erst ...«

»Lassen Sie das«, winkte Spike ab. »Ich möchte nicht, daß Miss Howett ohne meine Begleitung Garre Castle betritt.«

Julius gab schließlich nach und führte die beiden nach oben. Bellamy schien mit dem Reporter gerechnet zu haben, denn er zeigte sich nicht im mindesten erstaunt.

Er kam durch die Halle und begrüßte Valerie. Sie schaute ihm voll ins Gesicht und war entsetzt über seine

außerordentliche Häßlichkeit.

»Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Miss Howett!« Ihre Hand verschwand völlig in seiner Rechten. Er ließ sie keinen Moment aus den Augen. »Ich wußte gar nicht, daß Sie hier wohnen, sonst hätte ich Sie schon früher gebeten, mich zu besuchen.«

Im Ostflügel befand sich der ehemalige große Speisesaal. An den Wänden hingen viele Gemälde, zum Teil wertvolle alte Meister.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie Bilder sammeln, Mr. Bellamy«, bemerkte Spike.

»Ach, die Gemälde habe ich zusammen mit der Burg gekauft - sie kosteten eine halbe Million Dollar. Tja ...«

Bellamy führte seine Gäste auch zu den unterirdischen Kerkern. Über enge Steintreppen stiegen sie in finstere Gewölbe hinab. Valerie fröstelte, als sie an den eingemauerten Eisenringen vorbeikamen, an denen früher die Gefangenen angekettet worden waren, und atmete auf, als sie das Tageslicht wieder sah. Es gab ihr den Mut, eine Frage zu stellen.

»Kann ich Sie nachher einmal allein sprechen, Mr. Bellamy?«

»Natürlich, Miss Howett - ich habe Auftrag gegeben, den Tee in der Bibliothek zu servieren. Vielleicht anschließend ...«

Es tat ihr schon leid, die Frage gestellt zu haben. Der Rundgang war beendet. Ein Mädchen brachte den Tee.

»Wo ist denn Philipp, der Hausmeister?« wollte Bellamy wissen.

»Er hat heute seinen freien Nachmittag«, erwiderte Savini.

»Was, schon wieder -?« brauste Bellamy auf. Aber er unterdrückte seinen Ärger gleich wieder und spielte den wohlwollenden Gastgeber. Er beobachtete Valerie, ihren Gang und ihre Haltung, als sie ans Fenster trat und hinaus sah, und mußte lächeln.

Spike hatte inzwischen eingehend die Bibliothek begutachtet. Von Büchern war zwar nicht viel zu sehen, aber der Raum war schön und hatte trotz der Renovierung seinen altertümlichen

Charakter behalten.

Savini und Spike, denen die unerwartete Ehre zuteil geworden war, an dem Tee teilnehmen zu dürfen, erhoben sich bald.

»Savini wird Sie unterhalten, Holland, während Miss Howett mit mir spricht«, rief Bellamy Spike nach. »Ich glaube, die Unterredung dauert nicht lange.«

Er wartete, bis beide draußen waren, stand dann auf und lehnte sich mit dem Rücken zum Kamin.

»Nun, Miss Howett? Warum wollten Sie mich sprechen?«

»Mr. Bellamy, ich möchte, daß Sie mir etwas sagen.«

»Wenn ich es für richtig halte, daß ich es Ihnen sage - bitte ...«

»Wo - ist - meine Mutter?«

Er sah sie unbeweglich an.

»Wo ist meine Mutter?« wiederholte sie.

Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht, er löste sich vom Kaminsims und kam, ein höhnisches Lächeln um den Mund, auf sie zu.

»Soll ich noch etwas Holz nachlegen, Sir?« fragte in diesem Augenblick eine Stimme von der Türe her.

Bellamy drehte sich zornig um. Es war der neue Hausmeister, der unbeteiligt und diskret neben dem Eingang stehengeblieben war.

»Ich werde nach Ihnen klingeln, wenn ich etwas von Ihnen will«, stieß Bellamy voll unterdrückter Wut hervor. »Verlassen Sie sofort das Zimmer!«

Der Hausmeister verbeugte sich und ging hinaus.

Bellamy wandte sich wieder Valerie zu; ihr Gesicht war blaß geworden.

»Ihre Mutter? Sie wollen von mir wissen, wo Ihre Mutter ist? Ich habe Ihre Mutter nie gesehen, Miss Howett, und auch Ihnen bin ich früher nie begegnet. Sie hatten vermutlich ein Zimmer im gleichen Hotel in New York wie ich - das muß ungefähr vor sieben Jahren gewesen sein. Fast alle meine Post kam damals



noch an meine dortige Adresse, obwohl ich schon die meiste Zeit in London war. In jenen Tagen wurde ein Paket Briefe, das mir nachgeschickt werden sollte, gestohlen. Und der Dieb muß in einem der Schreiben etwas gelesen haben, das ihn auf die verrückte Idee brachte, ich könnte wissen, wo seine Mutter ist. - Nein, ich habe keine Ahnung, wo sich Ihre Mutter auf hält. Aber selbst wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen nicht sagen. Sie haben völlig verrückte Ideen, Miss Howett! Das kommt davon, wenn man sich mit gestohlenen Briefen abgibt. Lassen Sie es sich gesagt sein - die meisten Menschen, deren Spuren sich verloren haben, weilen nicht mehr unter den Lebenden. Es gibt kein besseres Versteck als das Grab.«

Mit einer Kopfbewegung deutete er an, daß die Unterredung beendet sei.

Als sie blaß und benommen aus der Bibliothek wankte, lief Spike auf sie zu und faßte sie am Arm.

»Was ist los? Was ist passiert?«

»Ach nichts, ich fühle mich nicht ganz wohl. Bitte, Mr. Holland, bringen Sie mich rasch von hier weg.«

Sie sah sich ein paarmal um, weil sie hoffte, den Hausmeister zu Gesicht zu bekommen, doch zeigte er sich nirgends.

»Was hat es denn gegeben?« fragte Spike böse. »Ich will sofort hineingehen und ihn ...«

»Nein, bitte nicht, bringen Sie mich einfach nach Hause.«

Die beiden hatten das Haus kaum verlassen, als Savini den Auftrag bekam, den neuen Hausmeister zu suchen. Er fand ihn nicht gleich.

»Beeilen Sie sich, der Alte will Sie sehen - er ist fürchterlich wütend!«

»Wie heißen Sie?« brüllte Bellamy den Hausmeister an, als er endlich eintrat.

»Philipp, Sir - Philipp Jones.«

»Wenn Sie noch einmal hereinkommen, ohne daß ich Sie gerufen habe, dann fliegen Sie! Haben Sie mich verstanden?«

»Vollkommen, Sir. Was wünschen Sie heute abend zu

speisen?«

Bellamy war sprachlos über soviel Dreistigkeit.

28.

Als Valerie am Nachmittag im Garten spazierte, sah sie, wie ein weißes Briefchen über die Mauer geworfen wurde. Mit ein paar rasch hingekritzelter Zeilen kündigte ihr Jim Featherstone für zehn Uhr seinen Besuch an. Sie hatte mit dieser Möglichkeit schon halb gerechnet und erwartete ihn ungeduldig.

»Ich bin froh, daß Sie gekommen sind! Ich möchte Ihnen nämlich jetzt die Geschichte von Mrs. Held erzählen. Zuallererst aber will ich Ihnen Ihr Eigentum zurückgeben. Das Zimmermädchen fand heute morgen dies ...« Sie führte ihn ins Wohnzimmer und nahm etwas Eingewickelter vom Schreibtisch.

»Es wird mein Manschettenknopf sein, den ich hier verloren habe. Ich hatte keine Zeit mehr, mich danach umzusehen.«

»Sie haben mich also tatsächlich hierhergebracht? Ich hätte mir viel Unruhe und Aufregung ersparen können, Captain Featherstone, wenn ich von Anfang an aufrichtiger zu Ihnen gewesen wäre - das sehe ich jetzt ein. Zum Beispiel hätte ich Ihnen schon längst erzählen sollen, daß - Mr. Howett nicht mein Vater ist.« Sie bemerkte, daß ihn diese Mitteilung völlig überraschte. »Vor dreiundzwanzig Jahren war Mr. Howett noch ein armer Farmer in Montgomery und konnte aus dem dürftigen Ertrag seines kleinen Grundstückes gerade so viel herauswirtschaften, als er zum Leben brauchte. Damals litt er an einer bösen Augenkrankheit, die ihn nahezu blind machte. Er lebte allein mit seiner Frau, Kinder hatten sie keine, und obwohl sie schon lange verheiratet waren und sich selbst nur schlecht und recht durchbrachten, setzten sie dennoch eine Annonce in die Zeitung, weil sie ein Kind adoptieren wollten. Welch günstige Wendung sich später für Mr. Howett ergab, wissen Sie ja; auf der neuen Farm, die er kaufte, wurde Petroleum

gefunden. - Auf die Annonce kamen viele Antworten, darunter ein Brief - hier ist er ...«

Sie nahm ein Schreiben aus der Schublade und gab es Jim. Es war auf dem Briefpapier eines Hotels in der Fifth Avenue in New York geschrieben und lautete:

»Sehr geehrter Herr,

auf Ihre Annonce teile ich Ihnen mit, daß ich sehr froh wäre, wenn Sie ein kleines Mädchen im Alter von zwölf Monaten adoptierten, dessen Eltern vor kurzem gestorben sind. Ich bin bereit, Ihnen dafür gegebenenfalls tausend Dollar zu bezahlen.«

»Zu jener Zeit«, fuhr Valerie fort, »war Mr. Howett in großen Geldschwierigkeiten. Das gab wahrscheinlich den Ausschlag. Die Sache entschied sich zu meinen Gunsten, denn ich war das kleine Mädchen. Mr. Howett schrieb, daß er einverstanden sei, und einige Tage später fuhr ein Mann im Auto vor, holte ein Bündel aus dem Wagen und übergab es ohne weiteres Mrs. Howett. Dabei ereignete sich etwas, das fast mehr als ein Zufall war - ein Bekannter hielt sich gerade auf der Farm auf, ein begeisterter Amateurfotograf, der ständig irgend etwas knipste und der auch die eben beschriebene Szene festhielt. Er hat alle die Bilder, die er während seines Aufenthalts auf der Farm machte, meinen Pflegeeltern geschenkt. Die betreffende Fotografie war bei meinen Nachforschungen der wichtigste Anhaltspunkt für mich. Ich habe mir später eine Vergrößerung machen lassen. Hier ...«

Sie griff nochmals in die Schreibtischschublade und legte die Vergrößerung unter die Tischlampe. Featherstone beugte sich darüber.

»Ohne Zweifel - es ist unverkennbar Abel Bellamy!«

»Sonderbar ist, daß Mrs. Howett damals gar nichts an Mr. Bellamy auffiel. Allerdings war sie beinahe so kurzsichtig wie ihr Mann. Nach dem Tod meiner Pflegemutter erfuhr ich alles, was mit meiner Adoption zusammenhing, aber damals interessierte ich mich nicht dafür, wer meine wirklichen Eltern gewesen waren. Erst später, als ich selbständiger wurde und

Geld zur Verfügung hatte, erwachte der Wunsch in mir, meine Eltern ausfindig zu machen. Zufällig sah ich in einer Zeitung Abel Bellamy abgebildet und erkannte sofort, daß es der gleiche Mann wie auf der Fotografie hier war. Ich begann mich nach Bellamy zu erkundigen. Sein Ruf war außerordentlich schlecht, und bald kam ich zu der Überzeugung, daß er mich nicht deshalb zu den Howetts gebracht und tausend Dollar bezahlt hatte, um mir oder sonst jemand zu helfen, sondern daß er dafür andere Gründe gehabt haben mußte. Meine Detektive fanden heraus, daß er nur einen einzigen Verwandten, einen Bruder, hatte, mit dem er jedoch seit langer Zeit verfeindet war. Dieser Bruder, der vor ungefähr achtzehn Jahren starb, hatte zwei Kinder, die ebenfalls nicht mehr am Leben sind. - Immer mehr konzentrierten sich meine Gedanken auf Bellamy. Mr. Howett weiß nicht, daß ich mir bereits mit siebzehn Jahren eine Möglichkeit verschafft habe, Bellamys Korrespondenz zu kontrollieren. Er lebte schon damals meist in Europa und verbrachte kaum drei Monate im Jahr in New York. Nach Chicago ist er überhaupt nie gekommen. Eines Tages entdeckten meine Beauftragten einen Brief - sehen Sie!«

Valerie zeigte Featherstone ein Briefblatt. Er mußte es nah ans Licht halten, denn die Tinte war schon ziemlich verblaßt und die Schrift teilweise unleserlich.

»Little Bethell Street, London N. W.,

Sie haben mich schwer getroffen. Geben Sie mir das Kind zurück, das Sie mir ... und ich will Ihre Wünsche erfüllen. Ich bin völlig gebrochen durch Ihre fortwährenden Verfolgungen.

Sie haben mir das Teuerste genommen, das ich besaß, und ich kann nicht länger ohne - Wollen Sie nicht großzügig sein und mir sagen ... die kleine Valerie ... Letzten April waren es siebzehn Jahre ...

Elaine Held.<

»Im vergangenen April waren es vierundzwanzig Jahre, daß ich zu Mr. Howett gebracht wurde«, sagte Valerie. »Bellamy hatte einen großen Fehler gemacht, als er Mrs. Howett meinen

Namen nannte.«

Featherstone ging im Wohnzimmer auf und ab.

»Sind Sie davon überzeugt, daß Ihre Mutter noch lebt?«

»Ich bin ganz sicher«, antwortete sie leise.

»Glauben Sie, daß er ihren Aufenthaltsort kennt?«

»Bestimmt. Ich nahm fest an, sie wäre in der Burg zu finden.«

»Ich möchte Sie in Ihrer Hoffnung nicht bestärken, Miss Howett, aber ich will alles tun, um Ihnen zu helfen. Ich bin auch nicht untätig gewesen, und in ein oder zwei Tagen wird sich herausstellen, ob es der richtige Weg ist. Würden Sie mir übrigens den alten Plan der Burg leihen? Ich glaube, ich kann ihn im Moment besser brauchen als Sie!« Er lächelte. »Sie dürfen jetzt nichts auf eigene Faust unternehmen, nicht wahr?«

Sie nickte und begleitete ihn zur Haustür.

»Gute Nacht.« Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest.

»Gute Nacht - Jim!«

Featherstone kehrte in seltsam aufgeräumter Stimmung ins Dorf zurück.

## 29.

Julius Savini fühlte sich recht unbehaglich. Die Quelle seiner Nebeneinnahmen war plötzlich versiegt. Er schaute sich nach einer neuen Erwerbsquelle um, aber einstweilen sah er sich gezwungen, das Monatsgeld seiner Frau stark herabzusetzen. Als Antwort darauf verlangte sie sofort, daß er in die Stadt zurückkehre. Ihr Bruder hatte sich inzwischen doch einer Bande angeschlossen, und dort gab es auch Arbeit für einen Mann wie Julius. Aber er lehnte dieses Ansinnen entschieden ab. Seiner Meinung nach konnte er in seiner jetzigen Stellung mehr erreichen, wenn er sich auch eingestehen mußte, daß es ziemlich schwierig war, aus Abel Geld herauszupressen. Unter gewissen Umständen wäre es vielleicht trotzdem möglich, zum Beispiel, wenn er hinter eines seiner Geheimnisse käme, konnte

ihm das eine Rente einbringen. Allerdings war er nun schon über ein Jahr bei diesem Amerikaner angestellt, ohne daß er bisher etwas hatte entdecken können. Außerdem war es seit der Anschaffung der Polizeihunde immer schwieriger geworden, Nachforschungen anzustellen.

Seiner Frau verbot Savini streng, sich an den zweifelhaften Unternehmungen ihres Bruders zu beteiligen. Als sie sich damit nicht einverstanden erklärte, warf er seinen Schwager kurzerhand hinaus.

Dieser Vorfall spielte sich wenige Tage nach Valeries Besuch in Garre Castle ab. Nach außen hatte sich das Leben auf der Burg kaum geändert, nur Abel Bellamy war in letzter Zeit noch schweigsamer geworden, und es wurde immer schwieriger, mit ihm auszukommen.

Drei Tage später kam unerwartet Coldharbour Smith zu Besuch. Bellamy schloß sich fast den ganzen Abend mit ihm in der Bibliothek ein. Smith war diesmal völlig nüchtern und sah noch abstoßender aus als sonst.

Dann kam ein ereignisreicher Tag. Schon bald nach dem Frühstück fing es an. Bellamy holte die drei Hunde aus dem Zwinger, um mit ihnen im Park zu spazieren. Er kam nahe beim Hauptportal vorbei, wo der Hausmeister einem neuen Dienstmädchen Anweisungen gab. Eines der Tiere lief unvermittelt von Bellamy weg und sprang das taumelnde Mädchen an. Noch bevor der Hund den Arm des Mädchen packen konnte, versetzte ihm der Hausmeister mit der Faust einen so heftigen Schlag gegen die Kinnlade, daß er zur Seite fiel und nach Luft schnappend liegenblieb.

»Was haben Sie mit dem Hund gemacht?« brüllte ihn Bellamy an. »Was fällt Ihnen eigentlich ein? Wenn Sie ihn getötet haben ...«

»Es wäre ihm nicht das geringste passiert, wenn Sie ihn rechtzeitig zurückgerufen hätten.«

Bellamy maß den Hausmeister von oben bis unten.

»Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie sprechen? Packen Sie

sofort Ihren Plunder und scheren Sie sich fort, oder ...«  
Langsam, tückisch kam er näher.

»Kommen Sie mir nicht zu nahe, Mr. Bellamy, es könnte schlecht für Sie ausgehen. Es gehört nicht zu meinen Aufgaben, Sie niederzuschlagen. Das ist nicht vorgesehen.«

»Ihren - Aufgaben? Was soll das heißen?« schrie Bellamy.

»Ich bin Captain James Featherstone, Chefinspektor von Scotland Yard. Ich habe den Auftrag, Garre Castle zu durchsuchen und, falls nötig, Sie zu verhaften. Sie stehen im Verdacht, Elaine Held ungesetzlicherweise gefangen zu halten.«

Der Alte schien nicht gleich zu verstehen.

»Sie - sind -?« Rasch gewann er seine Fassung zurück. »Ich möchte Sie warnen, Featherstone. Wenn ich Sie anzeige, kommt Ihnen die Sache teuer zu stehen. Vergessen Sie nicht, daß ich amerikanischer Bürger bin.«

»Die Frau, die wir suchen, ist auch amerikanische Bürgerin.«  
Featherstone sprang die paar Stufen zum Hauptportal hinauf und stieß die Tür auf.

In der Eingangshalle standen etwa ein Dutzend Männer.

»Sie überfallen mich also?« fragte Bellamy. »Gut, fangen Sie an, sehen Sie zu, was Sie finden!«

Featherstone streckte die Hand aus.

»Geben Sie mir die Schlüssel!«

»Ich werde Ihnen die Räume zeigen.«

»Ich will aber Ihre Schlüssel! Bitte, machen Sie keine Umstände, Mr. Bellamy, Sie wissen, daß ich Vollmachten habe.«

Nur zögernd holte Bellamy einen Schlüsselbund aus der Tasche.

»Ich möchte auch den einzelnen Schlüssel, den sie ständig bei sich tragen!«

Der Alte war erst starr, rückte dann aber ohne Widerstreben auch mit diesem Schlüssel heraus.

»Soll ich Ihnen auch noch sagen, welche Tür er öffnet?«

»Die Mühe können Sie sich sparen.«

Featherstone ging durch die Halle voraus in die Bibliothek. Neben dem Kamin zog er an einem Zierstück in der Wandverkleidung. Das Holzpaneel gab nach und dahinter zeigte sich eine Stahltür. Jim steckte den Schlüssel ins Schloß und öffnete den Tresor, der einige Schubfächer und diverse Stahlkassetten enthielt. In einem Fach lag eine Ledermappe.

»Ich glaube, es ist besser, wenn Sie in ein anderes Zimmer gehen, ich habe hier einige Stunden zu tun. Für die Zeit, in der ich das Haus durchsuche, können Sie sich als verhaftet betrachten.«

In Begleitung zweier Detektive verließ Bellamy schweigend die Bibliothek. Widerstand leistete er nicht, dazu war er doch zu klug.

Eine Stahlkassette nach der andern wurde geleert. Die meisten enthielten irgendwelche Dokumente, Geschäftspapiere, Bankauszüge, alte Verträge. Hinten im Geldschrank lag ein seltsam aussehender Stock. Featherstone holte ihn heraus und rief seinem Assistenten zu:

»Jackson, was halten Sie davon?«

Es war ein etwa vierzig Zentimeter langer dicker Stock, an dessen einem Ende lange Peitschenschnüre befestigt waren, neun dunkelfleckige Stricke im ganzen.

Der Sergeant nahm die Peitsche in die Hand.

»Das ist eine neunschwänzige Katze, Sir.« Er betrachtete das Stockende und las den verblaßten roten Stempelaufdruck. »Eigentum der Gefängnisverwaltung« steht hier.«

»Zweifellos ein Geschenk Creagers«, meinte Jim. »Ein makabres Andenken - aber typisch für Bellamy!«

Er begann sämtliche Schriftstücke durchzusehen, fand aber nichts, was ihn auf die Spur der verschwundenen Mrs. Held gebracht hätte. Die einzigen Privatbriefe, die ihm in die Hände kamen, waren alle mit »Michael« unterschrieben. Drei trugen den Poststempel Chicago, aber die meisten stammten aus New York. Es ging daraus hervor, daß der Absender Lehrer und Bellamys Bruder war. Die ersten Briefe klangen freundlich,



Michael hatte anscheinend Glück gehabt, ein Vermögen erworben, in Cleveland ein Grundstück gekauft und sich nebenbei dem Maklergeschäft zugewandt. Doch dann änderte sich der Ton der Briefe gründlich. Michael Bellamy war in Schwierigkeiten geraten und hoffte, daß sein Bruder ihm helfen würde. Zu spät entdeckte er, daß hinter der Organisation, mit der er sich in Geschäfte eingelassen und die ihn ruiniert hatte, Abel stand.

Nach drei Stunden - jeder Winkel der Burg war inzwischen durchstöbert worden - mußte Jim die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsehen.

Bellamy triumphierte, als er in die Bibliothek zurückgerufen wurde.

»Nun, haben Sie Ihre Dame gefunden? Diese Mrs. - wie war doch gleich ihr Name?«

»Geduld, Mr. Bellamy! Vielleicht trügen meine Pläne. Möglich, daß es noch andere geheime Räumlichkeiten unter der Erde gibt. Was zum Beispiel liegt hier unter der Bibliothek?«

»Da unten gibt's überhaupt nichts, die Verliese fangen erst unter der Halle an.«

Jim breitete den alten Grundriß der Burg aus und überlegte. Dem Plan nach stand die Bibliothek tatsächlich auf festem Boden. Doch hatte dies nicht viel zu bedeuten, schon mehrmals war er auf Abweichungen gestoßen. Früher wurden solche Pläne oft nur nach allgemeinen Angaben gezeichnet, ohne daß die Räume nachgemessen worden wären.

»Hier haben Sie Ihre Schlüssel zurück, Mr. Bellamy! Für heute jedenfalls ...«

»Sie haben zuviel Detektivgeschichten gelesen, Mr. Featherstone!« höhnte Bellamy. »Vielleicht verschwinden Sie jetzt - von meinen Anwälten werden Sie dann das Weitere hören!«

Valerie Howett stand am Fenster ihres Zimmers, als sie Jim den Gartenweg entlangkommen sah. Sie lief zur Haustür.

»Valerie, ich bin stellunglos!«

»Haben Sie wenigstens etwas herausgefunden?«

»Leider nicht, obwohl wir alles gründlich durchstöbert haben. Scotland Yard hatte mir einen Haussuchungsbefehl geschickt. Es tut mir leid, daß ich den grünen Bogenschützen nun aus etwas weiterer Entfernung beobachten muß.«

»Haben Sie ihn eigentlich noch nie gesehen?« fragte sie.

»Nein. Aber bestimmt war er in jener Nacht im Schloß, als Sie in den Park von Garre Castle kamen.«

Er sagte das mit einer solchen Ruhe, daß Valerie an ihren Vermutungen wieder zu zweifeln begann.

»Jim, ich möchte Sie etwas fragen. Haben Sie sich nicht, aus einem bestimmten Grund natürlich, als grüner Bogenschütze verkleidet? Einmal haben Sie es bestimmt getan!«

Völlig verblüfft sah er sie an.

»Nicht einmal im Traum habe ich je daran gedacht!«

»Und wie war das damals, als Sie mich hierherbrachten?«

Er zog die Stirn in Falten.

»Keine Ahnung, was Sie meinen. Ich spionierte gerade ein wenig im Park, als Bellamy seine Hunde auf Sie hetzte. Wenn Sie es wissen wollen - ich maß die Bodentemperatur rings um die Burg. Scherz beiseite - das war eine durchaus ernsthafte Beschäftigung. Als die Hunde Sie verfolgten, rannte ich hinterher, um Ihnen beistehen zu können.«

»Dann waren es also Ihre Schritte, die ich hörte?«

»Ich verlor Sie einen Moment aus den Augen, und als ich wieder freie Sicht hatte, fand ich Sie dicht neben dem toten Hund auf dem Rasen liegen. Vom grünen Bogenschützen nicht die geringste Spur! Allerdings war der Hund von einem Pfeil getötet worden. Mir blieb nichts weiter übrig, als Sie aufzuheben und schleunigst zur Mauer von Lady's Manor zu tragen. Wie vermutet, stieß ich dort auf die Leitern. Aber es war gar nicht so einfach, Sie über die Mauer zu schaffen, es hat

mich allerhand Anstrengung und Zeit gekostet. Nachher kehrte ich zur Burg zurück. Glücklicherweise fand ich die Haupttür unverschlossen, so daß ich mich nicht als Fassadenkletterer betätigen mußte.«

Sie seufzte erleichtert auf.

»Dann sind Sie also nicht der grüne Bogenschütze?«

»Um Himmels willen, nein, ich bin nur ein armseliger, in Ungnade gefallener Hausmeister - und ein Polizeibeamter, der jetzt wahrscheinlich in böse Verlegenheit kommen wird.«

»Haben Sie wirklich gar nichts Belastendes gefunden?«

»Nein, nichts. Einige Briefe seines Bruders, das war alles.«

Von der neunschwänzigen Katze erwähnte er nichts. Er verabschiedete sich bald und ging zum ›Blauen Bären‹ zurück. Sein Wagen, den er für die täglichen Ausflüge nach London benützt hatte, war im nächsten Dorf eingestellt. Savini hatte die Aufgabe gehabt, Bellamy gegenüber immer neue Entschuldigungen und Erklärungen für seine häufige Abwesenheit zu erfinden.

Jim traf an der Theke des Gasthauses Spike, der sich einen Whisky genehmigte und gleich anfang, sich über die Hinterhältigkeit Savinis zu beklagen.

»Ich habe ihn mehrmals gefragt, wer der neue Hausmeister sei, aber der Kerl schwor, daß er ihn nie zuvor gesehen hätte!«

»Er meinte natürlich - in diesem Beruf! Im übrigen hatte ich ihn ausdrücklich angewiesen, mich an keinen Menschen zu verraten. Aber passen Sie jetzt auf, Spike! Ich kehre vorerst nach London zurück, nehme aber für alle Fälle ein Zimmer im ›Blauen Bären‹ und lasse mein Gepäck hier. Geben Sie mir Nachricht, wenn etwas Außergewöhnliches passiert. Ich lasse auch einen Beamten hier zurück.«

»Um Bellamy zu bewachen?«

»Nein, nur so - um im allgemeinen aufzupassen.«

»Aha, dann soll er also Miss Howett bewachen«, bemerkte Spike taktlos wie immer.

Auf dem Weg zur Stadt war Jim mit ernstesten Gedanken

beschäftigt. Daß Gefahr im Verzug war, wußte er genau - und die größte Gefahr drohte Valerie Howett. Coldharbour Smith kam ihm in den Sinn. Er nahm sich vor, in London als erstes dem ›Goldenen Osten‹ einen Besuch abzustatten.

### 31.

Der ›Goldene Osten‹ war zweifellos ein ziemlich undurchsichtiger Klub, in dem sich seltsame Dinge ereigneten. Besitzer der Lokalität war Coldharbour Smith. Unter seiner Leitung wurden fortwährend sämtliche Vorschriften der Polizei über das Klubwesen übertreten, so daß man den Klub jederzeit hätte schließen können. Andererseits war der ›Goldene Osten‹ gerade deshalb in den Augen des Polizeipräsidiums eine sehr nützliche Einrichtung und stellte als Sammelplatz lichtscheuer Elemente eine wahre Fundgrube dar.

Coldharbour Smith war nicht nur sehr großzügig, sondern auch überzeugt davon, daß seine Geschenke an gewisse Polizeibeamte ihm jede nur denkbare Rücksicht verschafften.

Das Etablissement nahm das ganze Haus ein, die verschiedenen Räume verteilten sich auf mehrere Stockwerke. Im Erdgeschoß lagen die Büros, in den Obergeschossen die Gesellschaftsräume, Bar, Tanzsaal und eine fensterlose Halle, in der nachts hoch und heftig gespielt wurde. Eine Jazzband spielte laut und wild, und die ganze Halbwelt Londons schien sich hier zu amüsieren.

Pochende Schlagzeugrhythmen dröhnten Jim Featherstone entgegen, als er das Haus betrat und die teppichbelegte Treppe hinaufstieg. Der Portier drückte sofort auf eine Alarmklingel, und als Jim den Tanzsaal erreichte, schien dort eine allgemeine Ruhepause eingetreten zu sein. Coldharbour Smith, der an der Bar stand, hatte das Zauberwort ›Polizei‹ in den Saal weitergegeben.

»Sehr erfreut, Sie zu sehen, Captain.« Coldharbour kam Featherstone entgegen und reichte ihm seine von Brillantringen

glitzernde Hand.

»Heute abend ist es aber sehr ruhig hier, Smith!«

»Oh, bei uns gibt es doch kaum je viel Lärm.«

Jim ließ den Blick über die versammelte Gesellschaft gleiten.

»Eine Reihe interessanter Leute ist hier - die Hälfte davon habe ich gelegentlich schon in Scotland Yard begrüßen können. - Schmuggeln Sie noch Whisky, Smith? Und wie läuft der Kokshandel? Das kleine Hinterzimmerchen für Opiumraucher haben Sie auch noch in Betrieb, wie ich sehe. Ich fürchte, Sie werden den Staat noch mal eine Menge Geld kosten, wenn Sie Ihren verlängerten Urlaub in einem unserer komfortablen Zuchthäuser verbringen.«

»Aber Captain, was sind das für unpassende Scherze?«

»Schon gut, Smith! Kann ich Sie einmal allein sprechen?«

Sichtlich unlustig ging Smith voran in einen Raum hinter der Bar. Dort setzten sie sich in bequeme Klubsessel, zwischen sich ein Rauchtischchen. Jim schlug die Beine übereinander und musterte Smith.

»Sie haben letztthin Mr. Bellamy in seiner Burg besucht?«

»Ja, das stimmt. Ich hatte eine geschäftliche Angelegenheit mit Mr. Bellamy zu regeln und war zweimal dort. - Woher wissen Sie das?« erkundigte er sich harmlos.

»Der Alte telefonierte heute mit Ihnen. Er verständigte Sie, daß ich eine Haussuchung bei ihm gemacht habe. Leugnen Sie nicht, meine Leute haben die Leitung ein wenig angezapft.«

Das war reiner Bluff, aber Jim vermutete, daß man im ›Goldenen Osten‹ auf seinen Besuch vorbereitet worden war. Sicher hatte Bellamy Smith gewarnt.

»Was haben Sie eigentlich mit Mr. Bellamy zu tun?«

»Er ist ein guter Freund von mir«, beteuerte Coldharbour.  
»Dieses Lokal ist zum Teil mit seinem Geld finanziert worden.«

»Sagen Sie, Smith, wo wohnten Sie, bevor Sie hierherzogen?«

»Ganz in der Nachbarschaft - in Camden Town.«

»In welchem Teil von Camden Town?«

»In der Little Bethell Street.«

Jim sprang auf.

»Dann kennen Sie Mrs. Held!« rief er spontan.

»Nie von der Dame gehört!« beteuerte Smith laut. »Was soll das alles heißen, Captain?«

»Sie kannten Mrs. Held ganz genau, und Sie waren daran beteiligt, sie verschwinden zu lassen! Passen Sie auf, Smith, wenn Sie mir alles erzählen, werde ich dafür sorgen, daß Sie straflos ausgehen. Wenn Sie es nicht tun ...« Featherstone schlug mit der Faust auf den Tisch. »Dann lasse ich den ›Goldenen Osten‹ innerhalb einer Woche schließen.«

Zu seinem größten Erstaunen grinste Smith nur.

»Macht mir gar nichts aus, Captain. Den Laden hier habe ich verkauft, die Hälfte des Kaufpreises steckt schon in meiner Tasche. Wenn Sie das Lokal schließen wollen - bitte sehr!« Er sprach sogar die Wahrheit, das war unverkennbar. »Was sagen Sie jetzt, Captain? Vielleicht trinken Sie darauf einen Schluck?«

Drei Dinge entgingen Jim Featherstone nicht - erstens der schnelle Wink, den Smith dem Barmann gab, zweitens die Aufdringlichkeit, mit der er ihm etwas zu trinken anbot, und drittens bemerkte er, daß der Barmann das Zeichen, das er von Smith erhalten hatte, weitersignalisierte.

In der Ecke stand auf einem Tischchen ein Telefon.

»Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich schnell einen Freund anrufe?« sagte Featherstone unvermittelt, ging ohne auf Antwort zu warten zum Apparat und wählte eine Nummer. Er kümmerte sich gar nicht um Smith, der nervös versuchte, ihn zurückzuhalten. Jim ahnte dunkel, was sich vorbereitete. Glücklicherweise bekam er sofort Verbindung.

»Wer ist dort? - Der Sergeant vom Dienst in Limehouse? Captain Featherstone - ja, am Apparat ... Ich bin im ›Goldenen Osten‹ - jawohl - schicken Sie sofort vier Leute, die mich draußen am Eingang des Klubs erwarten sollen. Besten Dank.«

Er legte auf und drehte sich um. Die Bestürzung Smiths bestätigte ihm, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Sie haben wohl eine kleine Überraschung für mich vorbereitet, Smith, wie?«

Mit ein paar Schritten war er beim Ausgang, drückte den Griff herunter - die Tür war verschlossen.

»Wahrscheinlich hat der Barmann die Tür aus Versehen von außen zugeschlossen -«, stotterte Smith. »Kommen Sie - da bitte, hier kommen Sie auch zum Ausgang.«

Er öffnete eine Tür, die auf eine steile Treppe führte.

»Sie werden aber doch die Güte haben, mich hinunterzubegleiten?« fragte Jim übertrieben höflich.

Smith ging voran die Treppe hinunter und öffnete die Haustür. »Gute Nacht, Captain!« sagte er laut.

»Gute Nacht - schlafen Sie gut«, antwortete Jim und tat so, als ob er an Smith vorbeigehen wollte, packte ihn aber gleichzeitig mit einem harten Polizeigriff am Kragen und beförderte ihn, bevor er einen Muck von sich geben konnte, auf die Straße hinaus. Der Wirt des ›Goldenen Ostens‹ taumelte über den Gehsteig - im gleichen Moment huschte ein Schatten auf ihn zu und schlug ihm zweimal mit einem Stock über den Schädel. Smith stürzte geräuschvoll zu Boden.

Jim verfolgte den Flüchtenden, holte ihn rasch ein, stellte ihm ein Bein und riß den Stürzenden wieder in die Höhe.

»Ich wehre mich gar nicht -«, wimmerte der Mann und ließ seinen Stock aufs Pflaster fallen. »Ich wußte ja nicht, daß Coldharbour Smith herauskommt - ich sollte doch - einen andern ...«

»Na, Coldharbour wird seinen Auftrag jetzt sehr bedauern«, meinte Jim und zog den Burschen zur Haustür zurück.

Dort saß Smith auf dem Pflaster und betastete seinen schmerzenden und blutenden Schädel. Die beiden fingen sofort an, sich zu beschimpfen, und Jim hörte belustigt und interessiert zu.

»Wenn Sie behaupten wollen, ich hätte Ihnen den Auftrag gegeben, diesem Gentleman, einem meiner besten Freunde, aufzulauern, dann lügen Sie ganz unverschämt!« brüllte Smith.

»Wenn ich Sie in die Finger bekomme ...«

»Halten Sie den Mund, Smith!« fuhr ihn Featherstone an.

»Hören Sie bloß nicht auf den Burschen, Captain!« ereiferte sich Smith. »Er ist verrückt - saß schon einmal in einer Irrenanstalt ...«

In diesem Augenblick erschienen die vier Polizisten, nach denen Jim telefoniert hatte.

»Bringen Sie diesen Mann zur Wache! Bewaffneter Überfall und Körperverletzung.« Jim drehte sich zu Coldharbour Smith um. »Sie werde ich mir noch ganz besonders vornehmen!«

Nachdem Featherstone gegangen war, stieg Smith die Treppe hinauf und zog sich in den Raum hinter der Bar zurück. Dort saß er lange allein, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, herum. Schließlich erhob er sich, riß die Tür auf und rief dem Barmann zu:

»Schicken Sie mir den südamerikanischen Kapitän herüber - und bringen Sie Wein und Zigarren!«

## 32.

Auf ein dringendes Telegramm hin verließ John Wood sein Kinderheim und fuhr nach London. Nach seiner Ankunft meldete er sich bei Scotland Yard. Featherstone traf zum erstenmal mit diesem Mann zusammen, obwohl er sich dunkel erinnerte, ihn damals im Carlton Hotel gesehen zu haben, als er mit den Howetts speiste.

»Es tut mir leid, daß Sie meinerwegen eine so lange und ungemütliche Reise machen mußten, Mr. Wood. Selbstverständlich werden Ihnen alle Auslagen ersetzt.«

»Ich nehme an, Spike Holland hat Ihnen von mir und meinen Kinderheimen erzählt. Wahrscheinlich berichtete er Ihnen auch, was ich im Gespräch mit ihm über Abel Bellamy andeutete? Nun, das in mir nicht weiter unangenehm, ich mußte damit rechnen, daß er es früher oder später tun würde.«

»Ja - das Kind, für dessen Ermordung Bellamy Ihrer



Meinung nach verantwortlich ist. Ich wollte Sie fragen ...«

»Der Fall, den Sie meinen, gehört eigentlich vor ein amerikanisches Gericht. Ich glaube kaum, daß Sie in dieser Sache etwas unternehmen könnten, selbst wenn ich Ihnen alle Beweise liefern würde, wozu ich gar nicht in der Lage bin. Bellamy versuchte mehrmals, seine Feinde dadurch zu treffen, daß er etwas gegen ihre Kinder unternahm. In dem Fall, nach dem Sie fragen, handelte es sich um ein Baby. Was den Ausschlag für Bellamys Handlungsweise gab, kann ich nur vermuten. Kurz und gut, eines Tages verschwand das Kind, der Vater war außer sich, und die Mutter brach vollständig zusammen. Ich habe Grund zu der Annahme, daß zwischen Abel Bellamy und der Mutter eine engere Verbindung bestand. Wenn dem so war, wußte der Vater jedenfalls nichts davon. An dem betreffenden Tag war das Kindermädchen mit dem Kind spazierengegangen, und als es zurückkam, erzählte es eine unzusammenhängende Geschichte in der Art, es hätte einen Augenblick lang mit einem Bekannten gesprochen, und währenddem wäre das Kind aus dem Wagen verschwunden. - Vierzehn Tage später ereignete sich ein schreckliches Eisenbahnunglück in River Bend, bei dem viele Menschen ums Leben kamen. Die meisten verbrannten. Unter den Trümmern fand man auch einen kleinen Kinderschuh. Zufällig erkannte ihn der Vater später als den Schuh, den sein Kind am Tage der Entführung getragen hatte. Es besteht kein Zweifel, daß das Kind bei dem Unglück umgekommen ist.«

»Wann hat sich das zugetragen?« fragte Jim.

Wood nannte das Datum des Unglücktages. Jim schüttelte enttäuscht den Kopf. »Ich hatte gehofft, Ihnen mitteilen zu können, daß das Kind noch am Leben sei, aber ich sehe, die Daten stimmen nicht überein. Können Sie mir nicht ein wenig mehr erzählen, Mr. Wood? Wissen Sie den Namen des Vaters?«

»Ich kann Ihnen leider nicht mehr sagen«, erwiderte Wood. »Ich trage in diesem Fall selbst eine gewisse Verantwortung.«

Jim blätterte in seinem Notizbuch: Lächelnd sah er auf.

»Vielleicht können Sie mir über etwas anderes Auskunft geben - Sie waren doch mit dem jungen Bellamy, dem Neffen des Alten, befreundet?«

»Er wurde bei einem Aufklärungsflug abgeschossen.«

»Sprach er zuweilen über seinen Onkel - beklagte er sich über ihn?«

»Ich habe nie etwas dergleichen gehört.«

»Wissen Sie bestimmt, daß er der Neffe des alten Bellamy war?«

Wood zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete.

»Ja, das weiß ich.«

»Haben Sie schon einmal daran gedacht, Mr. Wood«, fragte Jim bedächtig, »daß der junge Bellamy noch am Leben sein könnte und sich aus irgendeinem Grunde nicht zu erkennen gibt?«

»Diese Möglichkeit besteht. Im Krieg haben sich noch viel seltsamere Dinge zugetragen.«

»Hm - Sie waren sein bester Freund, Sie würden doch wissen, wenn er noch am Leben wäre?«

»Bestimmt. Vergessen Sie nicht, daß ich sein Erbe bin und sein Nachlaß in meine Hände kam.«

Bevor John Wood sich verabschiedete, stellte er eine Frage, die ihm anscheinend am Herzen lag. »Sie sagten vorhin, daß die Daten nicht übereinstimmten, Captain. Haben Sie vielleicht die Geschichte eines anderen Opfers von Bellamy in Erfahrung gebracht? Und könnten Sie mir sagen, um wen es sich handelt?«

Jim lächelte bedauernd.

»Tut mir leid, daß ich jetzt Ihrem Beispiel folgen muß - ich kann Ihnen darüber nichts sagen.«

John Wood fuhr am selben Nachmittag nach Belgien zurück. Vorher wollte er noch Spike aufsuchen, traf ihn aber zu seinem Leidwesen nicht an.

Mr. Syme unterhielt sich mit dem Besucher und war beeindruckt von diesem ernsten, ungewöhnlichen Mann.

»Holland ist noch in Garre, aber ich habe veranlaßt, daß er morgen zurückkommt. Der Geist erscheint ja doch nicht mehr und ist vermutlich inzwischen eines seligen Todes gestorben. Ich hoffe es wenigstens!«

### 33.

Julius Savini hatte seit einiger Zeit das Gefühl, daß seine Position in Garre Castle nur noch an einem Faden hing. Er wollte seinen Abgang so gewinnbringend wie möglich gestalten und hatte entsprechende Vorkehrungen getroffen.

Bellamy bewahrte nur wenig Geld im Hause auf, und sein Konto bei der Bankfiliale in Garre war ziemlich klein. Größere Beträge mußte Julius stets in London holen, aber sie waren auch wieder nicht so hoch, daß für Bellamy ein Risiko damit verbunden gewesen wäre.

Julius wußte, daß er das Land sofort verlassen mußte, wenn er sich an Bellamys Eigentum vergriff. Er hatte sich die Sache genau überlegt und die Höhe der Summe berechnet, die ihm für die Zukunft ein angenehmes Leben ermöglichen würde. Aber der ausgerechnete Betrag überstieg natürlich bei weitem die Höhe des Schecks, den der argwöhnische Bellamy ihm zum Einkassieren anvertraute.

Julius verwaltete das Scheckbuch und füllte auch die Schecks aus. Als er sich zu seinem großen Beutezug entschlossen hatte, führte er einen Plan aus, der den Vorzug größter Einfachheit besaß. Eines Morgens legte er Bellamy eine Reihe von Schecks zur Unterschrift vor. Es handelte sich durchwegs um kleinere Summen, die Rechnungen von Kaufleuten im Dorf betrafen. Ein Scheck über einen verschwindend kleinen Betrag war für den Zeitungsagenten in Garre bestimmt.

»Warum bezahlen Sie solche Kleinigkeiten nicht bar?« brummte Bellamy, als er seinen Namen daruntersetzte.

Tatsächlich zahlte Julius am Nachmittag den Betrag in bar aus und legte den Scheck in seine Briefftasche. Datum, Summe

und Name des Empfängers waren mit einer chemisch speziell zusammengesetzten Tinte geschrieben, deren Farbstoff nach einigen Stunden vollständig verschwand. Als Julius das Papier später genau untersuchte, war außer Bellamys Unterschrift nichts darauf zu erkennen.

Am gleichen Nachmittag fuhr er in die Stadt zu seiner Frau.

»Besorge dir«, sagte er, »einen Überseepaß und eine Schiffskarte nach Brasilien. Wir müssen getrennt auf verschiedenen Schiffen fahren. Ich werde zuerst nach Paris fliegen, von dort weiter nach Lissabon, wo ein Freund mir eine Passage belegen kann. Einen portugiesischen Paß habe ich zum Glück.«

»Was soll denn aus der Wohnung werden?« fragte sie. »Ich könnte doch die Möbel verkaufen, sie sind vier- bis fünfhundert Pfund wert.«

Die Summe machte Eindruck auf ihn.

»Gut, ich reise vorerst allein, das ist vielleicht auch besser. Du kannst in einigen Monaten nachkommen. Sieh zu, daß dich die Polizei nicht erwischt. Ich sende dir Nachrichten an die alte Adresse.«

Die alte Adresse war El Moro's, wo täglich solche Briefe eintrafen und unter allerhand Vorsichtsmaßregeln abgeholt wurden.

In Garre Castle verschwand Julius gleich in seinem Zimmer. Im Haus war schon alles ruhig. Er zog den Scheck aus der Briefftasche und setzte als Summe hunderttausend Dollar ein.

»Sie müssen morgen in der Stadt Geld holen«, sagte Bellamy am nächsten Morgen.

Julius hatte mit diesem Auftrag gerechnet, ihn aber bereits für diesen Tag erwartet.

»Kann ich nicht heute schon gehen?« fragte er, weil ihm einfiel, daß er den Scheck mit dem heutigen Datum versehen hatte. »Ich habe nicht besonders viel zu tun.«

»Sie gehen morgen früh -«, antwortete Abel scharf. »Füllen Sie einen Scheck über fünftausend Dollar aus.«

Etwas später legte Julius den gewünschten Scheck zusammen mit einem Brief an den Direktor der Bank vor.

»Was wollen Sie damit?« fragte Abel mißtrauisch.

»Als ich das letztmal fünftausend Dollar abhob«, erwiderte Julius, »sagte Mr. Sturges, daß es ihm lieber wäre, wenn er zum Scheck noch einen Begleitbrief bekäme.«

»Der müßte Sie doch jetzt allmählich kennen«, murkte Abel, als er den Brief unterschrieb, der den Bankdirektor informierte.

Das ging eigentlich sehr einfach, dachte Julius nachher. Der Plan funktionierte bis jetzt so gut, daß er fast ein wenig nervös wurde. Es konnte noch so allerhand passieren.

Am Nachmittag ließ Bellamy seinen Wagen kommen und fuhr weg. Julius vermutete, daß er Coldharbour Smith aufsuchen wollte. Dies kam ihm sehr gelegen, denn es gab noch viel zu räumen, nichts Verdächtiges durfte zurückbleiben.

Er ordnete seine Papiere und verbrannte ein paar Briefe. Danach verließ er sein Zimmer und trat in den langen Korridor hinaus. Draußen blieb er stehen und überlegte, ob er nicht etwas vergessen hätte.

Vorn im Gang, nahe bei der Treppe, befand sich die kleine Tür, die zu jener Wendeltreppe führte, über die damals der grüne Bogenschütze entkommen sein mußte, als er das blutbefleckte Taschentuch verloren hatte. Jetzt stand diese Tür nur angelehnt.

Julius starrte in Gedanken gradeaus, aber auf einmal fuhr er erschrocken zusammen. Die Tür begann zu knarren und öffnete sich langsam. Obwohl es heller Tag war, dachte er sofort an den grünen Bogenschützen.

Wie angewurzelt blieb er stehen. Ruckweise ging die Tür auf, immer weiter - und dann erschien ein Mann im Türrahmen. Er war ohne Hut und trug eine große Hornbrille. Nur einen Augenblick lang stand er dort; als er Savini entdeckte, sprang er sofort zurück und schlug die Tür mit einem lauten Knall zu. Julius bewegte sich noch immer nicht. Mit offenem Mund schaute er auf die geschlossene Tür. Er hatte den Mann erkannt

- es war Mr. Howett gewesen!

Endlich kam Bewegung in Julius. Er ging in sein Zimmer zurück und verbrannte als erstes den gefälschten Scheck. Jetzt sah er einen ergiebigeren und weniger gefährlichen Weg vor sich. Howett war ein reicher Mann, und Howett würde zahlen! Natürlich hatte Howett damals das Taschentuch verloren. Daß es seiner Tochter gehörte, besagte gar nichts, er konnte es einfach irrtümlich eingesteckt haben.

In angenehme Träume versunken schlenderte Savini durch den Park. Möglich, daß er da für den Rest seines Lebens eine Einnahmequelle gefunden hatte! Er sah nach Lady's Manor hinüber, als ob er schon der Besitzer sei. Den Mann, der vom Pförtnerhaus her auf ihn zukam, erblickte er erst im letzten Moment, als er ihm bereits gegenüberstand.

»Donnerwetter, was haben Sie hier schon wieder zu suchen, Mr. Featherstone?« fragte er erschrocken.

»Oh, ich will nur ein wenig die Gelegenheit ausnützen, solange der Alte nicht zu Hause ist.«

»Ich kann Sie aber nicht in die Burg hineinlassen, Captain«, antwortete Julius aufgeregt. »Ich riskiere sonst meine Stellung!«

»Tatsächlich, Savini? Wenn ein Mann wie Sie anfängt, bei Schiffsagenturen Erkundigungen einzuziehen, liegt die Vermutung nahe, daß er bereits hinausgeworfen worden ist oder aber von sich aus verschwinden will. Lassen Sie sich gleich das eine sagen - Bellamy mag sein, wie er will, meine Pflicht ist es, ihn vor Beraubung und Diebstahl zu schützen! Ich warne Sie - jeder Ihrer Schritte wird überwacht.«

Julius erblaßte und trat unruhig von einem Fuß auf den andern. Was wäre aus seiner Flucht geworden!

»Aber Captain, was halten Sie von mir?« Er setzte die unschuldigste Miene der Welt auf. »Geradezu beleidigend, wie mißtrauisch die Polizei ist.«

Jim lachte belustigt.

»Sie sind ein Märtyrer, Savini! Doch Spaß beiseite - Sie

können mir einen großen Dienst erweisen. Ich suche etwas im Garten, in die schloßherrlichen Räume will ich gar nicht eindringen.«

»Was suchen Sie denn?«

»Ich habe neulich abends einige Eisenstäbe in den Boden geschlagen und alle bis auf einen wiedergefunden. Es war in der Nacht, als die Hunde den grünen Bogenschützen verfolgten.«

»Eisenstäbe?« wiederholte Julius ungläubig.

»Ich kann Ihnen jetzt nicht alles erklären, helfen Sie mir lieber suchen. Kommen Sie, da - beim Gartenbeet an der Mauer muß es sein. Das hier ist doch die Rückwand von Bellamys Bibliothek?«

»Als gewesener Hausmeister müßten Sie jetzt eigentlich das Schloß in- und auswendig kennen«, meinte Savini ironisch. »Mein Gott, wenn der Alte geahnt hätte, daß ich Sie kenne, wäre ich sofort geflogen!«

»Haben Sie schon einen neuen Hausmeister?«

»Das bin ich selbst«, murrte Julius. »Der Alte behandelt mich schlimmer als einen gewöhnlichen Diensthofen.«

Der Stab war bald gefunden. Jim zog ihn aus dem Boden.

»Was ist es überhaupt?« fragte Julius.

Featherstone streifte vorsichtig die Erde von der Glasoberfläche ab.

»Es ist ein Thermometer. Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß es ungefähr sechs Grad zeigen wird.« Er stieß einen leisen Pfiff aus. »Zwanzig Grad?« murmelte er, mehr zu sich selbst. »Zwanzig Grad - das hat etwas zu bedeuten, Savini. Die Erde ist hier 14 Grad wärmer als an jeder anderen Stelle rings um die Burg. Das also wäre der Grund für die hohe Gasrechnung.«

»Was soll das bloß bedeuten?« fragte Julius. »Sie glauben doch nicht etwa, daß er den Boden hier heizt?«

»Doch, genau das vermute ich.«

Featherstone prüfte noch einmal den Stand des Thermometers. Es war inzwischen auf fünfzehn Grad zurückgegangen.

»Ich wüßte nicht, wozu Ihre Untersuchung gut sein könnte«, sagte Julius gereizt. »Was soll ich dem Alten sagen, wenn er zurückkommt?«

»Nichts. Seien Sie ebenso diskret wie neulich, als ich die Ehre hatte, mit Ihnen unter dem gleichen Dach zu schlafen.«

Featherstone wandte sich zum Gehen, da bog Bellamys Wagen ins Tor ein.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Captain Featherstone«, rief Abel und stieg aus. »Was ich hier in England am meisten schätze, ist die Art und Weise, wie sich ungebetene Gäste in fremde Grundstücke einschleichen! Was haben Sie da?«

»Ich habe mir erlaubt, die Bodentemperatur um Ihre Burg herum zu messen, und falls Sie das Resultat interessiert, an den meisten Stellen beträgt sie sechs Grad, nur dort drüben, bei Ihrer Bibliothek, sind es zwanzig Grad.«

In Bellamys Gesicht rührte sich nichts.

»Na, und? Vielleicht haben Sie einen Vulkan entdeckt!« Er lachte schallend über seinen eigenen Witz.

»Ich finde es, wenn Sie erlauben, trotzdem sehr bemerkenswert.«

»Ich möchte nicht gern einem so klugen Menschen widersprechen, Captain, aber wenn Sie im Pförtnerhaus nachsehen, werden Sie feststellen, daß ich seinerzeit eine Warmwasserleitung zur Burg hinauf legen ließ. Sicher haben Sie das Heißwasserrohr erwischt ...«

Bellamys Erklärung erwies sich als durchaus stichhaltig, als Featherstone im Pförtnerhaus diesen Punkt nachprüfte.

Spike Holland gegenüber gestand er seinen Mißerfolg ein.

»Es ist ein Fremder im Dorf angekommen«, teilte ihm Spike mit, »der sich in der Nähe von Lady's Manor herumschleicht. Ich sah gestern abend ...«

»Ich weiß«, lachte Jim, »es ist nämlich einer meiner Beamten. Leider muß dieser Posten heute schon wieder zurückgezogen werden. Wir haben nicht genug Leute. Ehrlich gesagt, Holland, ich möchte Sie bitten, mir jetzt zu helfen. Miss



Howett ist in ernster Gefahr - welcher Art, weiß ich leider auch noch nicht. Wenn Sie bereit sind, weiter hierzubleiben, werde ich Ihren Redakteur aufsuchen und ihm klarmachen, daß Ihre Anwesenheit hier wichtig ist. Ich brauche ihm nur zu sagen, daß es in der Gegend bestimmt noch eine Sensation gibt.«

»Und was soll ich tun?«

»Am Tag möglichst viel schlafen und nachts Lady's Manor beobachten!«

»Wollen Sie den grünen Bogenschützen erwischen?«

»Nein, um den brauchen wir uns nicht zu sorgen. Jedenfalls steht fest, daß Miss Howett von ihm keine Gefahr droht. Coldharbour Smith ist viel gefährlicher!«

### 34.

Um acht Uhr abends klopfte ein Dienstmädchen schüchtern an die Bibliothekstür, lauschte und schob, als sie das brummige ›Herein‹ vernahm, einen Serviertisch mit einer Mahlzeit, die für zwei Männer gereicht hätte, in den Raum.

Als sie wieder hinausgegangen war, stand Abel Bellamy auf und verschloß die Tür. Dann verteilte er das Essen auf verschiedene Schüsseln und Teller, ohne sich jedoch an den Tisch zu setzen. Nachdem er das besorgt hatte, zog er den Schreibtisch mitsamt dem Teppich, auf dem er stand, zur Seite, so daß der Parkettboden an dieser Stelle freilag. Mit einer Messerklinge fuhr er in eine Ritze zwischen den Quadraten des Parketts und hob ein Holzplättchen heraus. Er faßte nach einer Holzkante und zog eine Falltür hoch, die sehr geschickt und genau in den Fußboden eingepaßt war. Zum Vorschein kam eine Steinplatte mit einem Metallschloß, in das Bellamy einen Schlüssel steckte und herumdrehte. Er setzte einen Fuß auf die Steinplatte, drückte sie etwas nieder, worauf er sie, durch einen unsichtbaren Mechanismus, halb zur Seite drehen konnte. Steinstufen führten in die Tiefe.

Bellamy ging zum Tisch zurück, stellte ein paar Schüsseln

auf ein Tablett und verschwand damit nach unten. Die Treppe mündete in einen schmalen Gang, der direkt auf eine Tür zuführte. Bellamy schloß auf und stieß den Riegel zurück. Er mußte sich bücken, der Gang war hier ein Stück weit viel niedriger, bildete einen tunnelartigen Durchgang und führte durch die Fundamentmauern der Burg hindurch. Der Raum, den er nun betrat, lag außerhalb der Burgmauern.

Die unterirdische Wohnung bestand aus drei Räumen, einem großen und zwei kleinen, und war luxuriös eingerichtet. Im Wohnzimmer bedeckten schöne Teppiche den Boden, echte Gobelins hingen an den Wänden, es gab eine Couch, weiche Kissen, bequeme Sessel, jedes Möbelstück war geschmackvoll und auserlesen, von der Decke hing ein elektrischer Kronleuchter.

Das Zimmer war leer. Er trat in den nächsten Raum, die Küche, in der ein Gasherd und der Gasofen für die Beheizung standen. Neben der Küche lag ein schmales Badezimmer.

»Elaine!« rief er laut.

Eine Frau kam langsam aus dem Badezimmer. Sie trug ein langes, dunkles Kleid.

»Dein Essen -«, sagte Bellamy, »ich hab' dich nicht vergessen. Hast du dir schon mal überlegt, was passiert, wenn ich dich vergessen würde? Nimm nur an, ich wäre krank. Du müßtest glattweg verhungern, Elaine!«

So oft schon hatte sie derartige Reden gehört und achtete nicht mehr darauf. Schweigend setzte sie sich an den Tisch und aß mechanisch einige Bissen. Die Jahre der Gefangenschaft hatten ihr Gesicht blaß und durchsichtig gemacht.

Bellamy lehnte mit verschränkten Armen an einem Pfeiler und beobachtete sie.

»Ich habe heute Valerie gesehen, hörst du, Elaine. Bestimmt hätte sie dir liebevolle Grüße geschickt, wenn sie wüßte ...«

Zum erstenmal sah die Frau auf.

»Ich glaube dir nicht mehr, du hast zu oft erzählt, du hättest Valerie gesehen. Du lügst nur. Alles, was du mir je gesagt hast,

waren Lügen.«

»Kennst du Coldharbour Smith?«

Sie gab keine Antwort.

»Wie du willst. Du wirst bald Gelegenheit haben, deine Erinnerung aufzufrischen! Neuerdings treibt sich ein Polizeispitzel in der Gegend herum. Ein schlauer Bursche! Hat die Erdtemperatur rund um die Burg gemessen und tatsächlich deine Küche herausgefunden! Seine Vermutungen waren ganz richtig, aber ich habe ihn trotzdem an der Nase herumgeführt.«

Sie sagte nichts, aber er war an ihr Schweigen gewöhnt und ärgerte sich nicht mehr darüber.

»Valerie ist hübsch geworden. Sieht aus wie du in deiner Jugend, dieselben Augen, dasselbe Haar und - der gleiche Eigensinn.«

Sie stand seufzend auf.

»Ich weiß, daß Valerie tot ist.«

»Du bist eben verrückt - bist es immer gewesen, sonst hättest du damals die Gelegenheit, mich zu heiraten, benutzt!«

Er packte das Tablett, ging zur Tür und schlug sie krachend hinter sich zu. Oben stellte er die Schüsseln auf den Serviertisch, schloß die Falltür, tilgte alle Spuren und rückte den Schreibtisch wieder an den alten Platz.

Etwas später klingelte er nach seinem Sekretär.

»Sie gehen morgen in die Stadt, Savini, aber bleiben Sie nicht zu lange. Wie ich höre, sind Sie verheiratet?«

»Jawohl, Mr. Bellamy.«

Savini wunderte sich, woher er es wußte. Featherstone konnte es ihm nicht gesagt haben. Da fiel ihm Coldharbour Smith ein, mit dem sein Schwager Jerry sicher in Verbindung stand. Und tatsächlich sagte jetzt Bellamy, während er in einer Zeitschrift blätterte, scheinbar gleichgültig:

»Smith hätte eine gute Aufgabe für Ihre Frau. Ich vermute, Sie haben nichts dagegen, wenn sie sich etwas Geld verdient? Auf ehrliche Weise.«

Julius sah ihn erstaunt an. Eine gänzlich unerwartete

Entwicklung - er war gespannt, was der Alte vorhatte. Er kannte Bellamy und merkte, wie interessiert er an der Sache war.

»Gehen Sie zu Ihrer Frau, wenn Sie morgen in der Stadt sind, reden Sie ihr gut zu, daß sie Smith unterstützen soll, falls er sich an sie wendet. Sie wird gut bezahlt.«

Julius zog sich zurück, als der Alte Anstalten machte, die Hunde zu holen. Bellamy hatte neue Anweisungen gegeben, wie die Tiere gefüttert werden mußten. Die letzte Mahlzeit erhielten sie schon früh am Nachmittag, denn, so überlegte sich Abel, ein hungriger Hund würde besonders wachsam sein. Morgens gab er ihnen selbst zu fressen. Gewöhnlich lagen sie schon vor seiner Schlafzimmertür, wenn er aufstand.

Wenige Minuten später kam Bellamy mit den Hunden, die nervös in die Halle stürmten, zurück. Er stieg zu seinem Schlafzimmer hinauf und schloß beide Türen.

In der Burg war alles ruhig. Es mochte schon nach Mitternacht sein, als Julius leise Schritte auf dem Korridor und unterdrücktes Knurren hörte.

Auch Bellamy waren die Geräusche nicht entgangen. Er stand auf und schaute sich draußen um. Die Hunde liefen ruhelos im Gang auf und ab. Als sie ihn erblickten, begannen sie zu bellen

»Wollt ihr wohl ruhig sein!« fuhr er sie wütend an und schloß sich wieder ein. Wenige Minuten später schlief er ein.

Es schlug zwei Uhr, als die Tür, hinter der die Wendeltreppe lag, sich langsam und leise öffnete - so geräuschlos, daß der Hund, der zehn Meter davon entfernt lag, nicht einmal den Kopf hob. Ebenso leise schloß sich die Tür wieder, aber auf dem Boden stand jetzt eine große Schüssel mit Milch.

Der Hund, der unten in der Halle auf und ab lief, witterte sie. Als er die Milch zu schlabbern begann, lockte er auch die beiden andern herbei. In einer Minute war die Schüssel leer.

Gleich darauf liefen die Hunde seltsam taumelnd auseinander und streckten sich irgendwo auf dem Boden bewegungslos aus. Fünf Minuten später schlüpfte eine grüne Gestalt in den

Korridor. Vor Bellamys Tür hielt sie an.

Im schwachen Mondschein, der durch die schmalen Fenster fiel, sah die Gestalt furchterregend aus. Das Gesicht war geisterhaft blaß, eine Hand hielt den langen grünen Bogen, der Köcher mit den grünen Pfeilen hing an der Seite. Lange wartete die Gestalt, dann bückte sie sich und steckte ein langes, dünnes Instrument ins Schlüsselloch. Geräuschlos ging die Tür auf.

Viertel nach vier wachte Bellamy auf. Schlaftrunken erhob er sich und sah nach der Tür. Sie war verschlossen. Auch die Schlüsselkette unter seinem Kopfkissen lag am richtigen Platz. Er legte sich wieder hin, konnte aber nicht mehr einschlafen. Lange; lag er wach und dachte nach.

### 35.

Auch Valerie schlief nicht. Unruhig wälzte sie sich hin und her. Ihre Gedanken beschäftigten sich hauptsächlich mit Jim Featherstone. Sie mußte sich eingestehen, daß sie ihn sehr gern hatte.

Schließlich schlüpfte sie aus dem Bett, um das Fenster zu öffnen. Es war mondhell draußen. Auf der Straße sah sie einen Mann, der langsam auf und ab ging. Das glühende Ende seiner Zigarre war leicht zu erkennen. Valerie mußte lächeln. Sie wußte, daß es Spike Holland war, der es übernommen hatte, sie zu beschützen.

Da sie schon einmal auf war, beschloß sie, schnell in die Küche zu gehen und sich etwas Milch zu wärmen. Als sie, ohne das Licht anzudrehen, leise ihre Zimmertür öffnete, hörte sie von unten tuschelnde Stimmen. Ängstlich schlich sie zum Geländer und spähte in die Halle hinunter. Zu sehen war nichts, aber aus einem der unteren Zimmer hörte man deutlich flüstern. Geräuschlos huschte sie zum Schlafzimmer ihres Vaters, knipste das Licht an - sein Bett war leer!

Zuerst erschrak sie, aber dann beruhigte sie sich. Es konnte ja nur ihr Vater sein, der unten mit jemandem sprach. Vielleicht

war eines der Dienstmädchen krank geworden.

Sie ging zur Treppe zurück und hörte wieder das Flüstern, diesmal auch ein leises Weinen. Schnell lief sie die Treppe hinunter und wollte die Tür zum Wohnzimmer öffnen. Sie war verschlossen.

»Wer ist draußen?« hörte sie die Stimme ihres Vaters.

Erleichtert rief sie:

»Ich bin es, Valerie. Was ist denn los, Vater?«

»Ich spreche mit einem Freund - bitte geh ins Bett, Kind! Ich möchte nicht, daß die Angestellten aufwachen. Später komme ich dann zu dir.« Mr. Howett sprach sehr zögernd.

Widerstrebend ging sie hinauf in ihr Zimmer. Was konnte dies bedeuten - ein Besuch um diese Zeit? Verwirrt überlegte sie hin und her.

Ihre Schlafzimmertür stand noch angelehnt. Nach einer Weile wurde unten die Wohnzimmertür aufgeschlossen, jemand trat auf den Flur. Kurz entschlossen schlich sie zur Treppe. Fast wäre sie in Ohnmacht gefallen. Mitten in der Halle stand der grüne Bogenschütze!

Nur einen Augenblick lang schaute sie auf die unheimliche Gestalt, dann floh sie zurück in ihr Zimmer und schloß die Tür. Es war unglaublich. Sie konnte es nicht fassen. Ihr Vater! Und wer mochte sein nächtlicher Besucher sein?

Von draußen vernahm sie das Geräusch eines Motors, aber sie ging nicht zum Fenster. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander.

Am nächsten Morgen kam Valerie zeitig zum Frühstück herunter. Ihr Kopf schmerzte heftig. Gespannt wartete sie auf eine Erklärung ihres Vaters.

»Hat dich dein Besuch lange aufgehalten, Vater?« fragte sie, als ob nichts geschehen wäre.

Er sah blaß und angegriffen aus und schien überhaupt nicht geschlafen zu haben. Ohne ihr in die Augen zu sehen, erwiderte er leise:

»Es tut mir leid, daß du aufgewacht bist. Bitte sei mir nicht

böse, wenn ich nicht weiter über die Sache spreche.«

»War es ein wichtiger Besuch?«

»Ja, sehr wichtig.« Er erhob sich. »Ich muß heute gleich zur Stadt fahren, ich erwarte einen Herrn aus Philadelphia. Es wird vielleicht spät werden, bis ich zurückkomme.«

Valerie spürte, daß dies nur ein Vorwand für seine Fahrt nach London war. Eigentlich kam es ihr ganz gelegen, daß er fort fuhr, weil sie auf eigene Faust Nachforschungen anstellen, die Dienstboten ausfragen und das Wohnzimmer untersuchen wollte.

Mr. Howett brach bald danach auf. Spike sah ihn vorbeifahren und kam eilig ins Haus.

»Ist etwas passiert, Miss Howett?« fragte er besorgt.

»Merkwürdig, daß Sie diese Frage stellen - Sie sind doch der Schutzengel des Hauses!«

Er erzählte ihr umständlich, daß er ein paarmal bei der Hecke eingeschlafen sei. »Ich war schlecht für eine Nachtwache vorbereitet. Tagsüber ist ständig irgend etwas los, und bis es mir einfällt, daß ich ein wenig schlafen sollte, ist es schon Abend. Ja - in der Burg hat sich wieder einiges getan.«

»Was war denn los?«

»Der grüne Bogenschütze ist letzte Nacht wieder erschienen, und als Bellamy heute früh aufwachte, lagen die Hunde schlafend auf dem Gang.«

»Sind sie betäubt worden?«

»Ja. Ich habe eben mit Julius gesprochen. Er sagt, daß der Alte von jetzt an die Hunde bei sich im Schlafzimmer einsperren will. Bellamy ist außer sich vor Wut, hat sämtliche Hausangestellten verhört und ihnen mit der Polizei gedroht. - Ihr Vater ist heute ungewöhnlich früh weggefahren, Miss Howett?«

»Ja, er hat eine Verabredung in London. Sagen Sie, Mr. Holland, haben Sie heute gegen früh ein Auto hier vorbeikommen sehen?«

»Ja«, bestätigte er sofort. »Ich glaube, es war ein Zweisitzer.

Ich wunderte mich, woher er in solcher Frühe wohl käme. Warum fragen Sie danach?»

»Ich schaute zufällig aus dem Fenster«, log sie, »und sah ihn gerade noch vorbeischießen. Konnten Sie erkennen, wer am Steuer saß?»

»Die Scheinwerfer blendeten mich, aber wenn ich mich nicht täuschte, war es eine Frau.«

»Saß sonst noch jemand im Wagen?»

»Das kann ich nicht beschwören. Aber warum interessieren Sie sich so sehr für dieses Auto? Hat sich doch etwas ereignet?»

»Nein, nein«, erwiderte sie hastig. »Ich war nur neugierig, was der Wagen um diese Zeit hier zu suchen hatte.«

### 36.

Julius machte sich an diesem Morgen früh auf den Weg. Aber noch bevor er bei seiner Frau eintraf, bekam Fay Clayton einen anderen Besuch, über den sie nicht sonderlich erfreut war. Coldharbour Smith stand vor der Tür.

»Mein Mann ist nicht hier«, sagte sie abweisend.

»Weiß ich. Wäre aber nett, wenn Sie mich trotzdem hereinließen. Ich habe einen Vorschlag für Sie, und Sie können eine Menge Geld verdienen.«

»Meinetwegen«, sagte sie kurz. »Aber nicht für lange ...«

»Natürlich - außerdem wird Julius bald hier eintreffen.«

»Woher wissen Sie das?»

»Bellamy hat ihn in die Stadt geschickt und ihm aufgetragen, auch seine Frau zu besuchen.«

»Weiß er denn, daß wir verheiratet sind?»

»Natürlich. Ein Mann wie Bellamy weiß alles. Um zum Geschäft zu kommen - Sie können vierhundert Pfund verdienen und brauchen praktisch nichts dafür zu tun.«

Sie sah ihn fest an.

»Keinen Penny würden Sie mir ohne Gegenleistung geben! Schießen Sie los - was ist es? Etwas Unerlaubtes tue ich nicht,



merken Sie sich das!«

»Oh, wie anständig Sie sind! Aber die Aufgabe ist vollkommen einwandfrei. Tadellos, verstehen Sie? Sie kennen doch dieses Mädchen - Miss Howett? - Eben. Die Sache ist die - ich möchte Featherstone einen kleinen Streich spielen. Nach allem, was man hört, ist er in sie verliebt und streicht dauernd um ihr Haus herum. Sie wissen ja, er ist ein gewandter Kerl und denkt, er könnte alle in die Tasche stecken.«

»Was soll das für ein Streich sein?« unterbrach ihn Fay.

»Hören Sie gut zu. Nehmen wir einmal an, Sie gingen hin und besuchten das Mädchen. Natürlich würden Sie in einem eleganten Wagen vorfahren - Geld spielt bei der Sache keine Rolle. Empfangen wird Miss Howett Sie bestimmt, denn Sie sind ihr ja bekannt. Eine Bedingung müssen Sie allerdings beachten - Sie dürfen Julius kein Wort sagen.«

»Ich habe keine Geheimnisse vor meinem Mann.«

»Schon möglich - aber diese Sache dürfen Sie ihm unter keinen Umständen erzählen, verstanden?«

»Sagen Sie mir doch endlich, um was es sich handelt.«

»Sie sollen Miss Howett besuchen und sich ein wenig mit ihr unterhalten.« Smith sprach jetzt sehr hastig, denn er fürchtete, daß Julius jeden Augenblick kommen könnte. »Das Mädchen sucht nach jemandem, nach einer Frau. Tatsächlich hat sie einen kleinen Spleen, eine fixe Idee, sie bildet sich ein, ihre Mutter sei in Garre Castle versteckt. In Wirklichkeit ist ihre Mutter schon lange tot. Ihre Aufgabe ist es nun, Miss Howett zu besuchen und ihr zu sagen, daß Sie Mrs. Held gesehen haben - merken Sie sich diesen Namen genau! Sie müssen sagen, daß Sie Mrs. Held im ›Goldenen Osten‹ getroffen haben. Erzählen Sie ihr, daß sie dort gefangengehalten wird, und daß Sie nur durch Zufall mit ihr sprechen konnten. Weiter sagen Sie ihr, daß Sie einen Geheimgang in den ›Goldenen Osten‹ kennen - wenn sie es wünscht, erklären Sie sich bereit, sie nachts dorthin zu führen. Sollte sie zuerst Featherstone fragen wollen, dann machen Sie sie darauf aufmerksam, daß es ein Dutzend Wege

gibt, um Mrs. Held aus dem Klub fortzuschaffen, sobald ein Polizeiaufgebot anrückt. Die einzige Möglichkeit, Mrs. Held zu sehen, besteht also darin, daß sie sich Ihrer Führung anvertraut.

- Haben Sie sich alles gemerkt?«

»Was haben Sie mit Miss Howett vor?«

»Oh, gar nichts. Sie sollen sie nur bis zum Klub bringen, und vielleicht arrangieren wir noch ein kleines Abendessen ...«

Fay schüttelte den Kopf.

»Ich mache nicht mit«, sagte sie entschieden. »Das Ganze ist doch nur irgendein niederträchtiger Trick. Ich kenne Ihre Methoden, Smith!«

Smith lehnte sich zurück und schaute sie düster an.

»Sie können Ihrem Mann ruhig erzählen, daß Sie etwas für mich erledigen. Um was es sich handelt, brauchen Sie ihm deswegen ja nicht zu sagen.«

»Anscheinend habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt! Ich wiederhole, daß ich mit der Sache nichts zu tun haben will - selbst dann nicht, wenn mein Mann es mir erlauben würde.«

Smith hörte, daß draußen die Wohnungstür geöffnet wurde. Gleich darauf kam Savini ins Zimmer. Er war durchaus nicht erfreut, Coldharbour Smith vorzufinden.

»Ich sprach eben mit Ihrer Frau, Savini - vielleicht können Sie sie zur Vernunft bringen. Sie soll eine Kleinigkeit für mich besorgen und kann eine Menge Geld dabei verdienen - vierhundert Pfund!«

»Bellamy redete auch schon davon«, sagte Savini, »allerdings waren es bei ihm noch fünfhundert Pfund! - Du wirst die Sache doch übernehmen, Fay, wie?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht für fünf Millionen!«

Julius kannte diesen Ton und wußte, daß sie dann durch nichts umzustimmen war.

»Na, besprechen Sie die Sache miteinander«, sagte Smith und erhob sich. »Ich höre noch von Ihnen, Fay!« Mit einem

lässigen Gruß ging er aus dem Zimmer und warf draußen die Haustür zu.

»Um was geht es eigentlich?« fragte Julius.

»Das Ganze ist eine niederträchtige Geschichte, Julius -«, erwiderte sie, »ich bin nicht kleinlich, aber da mache ich nicht mit.«

Er biß sich auf die Lippen.

»Ich will dich nicht drängen«, sagte er zu ihrem Erstaunen.

»Ich wußte ja nicht, daß es eine so schlimme Sache ist.«

Julius Savini war im Grunde skrupellos, ein Abenteurer, Dieb und Schwindler. Nur - er liebte seine Frau und wollte ihr ein möglichst gefahrloses Leben garantieren. Fay selbst hatte seit frühester Kindheit mit Verbrechen zu tun gehabt, auf eine Schwindelei mehr oder weniger kam es ihr nicht an, aber sie hatte Grundsätze und schätzte ein solides, anständiges Leben.

»Ich muß wieder gehen«, sagte Julius. »Der Alte ist in scheußlicher Stimmung. Kein Wunder - letzte Nacht kam der grüne Bogenschütze wieder zu Besuch.«

»Wie? Der grüne Bogenschütze?«

»Ja. Keine Ahnung, was er eigentlich dauernd will. Völlig verrückt - wenn Bellamy ihn erwischt ...«

Kaum war Julius gegangen, klingelte das Telefon. Es war Smith.

»Na, wie steht's, haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Ja«, antwortete sie. »Und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.«

»Das werden Sie noch bereuen, Fay ...« begann er wütend.

Sie legte den Hörer auf.

Dann dachte sie ernsthaft nach. Eigentlich war es gegen ihre Überzeugung, sich in die Pläne anderer einzumischen. Doch diesmal hatte sie ein derart unangenehmes Gefühl, daß sie wirklich daran dachte, Valerie vor der Gefahr, die ihr drohte, zu warnen.

Nach einigem Überlegen entschied sie sich dafür, Spike Holland anzurufen. Julius hatte ihr erzählt, daß er im ›Blauen

Bären< logierte. Als sie anrief, wurde ihr mitgeteilt, Holland sei gerade ausgegangen. Unschlüssig dachte sie daran, Miss Howett einen Brief zu schreiben, damit sie selbst Maßnahmen zu ihrem Schutz treffen konnte.

37.

Bellamy wartete im Park auf Savinis Rückkehr. Als er den Wagen kommen sah, stoppte er ihn.

»Haben Sie mit Ihrer Frau gesprochen? Übernimmt sie den Auftrag, den ihr Smith vorgeschlagen hat?«

»Nein«, antwortete Savini reserviert. »Sie will nicht.«

»Sie wissen, was das für Sie bedeutet? Ich werfe Sie hinaus!«

»Das würde mir sehr leid tun, Sir.«

»Geben Sie mir das Geld! Hat Ihnen Ihre Frau erzählt, was Mr. Smith von ihr wollte?«

»Nein.«

Julius zählte die Scheine, die er von der Bank geholt hatte, dem Alten in die Hand.

Das Abendessen ließ sich Bellamy früh servieren. Er aß etwas und ließ sich Zeit damit. Erst dann stellte er einige Schüsseln auf dem Tablett zusammen.

Langsam öffnete er die Falltür und starrte eine Weile ins Dunkel hinab. Er nahm das Tablett und stieg die Treppe hinunter. Nach der ersten Tür und dem schmalen Mauertunnel rief er laut den Namen der Gefangenen und stieß die Tür zum unterirdischen Wohnzimmer auf.

»Hier ist dein Essen! Vielleicht antwortest du gefälligst, wenn ich dich rufe!« brüllte er.

Nur das Echo seiner Stimme hallte zurück.

»Elaine!«

Beunruhigt sah er sich um. Hatte sie etwa seinen Rat, den er ihr schon oft gegeben hatte, befolgt und sich umgebracht?

Er rannte in die Küche - sie war leer, ebenso das Badezimmer. Wie ein Wahnsinniger lief er zurück, warf das

Sofa um, schaute auf den Gang hinaus.

»Elaine!« schrie er wild.

Sie war nicht mehr da!

Verwirrt setzte er sich auf einen Stuhl und dachte nach. Elaine war fort - aber wie konnte sie entflohen sein? Es gab nur den einen Weg, den durch die Bibliothek. Alles hier unten war massives Mauerwerk.

Der grüne Bogenschütze - immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihm zurück. Aber auch er konnte nicht durch Wände gehen! Und für das Schloß an der Falltür gab es nur den einen Schlüssel.

Bellamy stieg wieder nach oben und untersuchte die Steinplatte, das Schloß, den Mechanismus. Kein Kratzer, nichts. Es war fast neun Uhr, als er die Bibliothek verließ. Savini startete ihn entsetzt an - so hatte er den Alten noch nie gesehen. Die Augen lagen tief in den Höhlen, das Gesicht hatte eine krankhafte, graue Farbe.

»Sagen Sie Sen, daß er zu mir kommen soll!«

Sen war der Chauffeur, ein Chinese, der schon achtzehn Jahre in Bellamys Dienst stand. Er war sehr klug und verstand vier Sprachen, ohne allerdings selbst ein Wort sprechen zu können, denn er war stumm. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit irgendwelchen literarischen Arbeiten und Übersetzungen. Welches Gehalt er bekam, wußte außer ihm nur Bellamy, und wozu er es verwendete, ahnte nicht einmal sein Herr.

Sen verehrte Bellamy vorbehaltlos, und wahrscheinlich war er sein einziger Vertrauter. Vom Haushalt wurde der Chinese völlig ferngehalten. Er wohnte in einer kleinen Wohnung über der Garage.

Savini richtete Bellamys Auftrag aus. Sen kam sofort. Der Alte erwartete ihn in der Bibliothek.

»Sen, hör gut zu - bring den zweiten Wagen nach Newbury Junction, warte dort in der dunklen Straße, die zur Bahnstation führt und ändere das Nummernschild. Nach einiger Zeit kommt

ein Mann und wird dir sagen, wohin du ihn fahren sollst. In der Nacht kommst du wieder nach Garre zurück.«

Sen neigte zustimmend den Kopf und ging hinaus.

38.

Jim Featherstone war nicht in bester Laune. Er kam von einem Treffen ehemaliger Kriegskameraden. Die patriotischen Reden hatte er über sich ergehen lassen, war aber gegen elf Uhr, nach Schluß des offiziellen Teils, aufgebrochen und nach Scotland Yard gefahren, um die eingelaufenen Berichte durchzusehen.

In seinem Büro überflog er die Nachrichten der Polizeistationen und die Protokolle der Verhaftungen, als ihm der Beamte vom Nachtdienst einen Besuch meldete.

»Eine Dame möchte Sie sprechen, Captain.«

»Wer ist es?« fragte Jim und dachte sofort an Valerie.

»Eine Miss Clayton. Sie sagt, es sei sehr dringend.«

»Fay? Führen Sie die Dame bitte herein.«

Sie trat ein und blieb bewundernd bei der Tür stehen.

»Kein Mensch würde glauben, daß Sie Polizeibeamter sind, Featherstone! Im Frack sehen Sie viel sympathischer aus.«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen? Was führt Sie zu mir, Fay, um diese Zeit?«

Sie überlegte einen Moment und sagte dann unvermittelt:

»Seien Sie vorsichtig, daß dem Mädchen nichts passiert!«

»Welchem Mädchen? Miss Howett?«

»Ja. Coldharbour Smith war heute morgen bei mir. Er sagte, daß er einen Spaß mit Miss Howett vorhabe und dazu meine Hilfe brauche. Ich sollte ihr mitteilen, daß sich die von ihr gesuchte Dame im ›Goldenen Osten‹ aufhalte. Das würde Miss Howetts Interesse wecken, rechnete er sich aus, und daraufhin hätte ich mit ihr in den Klub fahren müssen. Coldharbour Smith bot mir dafür fünfhundert Pfund, das machte mich stutzig.«

»Wann sollte dieser Plan ausgeführt werden?« fragte Jim

aufgeregt.

»Ich weiß nicht. Ein bestimmter Tag war nicht vorgesehen, wahrscheinlich aber noch in dieser Woche.«

Er war aufgestanden und lief unruhig hin und her.

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Fay. Es war sehr anständig von Ihnen, daß Sie dieses Angebot ablehnten.«

Fay errötete ein wenig.

»Eigentlich ist es ja ein Verrat. Bisher wäre es mir nie eingefallen, so etwas zu tun.«

»Es wird Ihr eigener Vorteil sein.« Er schaute auf die Uhr, es war eben halb zwölf. »Ich will versuchen, Spike Holland anzurufen. Können Sie so lange warten?«

Er bekam sofort Verbindung mit dem ›Blauen Bären‹, und zu seiner Verwunderung kam auch Spike gleich an den Apparat.

»Sie sind wohl beim Whisky - ich dachte, Sie wären auf Ihrem Posten, Holland?«

»Nicht nötig, Captain. Miss Howett ist doch heute abend weggefahren.«

»Mit wem ist sie denn weggefahren?«

»Ich dachte, Sie wüßten -? Mit einem Beamten von Scotland Yard. Sie müßte längst dort sein.«

»Ach ...« Jim legte auf.

»Was ist los?« fragte Fay.

»Miss Howett ist heute abend mit einem Mann weggefahren, der behauptete, ein Detektiv von Scotland Yard zu sein.«

Eine Zeitlang überlegte er wirr und kopflos, ohne zu wissen, was tun. Dann klingelte er dem Beamten vom Nachtdienst und befahl: »Rufen Sie sofort Abteilung K an. Alle Mannschaften, einschließlich der Reserven, sollen sich bereitmachen. Wir umstellen den ›Goldenen Osten‹. Verstanden?«

»Jawohl, Sir.« Der Beamte salutierte und stürzte hinaus.

Featherstone öffnete seine Schreibtischschublade und nahm eine schwere, langläufige Browningpistole heraus. Klickend ließ er einen Patronenrahmen ins Magazin schnappen. Er zog seinen Mantel an, steckte die Pistole in die äußere Tasche und

verabschiedete sich kurz von Fay. Als er auf den Hof hinunter kam, standen schon zwei Polizeiwagen bereit. Die Mannschaften hatten sich davor versammelt, und er erklärte ihnen kurz den Zweck des Unternehmens.

»Offiziell geht es uns um verbotene Glücksspiele. Den Durchsuchungsbefehl habe ich in der Tasche. Vermutlich werden wir in dem Haus eine Dame finden, die dort gefangengehalten wird. Sollte dies der Fall sein, bin ich jedem von euch dankbar, der mich davon abhält, Coldharbour Smith über den Haufen zu schießen.«

Die Wagen sausten das Themseufer entlang, quer durch die verlassene City, zu den hellerleuchteten Straßen von Whitechapel. Nach wenigen Minuten hielten sie vor dem ›Goldenen Osten‹. Jim sprang aus dem Wagen, die Kriminalbeamten umstellten das Gebäude. Jim rannte am Portier vorbei die Treppe hinauf. Oben spielte die Jazzkapelle, ein Dutzend Paare tanzten auf dem spiegelglatten Parkett. Er drängte sich an ihnen vorbei zur Bar. Der Barmixer lehnte am Schanktisch.

»Wo ist Smith?« schrie Jim.

»Er ist heute abend nicht hier, Captain.«

Jim drehte sich um und gab dem Kapellmeister ein Zeichen. Die Musik hörte sofort auf.

In der Zwischenzeit waren noch einige Beamte nachgekommen. Zwei von ihnen folgten Featherstone hinter die Bar.

»Die Tür ist geschlossen, Coldharbour hat den Schlüssel«, sagte der Barmixer ängstlich.

Jim warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Türfüllung, das Schloßscharnier sprang krachend ab, die Tür flog auf.

Im Zimmer brannte Licht. Auf dem Tisch stand eine halbleere Flasche Sekt, daneben ein Glas.

Ohne sich aufzuhalten, lief Jim durch den gegenüberliegenden Ausgang ins Treppenhaus. Weiter oben,



auf dem nächsten Absatz, schimmerte Licht aus einer Türritze. Kurzerhand stieß er die Tür auf. Im gleichen Moment ging das Licht aus.

»Keiner rührt sich!« befahl er scharf. »Ich schieße bei der geringsten Bewegung!«

Einer der nachkommenden Detektive leuchtete mit der Taschenlampe in das Zimmer. Man sah eine Reihe bestürzter Leute um einen grünen Tisch sitzen, auf dem Spielkarten unordentlich durcheinander lagen. Jim fand den Schalter und machte Licht.

»Sie sind alle verhaftet!« rief er. »Was spielen Sie hier?«

»Nur Bridge -«, antwortete jemand.

»Erzählen Sie das dem Richter, der Sie morgen früh verhört!«

Featherstone ging zurück, um sich mit dem Barmixer zu befassen. Der Mann sah ihn unsicher an - wie er sagte, hatte er das Lokal vor einer Woche von Coldharbour gekauft, was ihm Featherstone sogar glaubte.

»Also hören Sie zu - Sie haben eine einmalige Chance. Wenn Sie mir jetzt wahrheitsgemäß antworten, will ich dafür sorgen, daß Sie die Lizenz, den Laden weiterzuführen, nicht verlieren. Los - wann war Coldharbour Smith hier?«

»Vor ungefähr einer halben Stunde.«

»War jemand bei ihm?«

»Eine Dame.«

»Wo sind sie hingegangen?«

»Keine Ahnung, Captain. Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht weiß. Er wollte nach Amerika oder sonstwohin, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Überlegen Sie es sich genau - wie könnte er fortgekommen sein?«

»Ich weiß nicht ... Er hat sich hier mit einem Schiffskapitän getroffen.«

»Wer war das?«

»Ich glaube, er heißt Fernandez. Er ist Mitbesitzer eines

kleinen Frachtdampfers, der ›Contessa‹, die unten im Pool liegt. Wenigstens heute nachmittag lag sie noch dort.«

Jim ging zum Telefon und stellte eine Nummer ein.

»Ja - Polizeiinspektor der Themse-Abteilung? - Captain Featherstone am Apparat. Die ›Contessa‹ soll angehalten werden, liegt im Pool, ein Frachtdampfer ... Ach, Sie kennen ihn?« Er wartete einen Augenblick, bis der Inspektor ihn mit der Uferstation verbunden hatte. »Jawohl - Captain Featherstone - halten Sie die ›Contessa‹ auf! - Wie? Sie ist noch da ... Gut!«

Das Polizeiauto brachte ihn zur Station der Wasserpolizei ans Themseufer. Er sprang in das bereitstehende Motorboot.

»Es gibt keinerlei Anzeichen, daß das Schiff abfahren will«, sagte der Inspektor, der ihn begleitete.

»Ist heute irgendein anderes Schiff ausgelaufen?«

»Ja, heute früh, die ›Messina‹, auch ein Frachtdampfer, er fuhr nach Südamerika.«

Die ›Contessa‹ lag in der Mitte des Themsearms vor Anker. Das Motorboot legte langsam an. Zuerst gingen die Flußpolizisten an Bord. Jim kletterte hinter ihnen her.

Offensichtlich hatte man keine Wache aufgestellt, das ganze Deck war leer. Die Polizisten drangen ins Schiffsinnere, der Kapitän wurde aus dem Schlaf gerüttelt und in den Salon gebracht. Er war ziemlich betrunken und hatte angeblich niemand gesehen. Im Verlauf des Verhörs wurde er ein wenig nüchterner und sagte aus, daß seine Mannschaft und die Offiziere vermutlich ebenfalls betrunken seien.

»Das kann unmöglich das richtige Schiff sein«, sagte Jim, als sie wieder an Deck kamen. »Die Leute sind tatsächlich alle besoffen, und es ist ja niemand an Bord, der den Dampfer den Fluß hinabsteuern könnte.«

Da die Durchsuchung auch sonst keine Anzeichen für eine baldige Abreise ergeben hatte, kletterten sie die Strickleiter hinunter zu ihrem Motorboot zurück.

Valerie Howett hörte das Geräusch des anspringenden

Motors und gab jede Hoffnung auf.

39.

Es war am späteren Abend gewesen, als jemand Valerie Howett zu sprechen wünschte. Sie ging sofort ins Wohnzimmer hinunter. Der Mann, der sie dort erwartete, erhob sich bei ihrem Eintritt rasch.

»Ich bin Sergeant Brown, Miss Howett. Captain Featherstone hat mich hergeschickt, um Sie nach Scotland Yard zu bringen. Wir glauben, daß Mrs. Held gefunden worden ist.«

Valerie schaute ihn an. »Wirklich? Aber das ist doch nicht möglich! Sind Sie auch ganz sicher?«

»Ja. Man hat sie im ›Goldenen Osten‹ entdeckt. Das ist ein Klub, der von einem gewissen Coldharbour Smith geführt wird. Allem Anschein nach wurde sie dort schon seit zwei Jahren gefangengehalten.«

»Warten Sie!« rief sie, eilte in ihr Zimmer und zog sich hastig um. Ihre Hände zitterten vor Aufregung.

Der Mann, der sich Sergeant Brown nannte, wartete in der Halle.

»Captain Featherstone dachte, es wäre bequemer für Sie, wenn ich Sie gleich mit unserem Wagen ...«

»Das ist sehr liebenswürdig«, erwiderte sie dankbar.

Sie schrieb schnell ein paar Zeilen für Mr. Howett und stieg ein. Den Chauffeur konnte sie nicht erkennen.

Als sie bei der Toreinfahrt von Garre Castle vorbeikamen, mußten sie anhalten, um einen dorfwärts auf der Landstraße fahrenden Lastwagen vorüberzulassen. Julius Savini stand zufällig vor dem Pförtnerhaus und schaute erst gleichgültig auf den Wagen, der dicht vor ihm hielt. Aber dann erkannte er nicht nur den Wagen, sondern auch seine Insassen - Miss Howett und ihren Begleiter. Er selbst stand im Dunkeln und konnte nicht gesehen werden. Den Entschluß, den Julius von einer Sekunde zur andern faßte, konnte er sich nachher selbst nicht erklären.

Auf jeden Fall lief er hinter dem eben anfahrenden Auto her und schwang sich hinten auf den Gepäckträger. Zum Glück war der Wagen eine altmodische Limousine und der Gepäckträger ein unförmiges Gestell, auf dem sowohl ein Überseekoffer als auch ein Mensch leicht Platz fanden. Seine ganze Kraft anspannend, klammerte sich Julius an den Stäben fest. Leise vor sich hinfluchend, verwünschte er schon seine Voreiligkeit.

Das Auto sauste durch die hellerleuchteten Straßen der Londoner Vorstädte. Verwundert drehten sich die Passanten nach dem Mann auf dem Gepäckträger um.

Valerie sprach während der Fahrt kein Wort. Unentwegt malte sie sich die Begegnung mit ihrer Mutter aus und dachte mit keinem Gedanken, daß etwas nicht in Ordnung sein könnte. Der Name Captain Featherstone und der Sergeant an ihrer Seite beruhigten sie völlig.

Vor dem hinteren Eingang des ›Goldenen Ostens‹ hielt der Wagen an, und ihr Begleiter führte sie über eine dunkle Treppe hinauf in ein kleines Zimmer. Dort saß ein Mann, in dem sie sogleich Coldharbour Smith vermutete.

Mr. Smith erhob sich lächelnd, begrüßte sie und erwähnte, der Captain habe eine Nachricht für sie hinterlassen. Er unterbrach sich und sagte nicht, um was für eine Nachricht es sich handle, sondern bot ihr ein Glas Sekt an. Er öffnete auch sofort die Flasche - zur Erfrischung, wie er meinte. Ungeduldig lehnte sie ab.

»Also, Miss -«, begann Coldharbour endlich, »Captain Featherstone hat Ihre Mutter gefunden - ja, Ihre Mutter ...«

»Meine Mutter!« rief Valerie aufgeregt. Dieses Wort zerstreute alle Bedenken wieder, die ihr in dieser seltsamen Umgebung und vor allem, weil sie Jim hier nicht vorfand, langsam doch gekommen waren.

»Ja, sie wurde gefunden, gerade als der alte Bellamy sie nach Südamerika schicken wollte. Sie ist sehr krank, Miss.« Smith schüttelte bedauernd den Kopf. »Der Captain sagte nun, Sie möchten sofort nachkommen. Ihre Mutter liegt auf der

›Contessa‹, einem Südamerika-Dampfer, der Sergeant wird Sie hinbringen.«

»Auf ein Schiff? Aber das geht doch nicht ...« stammelte sie.

»Die ›Contessa‹ ankert in der Themse. Machen Sie sich so schnell wie möglich auf den Weg, Mr. Featherstone sagte, es wäre sehr eilig!«

Hätte Valerie ruhig überlegt, wäre ihr die ganze Sache jetzt bestimmt doch verdächtig vorgekommen, aber in dem Zustand, in dem sie sich befand, konnte sie keinen klaren Gedanken fassen. Die Aussicht, daß sie jetzt gleich ihre Mutter sehen sollte, verwirrte sie völlig.

Der Wagen fuhr durch enge Straßen, wandte sich einmal scharf nach links und hielt zwischen hohen Häusern. Ein schmaler Durchgang führte zum Fluß. In der Nähe spielten ein paar schmutzige Kinder.

»Dort unten wartet das Boot auf Sie, Miss Howett.«

Ohne zu zögern ging sie mit ihrem Begleiter zum Kai. Im Motorboot warteten einige Männer. Einer erhob sich und stellte sich als ›Sergeant Cross von der Strompolizei‹ vor.

»Captain Featherstone erwartet Sie an Deck, Miss.«

Sie stieg ein - und plötzlich bekam sie furchtbare Angst. Alles kam ihr so unheimlich vor, das Motorboot stieß sofort ab, und die Männer betrachteten sie mit Blicken, aus denen sie nicht klug wurde. Immer wieder tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß sie ja gleich Jim sehen würde.

Kurz darauf erreichten sie das Schiff, und sie mußte an einer senkrecht herabhängenden Strickleiter in die Höhe klettern.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Weg.«

Sie folgte ihrem Begleiter über das schmutzige Deck. Er öffnete eine Tür und ließ sie in eine Kabine treten, die von einer nackten Birne schlecht erleuchtet wurde. Dann warf er die Tür zu und ließ sie allein. Ängstlich sah sich Valerie um - ihre Befürchtungen wurden zur Gewißheit.

Nach einiger Zeit erklangen draußen Schritte. Die Tür wurde aufgestoßen, ein Mann kam herein, schloß die Tür hinter sich ab

und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

»Mr. Smith - Sie! Wo ist Captain Featherstone? Was hat dies alles zu bedeuten?«

»Was das zu bedeuten hat, werden Sie schon noch erfahren. Vorerst bleiben Sie einmal hier und verhalten sich ganz ruhig.«

Valerie schwankte und klammerte sich an den nächsten Stuhl. Krampfhaft versuchte sie, ihre Gedanken zu ordnen.

Es wurde an die Tür geklopft, eine erregte Stimme rief nach Smith. Er ging hinaus, kam aber gleich darauf zurück.

»Kommen Sie mit!« rief er, und als sie nicht gleich gehorchte, brüllte er: »Kommen Sie her!«

Er packte ihren Arm, zerrte sie die Treppe hinauf und lief mit ihr über das Deck. Der Mann, der sich vorher als Sergeant ausgegeben hatte, hob vorn am Bug eine kleine Falltür auf und schlüpfte als erster hinein.

»Machen Sie, daß Sie hineinkommen«, zischte Coldharbour Smith Valerie zu.

Halbtot kletterte sie die Leiter hinunter. Ein scharfer Geruch von rostigem Eisen schlug ihr entgegen. Es war ein ganz enges Gelaß, sie trat auf Ketten, man konnte nicht aufrecht stehen, aber trotzdem folgte Smith nach und zog die Tür über sich zu.

»Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen könnten«, flüsterte er. »Aber der Kapitän ist ja völlig betrunken und hat noch nicht einmal Dampf aufmachen lassen, da werden sie kaum vermuten, daß ihnen ein Streich gespielt wird.«

»Wer hat die Sache verraten?« fragte der andere.

»Wahrscheinlich Barnett - sie werden zuerst im Klub aufgekreuzt sein. Featherstone ist ein verdammt umsichtiger Kerl.«

Der kleine Raum lief nach vorn spitz zu, wo durch zwei ovale Öffnungen die Ankerketten hindurchliefen.

Valerie hörte jetzt deutlich das Geräusch eines näher kommenden Motorbootes. Man spürte das leichte Anstoßen, als es am Dampfer anlegte. Valerie erkannte Jims Stimme und wollte schreien, aber Smith hielt ihr den Mund zu.

»Wenn Sie einen Ton von sich geben, erwürge ich Sie!«  
Schritte dröhnten auf dem Deck, dann wurde es still.

»Sie sind nach unten gegangen«, flüsterte der zweite Mann.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis Featherstones Leute das Schiff durchsucht hatten und zurückkamen. Man hörte jetzt wieder ihre Stimmen.

»Das ist der Kasten für die Ankerketten - wenn Sie wollen, schaue ich nach.«

»Nicht nötig. Sie sind überhaupt nicht an Bord. Barnett ist bestochen worden, um uns auf eine falsche Fährte zu locken.«

Eine Weile wurde oben noch beraten, dann kletterten die Beamten ins Motorboot zurück. Man hörte, wie es sich langsam entfernte. Das Geräusch wurde immer schwächer.

»Sie sind fort«, sagte Coldharbour aufatmend.

Im gleichen Augenblick brach Valerie ohnmächtig zusammen. Sie brachten sie an Deck und trugen sie schnell in die Kabine.

Niemand bemerkte, wie am hinteren Teil des Dampfers ein kleines Boot anlegte und ein Mann vorsichtig an Deck kletterte. Er war völlig beschmutzt, und sein sonst so tadellos gebürstetes Haar sah wirr und zerzaust aus. An seinen Händen lief Blut hinunter. Es war Julius Savini, der nun vorsichtig der Reling entlangschlich.

#### 40.

»Dafür müssen Sie Strafporto zahlen«, sagte der Postbote zu Fay, die im Morgenrock an die Tür gekommen war, nachdem sein lautes Klopfen sie aufgeweckt hatte.

»Ich nehme keine unfrankierten Briefe an«, sagte sie böse.

»Es ist kein Brief -«, antwortete der Postbote verschmitzt und warf einen Blick auf das abgerissene Stück Papier in seiner Hand.

»Von wem kommt es?«

»Hier unten steht - Julius ...«

Fay riß ihm den Zettel aus der Hand und gab ihm das Geld.

Es dauerte mindestens fünf Minuten, bis sie die Botschaft entziffert hatte. Das Stück Papier stammte offenbar aus einem Notizbuch. Auf der einen Seite stand ihre Adresse. Alles war mit Bleistift hingekritzelt und schwer leserlich.

»Lacy hat Miss H. weggebracht, sah sie im Dorf, sprang auf den Wagen und fuhr mit zum G. Osten. Smith, L. und Miss H. kamen wieder heraus und fuhren im Boot zu einem Schiff. Ich folge. Featherstone benachrichtigen !«

Fay überlegte kurz und lief dann zum Telefon. Da Featherstone nicht gleich gefunden werden konnte, hinterließ sie eine Nachricht für ihn. Zehn Minuten später war er bei ihr in der Wohnung. Er sah übermüdet aus, war unrasiert und beschmutzt. Fay las ihm die Nachricht ohne weitere Erklärung vor.

»Das hat Julius fein gemacht! Wir hatten bereits gestern nacht unten an der Flußmündung ein Schiff angehalten, aber sie waren nicht an Bord. Wäre auch nicht gut möglich gewesen, wenn das Schiff, von dem Julius redet, nachts noch im Fluß lag. Da Ebbe war, hätten sie nämlich vor vier Uhr früh überhaupt nicht ausfahren können.«

Fay hatte inzwischen Kaffee gebraut und servierte Jim eine Tasse, die er dankbar annahm. Er setzte die Tasse gerade wieder ab, als das Telefon klingelte.

Fay ging an den Apparat. Es war Abel Bellamy, der sich meldete.

»Wo ist Ihr Mann?« fragte er.

»Er ist nicht hier - ist er denn nicht in Garre?«

»Würde ich dann nach ihm fragen? Er ist gestern abend ausgegangen und nicht zurückgekommen ... Na, Sie können ihm sagen, daß er seine Sachen und seinen Lohn abholen soll. Er ist entlassen!«

»Oh, vielleicht steckt er mit Lacy zusammen?« fragte Fay mit ihrer liebenswürdigsten Stimme. »Lacy ist doch nach Garre gefahren, um Miss Howett zu Coldharbour Smith zu bringen.



Die Polizei weiß das übrigens schon längst!«

Ein langes Schweigen folgte auf der anderen Seite, und sie dachte schon, er hätte aufgelegt. Aber dann antwortete er doch.

»Blödsinn - ich weiß nichts von Lacy, und noch viel weniger etwas von Miss Howett! Was reden Sie da eigentlich für Unsinn?« Nach einer nochmaligen Pause fragte er: »Was wird die Polizei unternehmen?«

Sie hielt die Sprechmuschel zu und wiederholte Jim flüsternd die Frage.

»Sagen Sie ihm, daß alle Schiffe auf dem Fluß angehalten werden.«

»Ist jemand bei Ihnen in der Wohnung?« fragte Bellamy argwöhnisch. »Los, reden Sie!«

Jim nickte.

»Nur Captain Featherstone ist hier!«

Fay hörte Bellamy fluchen und wütend auflegen.

»Bleibt die Frage, wo Julius ist«, meinte Jim. »Jedenfalls scheint er die Fährte aufgenommen zu haben - ich hätte mir nie im Traum einfallen lassen, daß ich einmal meine Hoffnung auf ihn setzen würde!«

»Sie kennen eben Julius nicht -«, sagte Fay gekränkt.

Jim kannte Mr. Savini nur zu gut, aber er sah ein, daß dies nicht der Moment war, darüber zu streiten. Er fuhr in sein Büro zurück, wo ihn Mr. Howett aufgeregt erwartete.

»Tun Sie alles, um Valerie zu finden!«

»Keine Sorge, Mr. Howett, an mir wird es nicht liegen - Sie waren nicht in Lady's Manor, als Miss Howett weggebracht wurde?«

»Nein, ich war in London. Aber ich hätte sie ja doch nicht zurückhalten können! Haben Sie schon irgendwelche Anhaltspunkte?«

»Ja, ich glaube.« Jim klingelte seiner Sekretärin. »Gehen Sie ins Archiv, suchen Sie die Akten von Lacy - Henry Francis Lacy, wenn ich mich recht erinnere. Er wurde vor drei Jahren wegen Einbruchs verurteilt. Geben Sie eine

Personalbeschreibung sofort an alle Polizeistationen. Er soll dringend festgenommen werden. Wahrscheinlich treibt er sich irgendwo in der Nähe des ›Goldenen Ostens‹ herum.«

»Was halten Sie von Mr. Savinis Verschwinden?« fragte Howett.

»Julius ist ein merkwürdiger Mensch. Manchmal hält er sich ganz ordentlich, meistens gerade dann, wenn niemand es von ihm erwartet.«

Jim ruhte sich etwas aus und machte sich dann sofort wieder an die Arbeit. Mit der Themsepolizei fuhr er die Strecke von London Bridge bis Greenwich ab und durchsuchte jedes Schiff, das dort vor Anker lag. Auch an der ›Contessa‹ kamen sie vorüber, aus deren Schornstein jetzt gelber Rauch aufstieg.

»Hat wohl keinen Zweck, sie noch einmal zu durchsuchen?« fragte Jim.

»Ich glaube nicht«, antwortete der Inspektor. »Bestimmt hätte man Miss Howett nicht auf ein Schiff gebracht, das noch nicht einmal abfahrbereit ist. Barnett hat eben gelogen.«

Wenig später suchte Jim den Barmann im ›Goldenen Osten‹ nochmals auf. Aber so sehr er auch in ihn drang, Barnett blieb verzweifelt bei seiner Aussage. Was er vorbrachte, wirkte so aufrichtig, daß Jim ihm glaubte. Er konnte nur vermuten, daß die Unterhaltung, die Barnett belauscht hatte, nicht endgültig gewesen war, und daß die Pläne in letzter Minute noch geändert wurden.

Jim verließ eben den ›Goldenen Osten‹, als Spike Holland mit neuen Nachrichten auftauchte. Er hatte inzwischen Erkundigungen nach dem Wagen eingezogen, der Miss Howett und den angeblichen Polizeisergeanten hierherbrachte.

»Das Auto wurde an drei Stellen beobachtet, auch von einem Polizisten, der sich die Wagennummer notierte. Die Leute sagen übereinstimmend, daß sich hinten am Gepäckträger der Mann festklammerte - vermutlich Julius.«

»Wenn wir ihn nur finden könnten!« seufzte Jim.

»Der alte Bellamy ist in die Stadt gefahren - schon heute

morgen«, erzählte Spike weiter. »Der Pförtner hat mir diese Auskunft gegeben. Er sagte, Bellamy werde in den nächsten Tagen nicht zurückkehren. Immerhin seltsam! Übrigens, Captain, mir ist etwas Neues über den grünen Bogenschützen eingefallen -«

Jim Featherstone winkte ärgerlich ab. Im Augenblick war er nicht in der Stimmung, über dieses Thema zu diskutieren. Doch Spike redete unentwegt weiter.

»Nein, im Ernst, mir ist eingefallen, daß dieser Bogenschütze doch irgendwo gelernt haben muß, so sicher mit Pfeil und Bogen umzugehen. Was halten Sie davon, wenn wir einmal die Mitgliederlisten der Sportvereine durchgehen würden, die sich mit Bogenschießen abgeben?«

»Hm, nicht schlecht«, murmelte Jim. Das war aber auch alles. Er hatte es eilig, seine Suche nach Valerie fortzusetzen, und verabschiedete sich gleich darauf von Spike.

Der größte Klub, der sich mit Bogenschießen befaßte, hatte seinen Sitz in der Nähe von Regent's Park. Spike kannte dort den zweiten Sekretär und flunkerte ihm etwas vor.

»Natürlich kann ich Ihnen die Mitgliederlisten der letzten dreißig Jahre zeigen«, sagte der Mann bereitwillig.

Wenn es darauf ankam, konnte Spike sehr gründlich sein. Den ganzen Nachmittag verbrachte er in diesem Klub, studierte Listen und Akten und las schließlich einen Bericht über ein lange zurückliegendes Wettschießen. Da - er stockte und stolperte buchstäblich über einen Namen. Er nahm den Bericht und rief den Sekretär.

»Hier, dieser Name ist mir bekannt«, sagte er. »Ist es ein Mitglied von Ihnen?«

»Nein, Mr. Holland«, antwortete der Sekretär. »Das war damals ein offener Wettbewerb, das heißt, es konnten sich auch Nichtmitglieder und Gäste daran beteiligen. Übrigens waren die Leistungen dieses Herrn ganz ausgezeichnet. Wie Sie sehen, hat er zehnmal hintereinander ins Zentrum getroffen. Kennen Sie ihn?«

»Ich glaube schon.«

Spike war atemlos vor Aufregung. Endlich hatte er den grünen Bogenschützen entdeckt!

41.

Julius war Valerie bis zum Kai gefolgt und hatte beobachtet, wie sie mit einem Motorboot zur ›Contessa‹ gebracht wurde. Eigentlich wollte er jetzt Featherstone anrufen und ihm das Weitere überlassen, aber seltsamerweise hielt ihn das Abenteuer schon so gefangen, daß er die Verfolgung gern auf eigene Faust weitergeführt hätte. Außerdem dachte er an die Belohnung, die ihm sicher wäre, denn Mr. Howett würde bestimmt nicht kleinlich sein.

In der Nähe sah er einen Jungen, der eben mit einem kleinen Ruderboot vom Ufer abstoßen wollte. Julius brachte fünf Shilling zum Vorschein und befand sich zehn Minuten später, nachdem er den Jungen mit einem Zettel für Fay entlassen hatte, auf Deck des Schiffes.

Savini versteckte sich und überlegte, was er jetzt tun sollte. Coldharbour Smith war an Bord, er hatte gesehen, wie er sich mit einem zweiten Motorboot übersetzen ließ. Vorsichtig schlich Julius auf dem Bootsdeck nach vorn, auf einen Lichtschimmer zu, der, wie er beim Näherkommen feststellte, aus einem flachen Bodenfenster kam. Es war eine in den Boden eingelassene Deckluke aus undurchsichtigem, gerilltem Glas. Behutsam hob er den Rahmen ganz wenig hoch - und hätte ihn in der Aufregung beinahe wieder fallen lassen, denn das erste, was er sah, war Valerie Howett! Sie saß, mit schneeweißem Gesicht, auf einem Stuhl. Ihr gegenüber an der Wand lehnte Coldharbour Smith. Mit dem Ohr am Spalt konnte Savini gut verstehen, was gesprochen wurde.

»Wenn Sie Geld haben wollen«, sagte Valerie gerade, »kann ich Ihnen geben, was Sie verlangen.«

»Und eine halbe Stunde, nachdem Sie frei wären, hätten Sie

nich angezeigt!« rief Smith verächtlich. »Sie verstehen die Sachlage anscheinend immer noch nicht, Miss Howett ...«

Savini blinzelte durch den Spalt und sah, wie Smith seinen Hut aufsetzte - daß er ihn in Gegenwart einer Dame überhaupt abgenommen hatte, wollte etwas heißen und passierte nicht oft. Dann ging er hinaus, knallte die Tür ins Schloß und schob den Riegel vor.

Julius wartete eine Weile und öffnete dann das Deckfenster so weit es ging. Mit den Füßen voran zwängte er sich durch die Öffnung, hing einen Augenblick an den Händen und stand dann auf dem Tisch. Valerie war erschrocken aufgesprungen.

»Mr. - Mr. Savini ...« stammelte sie.

»Ruhig - nicht sprechen!« zischte Julius.

Er sprang auf den Boden und ging zur Tür. Es war nichts zu hören, doch konnte Coldharbour Smith jeden Augenblick zurückkommen. Schnell knipste er das Licht aus und tastete sich an den Tisch zurück.

»Ich bin hinten auf dem Wagen mitgefahren und Ihnen bis hierher gefolgt«, flüsterte er hastig, »Vielleicht kann ich Sie befreien ...«

Er verstummte. Oben auf Deck war ein schwerer, schlürfender Schritt zu vernehmen. Der Strahl einer Lampe fiel schräg in die Kajüte, jemand bückte sich - der hochgestellte Fensterrahmen fiel krachend zu, und gleichzeitig wurde der Riegel, der die Bodenluke sicherte, vorgeschoben. Jede Möglichkeit, auf diesem Weg zu entkommen, war damit abgeschnitten.

»Hm - das ist schlecht«, murmelte Julius. »Jetzt bleibt nichts übrig als zu warten, bis Coldharbour wieder kommt. Legen Sie sich inzwischen ruhig etwas hin, versuchen Sie ein wenig zu schlafen, Miss Howett. Wahrscheinlich wird es einige Zeit dauern.«

Er sah sich nach einer Waffe um und brach, in Ermangelung von etwas Besserem, schließlich ein wackliges Stuhlbein ab, mit dem er sich in den Winkel hinter der Türe setzte.

Valerie hatte sich nach einigem Sträuben doch in die kleine Kojе gelegt und fiel bald in einen tiefen Erschöpfungsschlaf. Auch Julius war entsetzlich müde, alle Glieder taten ihm weh, nur mit Mühe konnte er sich eine Weile wachhalten, bis ihn dann doch ein unruhiger Schlummer überkam.

Es war schon Morgen, Julius reckte sich eben gähnend, als das Deckfenster aufgerissen wurde. Das grinsende Gesicht von Coldharbour Smith erschien in der Öffnung.

»Guten Morgen, Darling - gut geschla...« Er entdeckte plötzlich Julius und verschwand blitzartig.

Savini umklammerte sein Stuhlbein, er bekam es jetzt doch mit der Angst zu tun und hätte viel darum gegeben, wenn in diesem Augenblick die Polizei erschienen wäre.

Zu weiteren Überlegungen blieb keine Zeit, schon drehte sich der Schlüssel im Schloß, Julius duckte sich, um Coldharbour anzuspringen - aber als die Tür aufgestoßen wurde, sah er sich nur der bedrohlich auf ihn gerichteten Mündung einer Pistole gegenüber. Er ließ sein Stuhlbein sinken.

»Sieh einer an, Julius ist hier!« sagte Smith und trat ganz in die Kajüte. »Wer hat Sie denn hierhergeschickt?«

Um eine Ausrede war Julius noch nie verlegen gewesen, und sie kam auch jetzt prompt, mit größter Selbstverständlichkeit: »Natürlich Mr. Bellamy - er schickte mich an Bord, um Ihnen zu sagen, daß Miss Howett sofort nach Garre Castle zurückgebracht werden soll.«

Smith grinste.

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich das glaube! Angenommen, Sie hätten einen Auftrag, warum erscheinen Sie dann nicht bei mir? Und wozu demolieren Sie das Schiffsmobiliar?« Er zeigte auf das Stuhlbein. »Ich werde mit Bellamy telefonieren. Vermutlich hat Sie ein ganz anderer hergeschickt - Mr. Featherstone, wie?«

Smith stieß einen schrillen Pfiff aus, worauf ein Matrose erschien, dem er tuschelnd einen Befehl gab. Nach einer Weile kam der Matrose mit einem Paar rostiger Handschellen zurück.

»Genau wie bei der Polizei! Los, komm schon ...«

Die Eisen schnappten ein, Smith packte Savini am Kragen und stieß ihn vor sich her bis zu der kleinen Falltür am Bug, wo die Ankerketten aufbewahrt wurden.

»Hinunter mit dir - setz dich hin!« Smith band Julius, der keinen Widerstand leistete, die Füße zusammen. »Was ich mit dir mache, überlege ich mir, wenn wir auf hoher See sind!« Er warf die Falltür zu und legte den Riegel vor.

Julius verzog hämisch das Gesicht. Die Handschellen waren viel zu weit für ihn. Noch bevor Coldharbours Schritte ganz verhallt waren, hatte er seine Fesseln abgestreift.

## 42.

In den frühen Abendstunden stand ein Geheimpolizist, die Hände in den Hosentaschen, anscheinend gelangweilt auf der Commercial Road. Als er ein bekanntes Gesicht in der Menge entdeckte, schob er sich mit zielbewußter Nachlässigkeit in den vorüberflutenden Menschenstrom hinein.

»Na, Lacy, wie geht's?«

Darauf verhaftete er seinen Mann ordnungsgemäß.

Zehn Minuten später saß Lacy in einer Zelle von Scotland Yard. Vor ihm stand Featherstone.

»Beihilfe zur Entführung - das bringt Ihnen einige Jährchen Zuchthaus ein. Vorbestraft und rückfällig sind Sie auch! Ich kann die Sache so arrangieren, daß Sie mit einem Jahr Gefängnis davonkommen. Bedingung - Sie erzählen mir, wohin Miss Howett gebracht wurde. Fünf Minuten Zeit zum Überlegen. Dieses Angebot ist einmalig, merken Sie sich das!«

Jim zündete sich eine Zigarette an. Er hatte leichtes Spiel. Lacy rutschte unruhig auf seiner Pritsche hin und her. Tatsächlich überlegte er nicht lange. Er schielte von unten herauf in Featherstones Gesicht, und als der Captain eine ungeduldige Bewegung zur Tür hin machte, begann er zu reden.

»Warten Sie, Captain!« rief er. »Ich will Ihnen alles sagen -

sie ist an Bord der ›Contessa‹.«

»Keine Lügen, Lacy! Dort ist sie nicht.«

»Ich schwöre es Ihnen, Captain - wir waren an Bord, als Sie gestern abend das Schiff durchsuchten. In der Kammer für die Ankerketten hatten wir uns versteckt, sie wollte schreien, aber Smith hielt ihr den Mund zu. Ich kann es Ihnen beweisen, denn ich hörte Ihre Stimme. Als Sie in die Nähe kamen, sagten Sie, Miss Howett könne nicht an Bord sein.«

»Wann waren Sie zuletzt auf der ›Contessa‹?«

»Gestern abend riß ich aus, ich wollte nichts mehr mit der Sache zu tun haben.«

»Und Miss Howett war zu dieser Zeit noch auf dem Schiff?«

»Ja.«

»In welchem Teil des Schiffes wird sie versteckt?«

»Coldharbour Smith hat sie in eine Kabine gesperrt. Alles ist vorbereitet. Smith ist der Eigentümer des Schiffes, der Kapitän samt der Mannschaft sind von ihm gekauft. Ich hörte, wie Smith sagte, daß das Schiff noch ein oder zwei Tage vor Anker liegen müsse, bis etwas Gras über die Geschichte gewachsen sei.«

»Gut, Lacy - wenn Ihre Aussage stimmt, werde ich mich für Sie verwenden. In einigen Stunden sprechen wir uns wieder ...«

Kaum hatte Featherstone draußen die Zellentür geschlossen, begann er zu laufen. Alles mußte jetzt sehr schnell gehen.

#### 43.

Für Valerie Howett schlichen die Stunden mit quälender Langsamkeit dahin. Meistens saß sie am Tisch und starrte auf die Tür. Das Ganze kam ihr immer noch wie ein böser Traum vor, aus dem sie jeden Moment erwachen mußte.

Zu essen hatte sie reichlich erhalten. Um die Mittagszeit war Coldharbour Smith aufgetaucht und hatte versucht, sich mit ihr zu unterhalten. Daß sie ihm die Antworten schuldig blieb, schreckte ihn keineswegs ab, und mit Bangen dachte sie daran,



wie er sich erst auf hoher See benehmen würde.

Eine einzige Frage stellte sie ihm.

»Wo ist meine Mutter?«

»Der Alte sagt, sie sei entkommen ...«

»Entkommen?« Valerie sprang auf.

»Nur Ruhe, Miss. Ich halte es für viel wahrscheinlicher, daß sie gestorben ist. Schließlich war sie acht Jahre lang in einem unterirdischen Gefängnis eingesperrt.«

»Und - wo war sie diese ganze Zeit? In Garre?«

»Selbstverständlich war sie dort!« antwortete er kaltblütig.

»Sie wissen ja gar nicht, wie schlau der alte Bellamy ist.«

Valerie dachte angestrengt nach. Also hatte sie mit ihren Vermutungen völlig recht gehabt! Schon lange ahnte sie, wie alles gekommen war. Es mußte so gewesen sein, daß Bellamy in ihre Mutter verliebt gewesen war, sie sich aber geweigert hatte, ihn zu heiraten. Valerie konnte sich leicht vorstellen, was es für einen Mann wie ihn bedeutete, wenn ihm Widerstand entgegengesetzt wurde. Die Frau, die er liebte, heiratete einen anderen - diesen Schlag hatte er nie überwunden. Dementsprechend war seine Rache gewesen. Und als ihm klarwurde, daß Valerie Howett das Kind war, das er vor dreiundzwanzig Jahren geraubt hatte, da wollte seine Rachsucht auch vor ihr nicht haltmachen. Wenn ihre Mutter nicht tot war ... Möglichkeiten, Vermutungen schwirrten durch ihren Kopf, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Den Nachmittag und Abend verbrachte Valerie in dumpfem Brüten. Ab und zu zuckte sie erschrocken zusammen, wenn es auf Deck besonders laut polterte. Anscheinend wurde das Schiff fahrbereit gemacht.

Gegen Abend steckte Coldharbour Smith noch einmal den Kopf in die Kabine, er war sehr beschäftigt und überzeugte sich nur, daß sie keinesfalls entkommen konnte. Danach ging er zu dem Gelaß mit den Ankerketten, schob den Riegel zurück und riß die Falltür hoch.

»Savini! - He, antworten Sie!« brüllte er.

Er griff nach seiner Taschenlampe und leuchtete fluchend den dunklen Raum ab. Nichts, niemand - es gab keine Möglichkeit, sich in der winzigen Kammer zu verstecken. Verdutzt richtete sich Smith auf. Savini war verschwunden!

Ein Matrose kam über das Deck auf ihn zu, und er rief ihn an.

»Sie hatten Befehl, dem Mann hier das Essen zu bringen - haben Sie die offene Tür unbeaufsichtigt gelassen?«

»Nein - ja, nur einen Moment, er wollte Wasser haben, ich ging schnell weg, um eine Kanne zu holen, einige Augenblicke war die Tür offen. Die Wasserkanne stellte ich dann auf den Boden, gesehen habe ich ihn nicht, ich hatte keine Lampe dabei. Wahrscheinlich lag er wie gewöhnlich in seiner Ecke.«

Smith leuchtete nochmals die Kammer ab. Die Handschellen und der Strick lagen auf dem Boden. Jetzt galt es, keine Zeit zu verlieren! Smith suchte in größter Eile den Kapitän auf, der auf der Brücke beschäftigt war.

»Wie lange dauert es, bis du abfahren kannst?«

»Zwei Stunden«, sagte der kleine Spanier. »Aber schau dir bloß einmal diesen teuflischen Nebel an!«

»Das ist jetzt ganz egal. Kannst du nicht gleich losmachen?«

»Ausgeschlossen. Wir haben noch nicht genügend Dampf, und wenn der Nebel dichter wird -«

»Wir müssen auf alle Fälle losfahren«, unterbrach Smith den Kapitän. »Du kennst ja den Fluß. Also - so schnell wie möglich hier heraus!«

Nervös lief Smith auf dem Deck hin und her. Der Nebel über der Themse wurde immer dichter und verschluckte jedes Licht ringsum. Als er ein leises glucksendes Geräusch hörte und sich über die Reling beugte, erkannte er die verschwommenen Umrisse eines Ruderbootes, das sich langsam dem Schiff näherte. Es saß nur ein Mann darin, wahrscheinlich ein Matrose, der von Land zurückkam.

Coldharbour ging in den Aufenthaltsraum, der direkt neben Valeries Kabine lag, setzte sich in einen Sessel und überlegte.

Wenn es Julius gelungen war, an Land zu entkommen ... Vielleicht befand er sich aber doch noch an Bord und hielt sich irgendwo versteckt. Smith legte seinen Revolver vor sich auf den Tisch und lauschte angestrengt nach oben.

Nichts. Auch aus Valeries Kabine drang kein Laut. Einige Minuten vergingen. Er hörte, wie der Kapitän Befehl gab, den Anker zu lichten. Plötzlich kam von oben ein leises, ungewohntes Geräusch, als ob jemand ohne feste Schuhe über das Deck schleichen würde.

Smith schaute auf. Einen Augenblick lang starrte er entsetzt auf die Erscheinung. Dann fuhr seine Hand nach dem Revolver ...

#### 44.

Das Motorboot, das durch den Nebel stieß, hielt direkt auf die ›Contessa‹ zu. Vorsichtshalber ließ Jim den Motor abstellen, und das Boot glitt fast lautlos an die Seite des Dampfers. Ein paar Sekunden danach waren Jim und die Leute von der Flußpolizei an Bord. Kein Mensch war zu sehen.

»Verhaften Sie zuerst den Kapitän«, flüsterte Jim.

Ein Beamter kletterte die Leiter zur Kommandobrücke hinauf.

Jim durchsuchte einige Kabinen, ohne auf jemanden zu stoßen. In einer Kabine brannte Licht, auf dem Bett lag Valeries Pelz. Sie selbst war nicht da.

Er stieß die Tür zum angrenzenden Aufenthaltsraum auf und leuchtete mit seiner Lampe hinein. Sofort wich er einen Schritt zurück und hob den Revolver. Am Tisch saß ein Mann.

»Hände hoch!« rief er und trat näher.

Im Schein der Taschenlampe erkannte er Coldharbour Smith. Er saß zurückgelehnt im Sessel, seine rechte Hand lag auf der Tischplatte, als wollte sie nach dem Revolver greifen. Seine Augen starrten nach dem offenen Deckfenster.

Er war tot. Aus seiner Brust ragte ein grüner Pfeil. Dieser

hatte ihn anscheinend direkt ins Herz getroffen.

Jim gab Auftrag, den Inspektor der Flußpolizei zu verständigen, und ließ sich den Kapitän vorführen, der jede Fassung verlor.

»Ich wußte ja, daß eine Dame an Bord war, aber wie konnte ich ahnen, wie sollt ich wissen, daß etwas nicht in Ordnung -«

»Wo ist sie jetzt?«

Ein großes Polizeiboot legte am Schiff an, und gleich darauf wimmelte es an Deck von uniformierten Beamten. Jeder Winkel wurde durchsucht, doch Valerie war nirgends zu finden. Man entdeckte eine ins Wasser hinunterhängende Strickleiter. Außerdem stellte der Kapitän fest, daß das kleine Beiboot fehlte, das an der Ankerkette vertäut gewesen war.

Daß Valerie nicht allein geflüchtet sein konnte, war Jim klar. Hatte Savini sie begleitet? Oder - vielleicht war sie mit dem grünen Bogenschützen geflohen?

»Ich kann mir nicht vorstellen«, sagte der Inspektor zu Jim, »daß der Mörder so rasch wieder an Land gefunden hat. Wer den Fluß nicht ganz genau kennt, kann sich in einer so nebligen Nacht kaum zurechtfinden.«

Featherstone stieg mit dem Inspektor und ein paar Männern der Flußpolizei ins Motorboot. Systematisch suchten sie die weitere Umgebung des Schiffes ab. Von Zeit zu Zeit ließ Jim den Motor abstellen, und sie lauschten, ob sie nicht das Geräusch von Ruderschlägen hören könnten. Doch erst nahe beim Nordufer hatten sie damit Erfolg.

»Hier ist ein Boot in der Nähe - hören Sie?« flüsterte der Inspektor und streckte gespannt den Kopf vor.

Auch Jim hörte jetzt das unregelmäßige Klatschen von Rudern, die ins Wasser tauchten. Langsam fuhren sie auf die Stelle zu, von wo das Geräusch kam. Schon tauchten am Ufer die Umrisse eines großen Warenspeichers aus dem Nebel auf, da sah Jim auch das Boot. Ein Mann saß darin und ruderte. Er steuerte auf eine der hier zahlreichen Anlegestellen zu.

Das Motorboot nahm mit rauschender Bugwelle die

Verfolgung auf und erreichte das Ufer, gerade als der Mann ausstieg.

»Stopp!« rief Jim und sprang mit einem Satz auf den schmalen Landungssteg.

Der Mann drehte sich um und starrte ihn an.

»Sie - Mr. Featherstone?«

Jim war aufs äußerste verblüfft. Es war Mr. Howetts Stimme.

»Mr. Howett - was, um Himmels willen, machen Sie hier?«

»Nun, ich hörte, daß Sie an Bord der ›Contessa‹ gehen wollten und folgte Ihnen«, erklärte Howett ruhig. »Dieses Boot mietete ich von einem Mann, der gerade vom Fluß her damit kam - es muß etwas weiter oben am Kai gewesen sein.«

Diese Erklärung klang so merkwürdig, daß Jim sie sofort als Ausrede angesehen hätte, wenn sie von einem anderen vorgebracht worden wäre. Er war sprachlos.

»So reden Sie doch - haben Sie Valerie gefunden?«

»Es tut mir leid - nein. Sie war nicht an Bord. Smith ist tot.«

»Tot? Und Valerie ist nicht an Bord? Mein Gott - wie kam Smith um?«

»Er wurde vom grünen Bogenschützen getötet.«

Mr. Howett antwortete nicht.

»Valerie ist entweder entkommen, oder man hat sie im letzten Augenblick vom Schiff entführt«, fuhr Jim fort. »Ich fahre jetzt zu Scotland Yard zurück - wollen Sie mich begleiten, Mr. Howett?«

»Smith ist tot? Wirklich tot?«

»Sie können sich darauf verlassen - mausetot.«

Jim setzte Mr. Howett unterwegs im Hotel ab und fuhr nach Scotland Yard, wo ihn keine neuen Nachrichten erwarteten. In seinem Büro schrieb er noch einen kurzen Bericht.

Als Jim nach Hause aufbrechen wollte, wurde ihm Fay Clayton gemeldet. Sie sah übermüdet aus und hatte gerötete

Augen.

»Haben Sie Julius nicht gefunden?« fragte sie.

Jim schüttelte den Kopf und erzählte kurz, was sich auf der ›Contessa‹ zugetragen hatte.

»Smith hatte ihn auf dem Dampfer gefangengesetzt. Allem Anschein nach ist er aber entkommen. Ich hoffe nur, daß er in Sicherheit ist. Sagen Sie, Fay, ist Julius eigentlich ein guter Schwimmer?«

»Er schwimmt ausgezeichnet«, meinte sie fast stolz. »Aber warum fragen Sie?«

»Nun, weil ich annehme, daß er über Bord gesprungen ist.«

Sie wurde wieder unsicher.

»Er ist sicher ertrunken. Warum lassen Sie nicht nach ihm suchen, Captain?«

»Beruhigen Sie sich, er ist bestimmt in Sicherheit. Gehen Sie jetzt nach Hause, Fay, sobald ich etwas erfahre, bekommen Sie Nachricht.«

Die Autobusse und Untergrundbahnen hatten um diese Zeit den Betrieb schon eingestellt, und da sie auch kein Taxi auftreiben konnte, ging sie zu Fuß nach Hause. Es war schon zwei Uhr, als sie müde und erschöpft den Häuserblock erreichte, in dem ihre Wohnung lag. Vor der Tür hielt ein Auto. Sie erinnerte sich, daß der Wagen vor ein paar Minuten an ihr vorbeigefahren war.

Vor dem Hauseingang stand ein Mann. Es war Abel Bellamy.

»Ich möchte einen Freund besuchen, der hier wohnt«, brummte er, als sie hinzukam. »Die Haustür ist geschlossen ...«

»Was fällt Ihnen ein, Mr. Bellamy -«, fuhr sie ihn böse an, »nachdem Sie meinen Mann hinausgeworfen haben, wundert es mich, was Sie um diese Zeit hier zu suchen haben!«

Bellamy musterte sie ärgerlich.

»Ach, Sie sind also seine Frau - Mrs. Savini? Ich bin gekommen, um Ihrem Mann etwas mitzuteilen.«

»Das können Sie auch mir sagen. Aber bitte, schnell, ich bin

müde.«

»Ich habe entdeckt, daß dreitausend Dollar aus meinem Geldschrank verschwunden sind, und wollte ihm nur sagen, daß ich ihn verhaften lassen werde!«

»Kommen Sie herein! Sie können mir die Geschichte drinnen genau erzählen.« Sie ging die Treppe hinauf voran bis zur Wohnung und schloß auf. »Hier ...« Sie drehte im Wohnzimmer das Licht an. »So, nun reden Sie - was soll das mit dem gestohlenen Geld? Ich bin überzeugt, daß Julius nichts damit zu tun hat.«

»Vielleicht werde ich auch von einer Anzeige absehen, aber ich muß sofort mit ihm sprechen.«

»Er ist nicht hier.«

»Sehen Sie lieber erst einmal in der Wohnung nach!«  
Sie zögerte.

»Suchen Sie ihn nur«, wiederholte er höhnisch.

Sie verließ das Zimmer, öffnete die nächste Tür, machte Licht und blieb überrascht stehen. Auf dem Sofa lag Julius, schmutzig, unrasiert, und schien fest zu schlafen.

Einen Augenblick war sie fassungslos, dann sprang sie mit einem Schrei auf ihn zu und umarmte ihn. Julius erwachte langsam und blinzelte.

»Fay, du bist hoffentlich nicht böse - ich habe ihr gesagt, daß sie in dein Zimmer gehen könne.«

Fay lief in ihr Schlafzimmer. Auf dem Bett lag Valerie Howett und schlief.

Als Fay zu Julius zurückkam, saß er auf einem Stuhl und stützte den Kopf in die Hände.

»Bellamy ist hier in der Wohnung.«

Er schaute sie verwirrt an.

»Bellamy - hier? Was will er?«

»Er will mit dir reden. Wie lange bist du schon hier, Julius?«

»Ich habe keine Ahnung, aber schon eine ganze Weile.«

»Du brauchst nicht mit Bellamy zu sprechen, Julius. Soll ich ihn fortschicken?«

»Nein - ich werde zu ihm gehen.« Er gähnte und folgte Fay ins Wohnzimmer.

»Wo ist das Mädchen?« fuhr ihn Bellamy sogleich an.

»Was für ein Mädchen?«

»Sie sind ihr auf die ›Contessa‹ gefolgt!«

»Ich habe keine Ahnung, wo sie jetzt ist.«

»Lügen Sie nicht! Ich weiß ganz genau, daß Sie sie hierhergebracht haben. Weiß Smith eigentlich, daß Sie getürmt sind?«

»Smith ist tot«, warf Fay ein.

Julius starrte sie an.

»Tot?« fragte er zweifelnd.

»Ja, er wurde vom grünen Bogenschützen erschossen!«

Bellamy blickte verstört von einem zum andern.

»Sie sind wohl verrückt, was?« rief er. »Der grüne Bogenschütze! Soll Smith erledigt haben?«

Fay erzählte, was sie von Featherstone erfahren hatte.

Bellamy gewann rasch seine Fassung zurück.

»Savini, ich möchte Ihnen ein Angebot machen«, begann er vielversprechend. »Sie können fünfzigtausend Dollar verdienen, und ich biete Ihrer Frau dasselbe, wenn Sie mir das Mädchen noch heute nacht nach Garre bringen. Wir können meinen Wagen benutzen, er steht vor der Tür.«

»Das werde ich auf keinen Fall tun, Mr. Bellamy!« sagte Julius energisch.

Abel Bellamy dachte einen Augenblick nach. Er schlug seinen Mantelkragen hoch.

»Lassen wir es gut sein, Julius. Sie können am Montag wieder nach Garre zurückkommen. Ich werde Ihr Gehalt erhöhen.«

Julius wollte ablehnen, da fiel ihm sein früherer Plan ein. Nach kurzem Zögern erklärte er sich zur Überraschung seiner Frau bereit, die alte Stelle wieder anzutreten.

Fay verschloß hinter Bellamy die Haustür. Bevor sie zu Julius zurückkehrte, telefonierte sie mit Featherstone. Bald



darauf fuhr sein Wagen vor. Fay führte ihn ins Wohnzimmer. Julius war im Schlafrock und sah noch ziemlich erschöpft aus.

»Wie sind Sie vom Schiff entkommen?« fragte ihn Jim.

»Das war nicht so einfach. Die Handschellen konnte ich zwar leicht abstreifen, aber dann mußte ich warten, bis mir einer der Kerle etwas zu essen brachte. Es war dunkel. Ich schickte ihn nach Wasser. Unterdessen kroch ich an Deck und sprang in den Fluß. Der Nebel war günstig für mich, ich tauchte sofort unter und konnte nicht mehr gesehen werden. Das Wasser war aber so kalt, daß ich bald die Hoffnung aufgab, schwimmend ans Ufer zu kommen. Deshalb drehte ich wieder um und schwamm das Schiff von der andern Seite her an. Da war ein kleines Boot an der Ankerkette befestigt, und zum Glück hing ein Tau halb ins Wasser hinunter. Ich kletterte in die Höhe. Auf Deck war kein Mensch zu sehen, und ich schlich mich rasch bis zur Kabine von Miss Howett. Ich brauchte nur den Schlüssel umzudrehen, um hineinzukommen. In wenigen Sekunden hatte ich ihr alles erklärt, sie folgte mir, die Kabinentür verschlossen wir wieder von außen, lösten das Boot. Ich ruderte mit aller Kraft, und schließlich gelang es mir, im dichten Nebel das Ufer zu finden. Halberfroren stiegen wir in ein Taxi, das uns hierherbrachte.

»Großartig haben Sie alles gemacht, Julius!« lobte Jim. »Wir sprechen später noch darüber. Legen Sie sich erst einmal hin und ruhen Sie sich tüchtig aus. Ich werde mich jetzt um Miss Howett kümmern und sie nach Hause bringen.«

Nachdem die beiden das Haus verlassen hatten, erinnerte Fay ihren Mann daran, daß er Featherstone nichts vom Besuch des alten Bellamy gesagt habe.

»Ich glaube nicht, daß es klug gewesen wäre, es ihm mitzuteilen«, meinte Julius. »Ich habe jetzt eine gute Idee, wie man aus gewissen Leuten hübsche Summen herausholen kann. Bellamy wird es noch leid tun, daß er mich wieder angestellt hat.«

Am nächsten Tag saßen fünf Menschen in vergnügter Runde im Carlton Hotel beisammen. Nur Mr. Howett wirkte etwas nachdenklich, er beteiligte sich auch kaum an der Unterhaltung.

Mitten im Gespräch erhob sich Jim und begrüßte John Wood, der zusammen mit Spike gerade an ihrem Tisch vorüberging. Nach einiger Zeit kam Spike Holland allein zurück und setzte sich zu ihnen.

»Wie steht es eigentlich, Captain Featherstone - ich dachte, Sie wollten mich prompt mit Nachrichten versorgen? Dabei muß ich mir alles mühsam aus anderen Zeitungen zusammensuchen.«

»Tut mir leid. Nach dem Essen mache ich meine Unterlassungssünde gut, keine Angst! Wie ich sehe, haben Sie Mr. Wood begleitet?«

»Ja, er kam gestern hier an. Er möchte in England ein Kinderheim gründen und hat sich ausgerechnet Garre Castle dafür ausgesucht. Was halten Sie von der Idee? Wood sagte mir, daß er mit Bellamy verhandeln will - obwohl er ihn nicht ausstehen kann.«

»Kennen Sie Mr. Wood eigentlich genauer?« fragte jetzt Mr. Howett, der auf das Gespräch aufmerksam geworden war.

»Nicht gerade ... Übrigens, Mr. Howett - waren Sie vor fünfzehn Jahren schon einmal in London?«

»Ja, kann sein.«

»Ich stellte neulich Nachforschungen bei einem Bogenschützenklub an, weil ich unserem Gespenst auf die Spur kommen wollte. Dabei stieß ich auf Ihren Namen - L. B. Howett. Sie haben damals bei einem Preisschießen ganz ausgezeichnet abgeschnitten.«

»Stimmt, ich erinnere mich daran«, erwiderte Howett kurz. »Vor vielen Jahren habe ich mich sehr für diesen Sport interessiert.«

»Das wußte ich gar nicht«, rief Valerie erstaunt.

»Ich beschäftige mich ja auch schon lange nicht mehr damit.« Mr. Howett schnitt ein anderes Thema an.

Julius, der auch dabei war, hatte aufgeregt zugehört.

Valerie, die fand, daß Mr. Wood sehr interessant aussehe, ließ sich nachher von Jim Näheres über ihn erzählen.

»Er war ein Freund von Bellamys Neffen, der ihm sein Vermögen hinterlassen hat, als er starb. Übrigens erzählte mir Wood die Geschichte von einem geraubten Kind und einem Eisenbahnunglück. Zuerst dachte ich, es handle sich um Sie, aber das kann ja nicht stimmen - Sie waren doch kaum ein Jahr alt, als Sie zu den Howetts kamen.«

Als alle aufbrachen, war Jim überrascht, daß Mr. Howett nach Lady's Manor zurückkehren wollte. Er hatte angenommen, der Ort wäre ihm gründlich verleidet worden - und mit Schrecken hatte er sogar daran gedacht, daß Mr. Howett mit Valerie nach Amerika zurückfahren könnte.

Jim begleitete die beiden zum Wagen. Die Leichenschau von Coldharbour Smith war auf Mittwoch festgesetzt, und obgleich er Valerie gern die Zeugenaussage erspart hätte, waren doch gerade ihre Angaben dringend erforderlich.

Nachdem das Auto abgefahren war, ging Jim durch die Hotelhalle zurück. Dort unterhielten sich noch Spike Holland und Mr. Wood miteinander. Er wollte sie nicht stören und grüßte nur von weitem hinüber.

Es war Sonntag, und eigentlich hätte Jim nicht in sein Büro im Yard zu gehen brauchen, aber er tat es trotzdem, als er an die Arbeit dachte, die durch die Ereignisse der letzten Tage liegengeblieben war. Man sagte ihm, daß Inspektor Fair von der Flußpolizei ihn sprechen wolle. Jim suchte ihn sogleich auf.

»Tut mir leid, daß ich Sie stören muß, Captain. Sie erinnern sich, letzte Nacht trafen wir Ihren Bekannten in dem Ruderboot - hieß er nicht Howett?«

»Ja, natürlich.«

Inspektor Fair hob zwei Gegenstände vom Boden auf und legte sie vor Jim auf den Schreibtisch. Der eine war ein kurzer,

starker Stahlbogen, der andere ein langer, grüner Pfeil.

»Mann - wo haben Sie das gefunden?« entfuhr es Jim.

»In Mr. Howetts Boot«, antwortete Inspektor Fair.

Lange schaute Jim auf den belastenden Fund und suchte nach einer Erklärung.

»Wenn ich mich recht besinne, hat Howett das Boot von einem Mann übernommen, der gerade ans Ufer zurückkam.«

»Hm!« machte Inspektor Fair. »Die Geschichte klang ja etwas sonderbar. Aber es ist Ihr Fall, Featherstone, ich möchte Ihnen nicht in die Quere kommen. Nur, vielleicht darf ich Ihnen einen Rat geben - ich würde Mr. Howett nicht von jedem Verdacht freisprechen, mit Smiths Tod in Verbindung zu stehen.«

»Mr. Howett -? Nein, das halte ich für ausgeschlossen!«

»Was wollen Sie tun? Mr. Howett wird wohl zur Leichenschau kommen müssen, denn er hat sich zum mindesten verdächtig gemacht.«

Jim war in einer schwierigen Lage. Er wollte alles tun, um die Verbindung der Howetts mit dieser unangenehmen Geschichte möglichst zu beschränken. Wer war der Mann, von dem Mr. Howett das Boot übernommen hatte? Er mußte ihn unbedingt danach fragen.

Unter Smiths Papieren fand er eine große Geldsumme in amerikanischen Banknoten. Die Leichenschau mußte vom Standpunkt der Polizei aus sehr vorsichtig behandelt werden. Alle Zeitungen waren voll von diesem geheimnisvollen Verbrechen und versuchten, eine Verbindung mit der Ermordung Creagers herzustellen.

Drei Tage später fand die Leichenschau statt. Mr. Howett war nicht geladen worden. Da Lacy, der seine Aussage machen sollte, nicht erschienen war, wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen. Er konnte jedoch nirgends aufgefunden werden. Spike Holland war gekommen und folgte der Verhandlung mit großem Interesse. Aber es fiel kein Wort von Garre Castle, und der grüne Bogenschütze wurde überhaupt nicht erwähnt. Der

Spruch der Geschworenen lautete kurz:

»Es wurde festgestellt, daß Henry Arthur Smith an Bord des Dampfers ›Contessa‹ getötet wurde, und zwar an einer Stelle, die in die Zuständigkeit des Gerichts von Rotherhithe im Bezirk London fällt. Der Tod trat ein, weil Smith von einer oder mehreren unbekannten Personen mit einem spitzen Gegenstand durchbohrt wurde. Wir erheben die Anklage des vorsätzlichen Mordes gegen Unbekannt.«

Es wurde nicht einmal gesagt, daß der spitze Gegenstand ein Pfeil gewesen war. Niemand sprach über Valerie Howett, die ihre Aussage mit so leiser Stimme gemacht hatte, daß man sie auf den Bänken der Reporter nicht verstehen konnte.

»Ein idealer Spruch der Geschworenen, wahrhaftig -«, sagte Jim erleichtert, als alles vorüber war.

Er nahm die Einladung Mr. Howetts, am Wochenende nach Lady's Manor zu kommen, an.

#### 47.

Das erste, was Savini feststellte, als er nach Garre Castle zurückkehrte, war, daß Bellamy die Hunde weggegeben hatte.

»Es waren schlechte Hunde«, erklärte der Alte kurz. »Ich konnte sie nicht mehr brauchen. Übrigens, Savini, ich habe mir etwas überlegt - einen Hausmeister will ich nicht mehr einstellen, andererseits brauche ich trotzdem jemand, der die Dienstboten beaufsichtigt. Sie könnten dafür Ihre Frau hierherbringen.«

»Ich glaube nicht, daß sie dazu große Lust hat«, versuchte Julius abzulehnen.

»Fragen Sie sie erst einmal«, meinte Bellamy.

Julius schrieb Fay, und zu seiner großen Überraschung kam sie auf seinen Brief hin sofort mit ihrem ganzen Gepäck nach Garre Castle.

»Ich habe keine Lust mehr, dauernd allein herumzusitzen«, sagte sie, »und außerdem möchte ich schon lange einmal einen

richtigen Geist sehen!«

Julius nahm sie mit in die Bibliothek, um sie Bellamy vorzustellen. Der Alte schien durchaus nicht überrascht zu sein, daß sie so schnell gekommen war. Für seine Verhältnisse war er sehr höflich, sogar liebenswürdig, und übergab ihr die Schlüssel der Burg. Abschließend bemerkte er:

»Ich habe einen Wächter angestellt, der nur in der Nacht Dienst tut. Machen Sie sich also keine Gedanken, wenn Sie nachts Geräusche hören. Tagsüber schläft er, und Sie werden ihn gar nicht zu sehen bekommen.«

Fay versuchte, als sie mit Julius wieder allein war, von ihm mehr über diesen Wächter zu erfahren.

»Keine Ahnung, wer er ist«, antwortete Julius. »Der Alte hat mir genau das gleiche gesagt wie dir. Vermutlich ist es irgendein Kerl, den er angestellt hat, um den grünen Bogenschützen unschädlich zu machen.«

Am Abend las Julius den Zeitungsbericht über die Leichenschau. Plötzlich schlug er mit der Hand auf den Tisch.

»Jetzt weiß ich, wer dieser geheimnisvolle Wächter ist - es kann kein anderer als Lacy sein!«

Fay, die mit angezogenen Knien auf der Couch kauerte, gab ihm recht.

»Wenn ich nur wüßte, warum er so darauf versessen war, mich hier zu haben -?«

»Weiß der Himmel ...« brummte Julius unzufrieden.

Fay verbrachte die erste Nacht in Garre Castle nicht besonders gut. Um drei Uhr wachte sie auf und konnte nicht wieder einschlafen. Einmal hörte sie auf dem Gang vor der Tür ein Schlürfen, das sich in der Stille der Nacht unheimlich anhörte. Sie stand auf, schlüpfte in ihren Morgenrock, ging zum Fenster und schaute in die dunkle, regnerische Nacht hinaus. Schauernd und fröstelnd wollte sie wieder ins Bett kriechen, als sie ein seltsames Geräusch vernahm - ein schwaches, regelmäßiges Klopfen, das von irgendwoher aus den unteren Räumen kam.

Tapp - tapp - tapp ... Eine Pause, und wieder: Tapp-tapp-tapp

...

Sie stieß Julius an, bis er aufwachte.

»Hör! Was ist das?« fragte sie flüsternd.

Er fuhr im Bett hoch und lauschte.

»Ich weiß nicht -«

»Was für Räume sind unter uns?«

»Das alte Speisezimmer - und die Treppe, die in die Verliese hinunterführt.«

Sie schauderte.

»Julius, ich habe Angst ...«

Er beruhigte sie, obwohl ihm selbst nicht wohl zumute war.

»Wahrscheinlich ist es irgendein Geräusch in der Wasserleitung. Jedenfalls behauptet das Bellamy immer. Es klingt allerdings mehr danach, als ob jemand mit einem Hammer auf Eisen schlage. Ich will einmal nachsehen -«

Er zog seinen alten Bademantel an, ging zum Schreibtisch und zog die Schublade auf.

»Warum nimmst du die Pistole mit?« fragte sie erschrocken.

»Ich bin selbst ziemlich nervös geworden.«

»Ich bleibe nicht allein hier«, sagte sie bestimmt und lief rasch auf ihn zu.

Julius hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sie mitkam.

Als sie leise auf den Gang hinaustraten, sahen sie, daß die Tür zu Bellamys Schlafzimmer weit offenstand.

»Er ist noch nicht zu Bett gegangen«, flüsterte Julius. »Die Tür stand genauso offen, als ich heraufkam.«

In der Halle unten brannte Licht. Langsam schlichen sie die Treppe hinunter. Das Hämmern kam wie vermutet aus dem unbewohnten Teil, wo das Speisezimmer lag. Julius tastete sich die langen, dunklen Gänge entlang. Neben dem Speisezimmer befand sich der sogenannte kleine Wachraum. Julius spähte hinein - von der Kerkertreppe herauf schimmerte Licht. Vorsichtig stieg er eine Stufe hinunter, Fay dicht hinter ihm. Die Hammerschläge waren jetzt laut und deutlich zu hören.

Julius war so aufgeregt, daß seine Hand, die die Pistole umklammerte, zu zittern begann. Er setzte den Fuß auf die zweite Stufe, aber da brach das Klopfen ab, und von unten hallten Schritte herauf.

Savini sprang zurück, packte seine Frau am Ärmel und lief mit ihr davon. Erst auf dem oberen Absatz der großen Treppe machten sie halt. Von hier hatte man einen guten Überblick über die Halle. Sie kauerten sich hinter das Treppengeländer - die Schritte kamen vom Gang her näher, ein Schatten fiel im Lichtschein einer Laterne auf den Fußboden der Halle, dann bog der nächtliche Arbeiter um die Ecke. Es war Abel Bellamy.

Er trug keinen Rock, sein Hemd war vorne offen. In der Hand trug er einen schweren Hammer. Julius und Fay warteten keine Sekunde länger, sie eilten sofort in ihr Zimmer und verschlossen leise die Tür.

»Was hat er nur gemacht?« flüsterte Fay zitternd.

»Er wird ein Wasserrohr verlegt haben«, sagte Julius, nur um sie zu beruhigen. Er hätte sich nicht träumen lassen, wie nahe er damit der Wahrheit kam.

Am nächsten Morgen stand Julius sehr früh auf. Er machte einen Rundgang und suchte auch den Wachraum auf, wo ihn eine Überraschung erwartete. Oben am Treppenzugang, durch den man zu den Verliesen gelangte, war eine Gittertür angebracht worden. Bellamy mußte sie in der vergangenen Nacht noch montiert haben.

Als Julius später den Alten traf, erwähnte er seine Entdeckung.

»Warum interessiert Sie das überhaupt?«

»Ich hätte meiner Frau gern die Kerker gezeigt«, log Julius.

»Wenn Ihre Frau sie sich ansehen will, werde ich sie ihr eines Tages selbst zeigen«, erwiderte er gar nicht so unfreundlich, wie Savini eigentlich erwartet hatte.

In der nächsten Nacht hörten sie wieder heftiges Klopfen und Hämmern, einmal sogar eine Explosion. Fay war jetzt aufs äußerste beunruhigt, die ganze Sache kam ihr immer



unheimlicher vor.

»Mir reicht es jetzt, Julius«, sagte sie energisch. »Ich glaube, wir sind dem Alten auf den Leim gegangen. Warum hat er dich zurückgerufen, warum wollte er uns beide hier haben? Sobald es hell wird, gehen wir!«

Julius stimmte ihr sofort zu, er fühlte sich genauso unbehaglich.

Bellamy war in der Bibliothek, als die beiden am Morgen zu ihm kamen.

»Sie wollen wohl ausgehen?« fragte er, als er ihre Kleidung sah.

»Nein, wir möchten um unsere Entlassung bitten«, erklärte Fay kurz.

Bellamy schaute erstaunt von einem zum andern.

»Sie wollen auch fort, Savini?«

»Ja, ich ...«

»Ach was, Sie sind wohl nicht ganz bei Verstand! Na ja, eigentlich hätten Sie nicht einmal Anspruch auf Ihren Lohn, nachdem Sie lange genug hier herumgeschnüffelt und hinter meinem Rücken spioniert haben. Aber hier - nehmen Sie Ihr Geld!« Er klaubte einige Banknoten hervor und warf sie auf den Tisch. Ein wenig versöhnlicher, beinahe vertraulich, fuhr er fort:

»Ich bin in einer schwierigen Lage. Dieser verdammte Spürhund Featherstone hat offenbar einiges über die Frau herausgebracht, die ich gefangenhalte. Wahrscheinlich wissen Sie das auch und wollen deshalb weglaufen?«

Bellamy bückte sich, legte ohne weitere Erklärungen die Falltür frei und stieg die Treppe hinunter. Fay und Julius schauten ihm verblüfft zu.

»Kommen Sie ruhig mit!« rief er hinauf. »Sehen Sie sich die Geschichte einmal an ...«

Fay nickte Julius energisch zu. Ihre Neugier ließ sie jede Vorsicht vergessen. Zögernd stieg Julius in die Öffnung im Boden ein, und Fay folgte ihm. Unten erwartete sie Bellamy. Er

ging auf die Tür am Ende des sich verengenden Ganges zu.

»Es kommt jetzt ohnehin nicht mehr darauf an - von mir aus können Sie ...« Er stieß die Tür auf. »Hier wohnt die Dame!«

Neugierig traten Julius und Fay näher und blieben auf der Schwelle zu der unterirdischen Behausung stehen.

In diesem Augenblick gab Bellamy beiden einen Stoß in den Rücken, daß sie in den Gang hineintaumelten, schlug krachend die Tür ins Schloß und schob den Riegel vor. Dann schaute er höhnisch durch die kleine, vergitterte Öffnung, die in der Tür angebracht war.

»So, was sagt ihr jetzt? Hätte euch so gepaßt, einfach nach Hause zu laufen! Ihr meint wohl, ich würde zusehen, wie ihr jedem, der sich dafür interessiert, nette kleine Geschichten erzählt, was? Hier bleibt ihr - und zwar, bis ihr krepirt!«

Starr vor Schrecken, riß sich Julius zusammen - er hatte nur eine Chance. Langsam drehte er sich so, daß der Alte seine rechte Seite nicht sehen konnte, schob vorsichtig die Hand in die Hüfttasche, riß mit einem Ruck die Pistole, die er jetzt ständig bei sich trug, heraus und knallte eine Reihe von Schüssen gegen die Öffnung.

Er hatte Pech. Ein Geschloß sauste dicht an Bellamys Schädel vorbei, ein anderes prallte am Eisengestänge ab - und da hatte sich Bellamy schon blitzschnell geduckt und war zurückgesprungen. Er schob den eisernen Schieber vor das Gitter und stieg, ohne sich um das Poltern und Schreien zu kümmern, hinauf in die Bibliothek.

Im Lauf des Vormittags machte er einen Gang durch den Park. Als er zum Pförtnerhaus kam, sah er auf der Straße Spike Holland vorbeispazieren.

»He, Holland! Immer noch auf Gespensterurlaub?«

»Guten Morgen, Mr. Bellamy - gibt's was Neues?«

»Ich habe einen guten Sekretär verloren.«

»Savini?«

»Ja, er hat mich samt seiner sauberen Frau verlassen, nachdem ich die beiden heute nacht beim Aufbrechen meines

Geldschrank überraschte. Ich dachte, das wäre endlich mal eine Geschichte für Ihre Zeitung - von Gespenstern allein können Sie ja nicht leben.«

»Interessante Neuigkeit -«, sagte Spike ohne Begeisterung.

»Ach, ich habe die ganze Burg satt. Ich werde alle Angestellten hinauswerfen und nur den Pförtner und Verwalter behalten.«

»Und was wird aus dem grünen Bogenschützen?« fragte Spike.

»Der? Das ist doch mein neuer Verwalter. Wußten Sie wohl nicht, wie? Nächstens einmal will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Er hat es verstanden, alle Leute an der Nase herumzuführen. Haben Sie ihn noch nie zu Gesicht bekommen?«

»Nein«, erwiderte Spike. »Sein Rücken würde mich viel mehr interessieren.«

Bellamy sah ihn erstaunt an.

»Was soll das heißen?«

»Ich möchte die Narbe sehen, die von Creagers Peitsche stammt.«

Spikes Bemerkung machte einen unerwarteten Eindruck auf Bellamy. Sein Gesicht wurde totenblaß, seine Hand krampfte sich um einen Torpfosten. Dann drehte er sich rasch um, ließ Spike einfach stehen und lief zur Burg hinauf. Krachend warf er die Tür der Bibliothek hinter sich zu und ließ sich in einen Sessel fallen.

Der Mann, den Creager ausgepeitscht hatte!

## 48.

Am Nachmittag erhielt Featherstone einen Anruf von Spike Holland.

»Savini und seine Frau haben die Burg angeblich verlassen, und der Alte will seine ganze übrige Dienerschaft hinauswerfen«, teilte ihm der Reporter mit.

»Moment mal, Holland, eines nach dem andern - wieso seine Frau? Fay? Sie wollen doch nicht sagen, daß sie auch ...«

»Doch, natürlich, letzten Dienstag kam sie an, Bellamy hatte sie bestellt, sie sollte Julius zur Seite stehen, ein Haushofmeisterpaar sozusagen, was weiß ich ... Jedenfalls sind sie jetzt verschwunden. Die beiden müssen aber noch im Schloß sein, denn seit heute früh lag ich in der Nähe vom Tor auf der Lauer, weil Savini mir etwas Wichtiges mitteilen wollte. Und um zehn Uhr erzählte mir dann Bellamy die Geschichte, daß er Julius und Fay fristlos hinausgeworfen habe. Savini glaubt übrigens, wie er mir andeutete, daß Lacy irgendwo in der Burg steckt, bat mich aber, nicht darüber zu sprechen.«

»Was vermuten Sie?« fragte Jim.

»Daß Bellamy lügt. Die Savinis sind auf alle Fälle noch dort, entweder unterstützen sie den Alten bei seinen dunklen Machenschaften oder aber er hat sie gefangengesetzt.«

Jim beauftragte den Polizeibeamten von Garre, Erkundigungen einzuziehen. Bald danach meldete der Polizist, daß alle Dienstboten, mit Ausnahme des Pförtners und des Chauffeurs Sen, am Nachmittag weggegangen seien. Bellamy hatte allen ihren Lohn gezahlt. Über die Savinis hatte er nichts weiter erfahren, als daß sie ebenfalls die Burg verlassen hätten.

Als Jim Featherstone am späten Nachmittag durch Garre fuhr, sah er Spike Holland über die Hauptstraße gehen und hielt an. Fast gleichzeitig stieg in nächster Nähe John Wood aus einem Omnibus. Er begrüßte die beiden und bemerkte leichthin:

»Ich bin hergekommen, weil ich Garre Castle kaufen möchte.«

Jim mußte lachen.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie diese Absicht haben! Bellamy wird Ihnen, fürchte ich, wenig Hoffnungen machen.«

Jim traf Valerie im Garten von Lady's Manor. Sie beklagte sich bei ihm darüber, daß Mr. Howett, der an sich schon sehr schweigsam war, nun vollends verstummt sei.

Sie gingen vor dem Haus auf und ab.

»Jim, ich muß Ihnen heute etwas mitteilen. Es ist wegen meines - meines Vaters. Bitte denken Sie jetzt nicht daran, daß Sie Polizeibeamter sind, hören Sie mich einfach nur an - ich möchte ...«

»Sagen Sie ruhig, was Sie bedrückt, Valerie!«

Zögernd begann sie von der merkwürdigen Nacht zu sprechen, in der sie den grünen Bogenschützen gesehen hatte.

Jim war erstaunt, aber nicht im mindesten beunruhigt.

»Das ist aber noch nicht alles.« Sie erzählte ihm zum erstenmal von dem grünen Pfeil, den sie in der Küche gefunden hatte.

Auf seine Bitte hin gingen sie ins Wohnzimmer, und sie zeigte ihm den Pfeil. Er nahm ihn in die Hand.

»Hm - dieser Pfeil ist länger als die drei, die ich bis jetzt gesehen habe. Creager und Smith wurden durch Pfeile getötet, die mindestens fünfzehn Zentimeter kürzer waren.«

Er befühlte die nadelscharfe Spitze und untersuchte sie durch sein Vergrößerungsglas.

»Handgeschmiedet«, stellte er fest.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Mr. Howett trat ein.

»Guten Tag, Captain ...« begann er und stockte. »Was ist das?« fragte er mit gepreßter Stimme.

»Oh - nur ein Pfeil«, stotterte Valerie.

Mr. Howett ging auf Featherstone zu, nahm ihm den Pfeil aus der Hand, drehte sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen, um und verließ das Zimmer.

Valerie und Jim sahen sich an.

Bellamy saß vor seinem Schreibtisch und brütete finster vor sich hin. Er versuchte, sich über seine Lage klarzuwerden. Am wütendsten machte ihn, daß er nicht die leiseste Ahnung hatte, wie und wohin die alte Frau entkommen war. Er wußte nur, daß

ihm ein Feind gegenüberstand, den er nicht zu fassen vermochte. Beinahe war er soweit, an Gespenster oder an den grünen Bogenschützen zu glauben!

Mit einem Fluch raffte er sich zusammen - er wollte seinen Plan durchführen! Mochten sie die dicken Mauern bestürmen, die Eichentore berennen. Er würde Garre Castle wieder zu einer Festung wie in alten Zeiten machen ...

Nach einer Weile stand er auf, schloß den Geldschrank auf, nahm ein Paket Banknoten heraus und ging ins Nebenzimmer, wo der Chauffeur Sen wartete.

»Hier hast du Geld, Sen.« Er sprach langsam und deutlich, damit ihm der Chinese die Worte vom Mund ablesen konnte. »Kann sein, daß mir etwas zustößt - und du hast mir immer treu gedient. In ein paar Tagen werde ich dich nach London schicken, du brauchst dann nicht mehr zurückzukommen.«

Sen sah seinen Herrn stumm an. Sein Gesichtsausdruck blieb unergründlich. Er nahm die Banknoten, machte eine tiefe Verbeugung und verließ das Zimmer.

Es ging zu Ende - Bellamy wußte es. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß das Spiel bald zu Ende ging. Wenn ihm nur diese Frau nicht entkommen wäre! Was man mit Geld erreichen konnte, hatte er versucht, um sie wieder in seine Hände zu bekommen. Sie war wie vom Erdboden verschlungen.

Bewegungslos starrte er vor sich hin. Schließlich holte er Lacy, der schon die ganze Zeit in einem abgelegenen Zimmer der Burg gehaust hatte, zu sich in die Bibliothek.

Lacy lümmelte sich Bellamy gegenüber in einen Sessel.

»Wie soll das nun eigentlich weitergehen?« fragte er dreist. »Soll ich vielleicht ewig hier auf der Burg bleiben? Wann ist eigentlich Julius fortgegangen?«

»Heute morgen.«

Lacy zündete sich gemächlich eine Zigarette an. Anscheinend ließ er sich verschiedenes durch den Kopf gehen.

»Glauben Sie nicht, daß Julius Sie anzeigen wird? Wäre doch verdammt unangenehm - übrigens könnte schließlich auch ich

Sie hereinlegen -«

»Wegen Julius mache ich mir nicht die geringsten Sorgen und Ihretwegen erst recht nicht.«

Das Telefon klingelte, Bellamy nahm ab. Es war der Pförtner.

»Ein Herr ist am Tor und wünscht Sie zu sprechen«, meldete er.

»Sagen Sie ihm, daß ich niemand empfangen. Wer ist es denn?«

»Er sagt, daß er sich erkundigen wolle, ob die Burg verkauft wird.«

»Die ist doch nicht zu verkaufen, Sie Idiot! Wie heißt der Mensch?«

»Mr. John Wood. Er sagt, daß er extra von Belgien hierhergekommen sei, um mit Ihnen zu sprechen.«

Bellamys Gesicht veränderte sich.

»Sagen Sie ihm, er möchte heraufkommen.« Er legte auf und sah sich um. »Sie können verschwinden, Lacy! Ich bekomme gleich Besuch.«

Lacy erhob sich widerwillig.

»Die ganze Sache gefällt mir nicht«, maulte er.

Bellamy gab keine Antwort, er sah ihn nur kalt, abwägend an.

Lacy ging hinaus. Er fühlte sich auf einmal sehr unbehaglich.

Nach wenigen Minuten öffnete Sen die Tür und führte Mr. Wood herein. Bellamy stand an den Kamin gelehnt und musterte ihn.

»Mr. Wood?«

»Ja - ich habe gehört, daß Sie die Burg verlassen und verkaufen wollen.«

»Nehmen Sie doch Platz.«

»Ich ziehe es vor, zu stehen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Wer hat Ihnen erzählt, daß ich die Burg verkaufen will?« begann Bellamy. »Ich denke gar nicht daran - jetzt nicht und

auch in Zukunft nicht. Wozu wollten Sie überhaupt Garre Castle kaufen?»

»Ich habe die Absicht, hier in England ein Kinderheim zu gründen«, erwiderte Wood und sah Bellamy ernst an. »Und ich dachte, daß gerade diese Burg, wenn sie entsprechend eingerichtet wird, ein sehr geeigneter Platz dafür wäre. Die Burganlage ist weitläufig, es sind große Räume vorhanden, und außerdem ...«

»Sie brauchen gar nicht weiterzureden - ich verkaufe auf gar keinen Fall!«

John Wood verbeugte sich achselzuckend und wollte gehen, als Bellamy ihn noch einmal anredete.

»Ihr Name kommt mir so bekannt vor, Mr. Wood - waren Sie nicht mit einem Verwandten von mir befreundet?»

»Wenn Sie Ihren Neffen meinen, ja. Wir waren in der gleichen Fliegerstaffel.«

»Sind Sie sicher, daß er gefallen ist?»

»Sein Name stand in den Gefallenenlisten, und er hat mir sein kleines Vermögen vermacht.«

»Es könnte aber doch möglich sein, daß er noch am Leben ist? Man hört häufig von Leuten, die im Krieg als tot gemeldet wurden und später überraschend zurückkehrten.«

»Die amerikanischen Armeebehörden waren sehr gewissenhaft, und die Todesmeldungen wurden genau überprüft.«

Bellamy dachte nach.

»Hat mein Neffe je etwas über seine Vergangenheit mitgeteilt?»

»Nein, er sprach nie darüber.«

»Hm!« Bellamy schien beruhigt zu sein.

Er begleitete Mr. Wood zur Tür und schaute ihm nach, als er den Fahrweg hinunterging. Als er in die Bibliothek zurückkam, war Sen damit beschäftigt, ein Tablett auf den Tisch zu stellen. Er reichte seinem Herrn einen Zettel.

›Keine Milch‹ stand darauf.



»Ist keine mehr im Vorratsraum?«

Sen schüttelte den Kopf.

»Es muß doch kondensierte Milch dasein«, brummte Bellamy ärgerlich. »Ich werde selbst nachsehen.«

Bei dieser Gelegenheit machte er eine wichtige Entdeckung.

Als es dunkel wurde, schickte er Lacy mit Auto und Chauffeur in die Stadt, um Einkäufe zu machen.

## 50.

Julius Savini ergab sich mit philosophischer Ruhe in die Lage, in der er sich mit Fay zusammen befand. Seit zwei Tagen saßen sie nun schon in der unterirdischen Kerkerwohnung, und Bellamy hatte sich nicht mehr blicken lassen. Verhungern konnten sie nicht, solange der Vorrat an Lebensmittelkonserven reichte. Die Wasserleitung war intakt, und bis jetzt war auch das Gas nicht abgestellt worden.

An einer Mauerstelle oben unter der Decke gab es eine ziemlich große, quadratische Öffnung, die durch die dicke Burgmauer hindurchging, so etwas wie ein Luftschacht, der auf der andern Seite durch ein Gitter abgeschlossen war. Als Julius in das Mauerloch hineinkroch und durch das Gitter schaute, sah er, daß dieser Durchgang zu den Kerkern führte, die Bellamy damals den Polizeibeamten gezeigt hatte.

»Kannst du das Gitter nicht bewegen?« fragte Fay.

»Die Stäbe sind zu dick, und das Gitter ist einzementiert. Aber selbst wenn wir durchkämen, könnten wir doch nie die Gittertür oben an der Treppe öffnen. Ich habe eine große Dummheit gemacht, als ich dem Alten meine Pistole zeigte. Jetzt nützt sie uns gar nichts mehr. Wir müssen sehen, möglichst lange mit den vorhandenen Lebensmitteln auszukommen.«

Am nächsten Morgen fand Fay in einer Schreibtischschublade ein dickes Heft mit rotem Umschlag. Die Seiten waren mit einer feinen Handschrift eng beschrieben. Es

schien ein Tagebuch zu sein.

Sie rief Julius herbei, der gerade die Wände nach möglichen Geheimgängen abklopfte.

»Das ist das Tagebuch der Frau«, sagte sie leise. »Wenn wir wieder hinauskommen könnten, wäre es sicher einige Tausende wert.«

Er nahm ihr das Heft aus der Hand und begann darin zu lesen. Nach einer Stunde gab er es Fay zurück.

»Eine seltsame und unheimliche Geschichte - schade, daß sie uns hier nicht viel nützen kann.«

Während des Tages lasen sie abwechselnd darin und versorgten ihren Fund sorgsam wieder im Schreibtisch, bevor sie zu Bett gingen.

Gegen Morgen wachte Fay auf - sie berührte Julius an der Schulter und legte ihm eine Hand auf den Mund.

»Mach keinen Lärm«, flüsterte sie.

»Was ist los?« fragte er ebenso leise.

»Draußen ist jemand.«

Julius zog seine Pistole unter dem Kopfkissen hervor, stand auf und tastete sich zur Zimmertür. Alles lag im Dunkeln, obwohl er am Abend die Lampen hatte brennen lassen. Als er die Tür ein wenig öffnete und hinauslauschte, hörte er, wie die äußere Gangtüre, durch die Bellamy sie gestoßen hatte, leise einschnappte.

»Es war Bellamy«, sagte er, als er zurückkam. »Wenn ich doch bloß früher aufgewacht wäre!«

»Weshalb er wohl gekommen ist?« wunderte sich Fay. »Wie spät ist es eigentlich, Julius?«

»Gleich fünf Uhr. Ich habe keine Lust mehr zum Schlafen. Vielleicht machst du eine Tasse Tee, Fay.«

Bald kam Fay mit den Tassen zurück und stellte sie auf den Tisch. Sie setzten sich nebeneinander aufs Bett und tranken, dann ging Fay zum Schreibtisch hinüber.

»Wir könnten jetzt noch ein wenig im Tagebuch weiterlesen.«

Sie zog die Schublade auf und stieß einen leisen Schrei aus.

»Was hast du?«

»Das Tagebuch ist verschwunden, Julius!« rief sie erschrocken.

»Bist du ganz sicher?«

Sie durchwühlten zusammen alle Fächer des Schreibtisches, aber das Heft war nicht mehr zu finden.

»Deshalb ist Bellamy hiergewesen - wahrscheinlich hat er sich daran erinnert«, meinte Fay.

Julius fluchte.

»Es war eine unverzeihliche Dummheit von mir, es wieder an die alte Stelle zurückzulegen. Ich hätte mir denken können, daß der Alte danach sucht.«

Es war neun Uhr morgens, als draußen vor dem Gitterloch in der Tür der eiserne Schieber zurückgestoßen wurde.

»Legen Sie sofort Ihre Pistole weg, Savini, andernfalls werde ich mich nicht mit Ihnen unterhalten!« rief Bellamy.

Savini zögerte, legte dann aber die Waffe auf den Tisch.

»So - jetzt kommen Sie näher, es passiert Ihnen nichts.«

»Was wollen Sie eigentlich, Mr. Bellamy? Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie uns hier gefangenhalten.«

»Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß man Sie vermißt. Heute morgen war ein Polizist hier, der sich erkundigte. Anscheinend hat man in Ihrer Wohnung Papiere gefunden, die darauf hinweisen, daß Sie ins Ausland gehen wollten. Deshalb werden die Nachforschungen nach Ihnen vermutlich bald aufhören. Sehen Sie also zu, daß Ihnen die Vorräte noch eine Weile reichen. Dies wird Ihr Gefängnis bleiben - mich bekommen Sie nicht mehr zu sehen.«

»Sie schleichen sich wohl nur in der Nacht herein, wie?«

»Was soll das heißen?«

»»Letzte Nacht waren Sie jedenfalls hier und haben sich das Tagebuch geholt.«

»Was sagen Sie da?«

»Tun Sie doch nicht so - hier drinnen waren Sie! An das

Tagebuch hatten Sie wohl nicht mehr gedacht?«

»Was für ein Tagebuch, zum Teufel?«

»Machen Sie uns nichts vor - Sie waren heute nacht in diesem Zimmer, und Sie haben gefunden, was Sie wollten. Wenn ich Idiot das Heft nur nicht so ordentlich zurückgelegt hätte!«

»Ich verstehe kein Wort«, knurrte Bellamy. »Hat sie etwa Aufzeichnungen hier zurückgelassen? Verdammt, das hätte ich mir eigentlich denken können! Wo ist das Tagebuch?«

»Das müssen Sie selbst am besten wissen!«

Bellamy geriet in helle Wut. »Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich nichts davon weiß - ich habe es nie gesehen. Was stand denn - nein, ich will's gar nicht wissen!«

Er stieß den Schieber vor die Gitteröffnung und lief, außer sich, die Steintreppe hinauf.

»Wie konntest du nur so blöd sein und ihm von dem Tagebuch erzählen, nachdem du doch merken mußtest, daß er gar nichts davon wußte!« ärgerte sich Fay.

Savini zuckte resigniert die Schultern.

»So oder so - es kommt aufs gleiche hinaus. Er hält uns hier fest, Fay, Liebling ... Ich habe jetzt gar keine Angst mehr.«

Tatsächlich war Julius so ruhig und sicher, wie ihn Fay bisher noch nie erlebt hatte.

»Könnten wir nicht doch noch irgendwie herauskommen, Julius?« fragte sie leise.

Eine lange Pause entstand. Nach einer Weile sagte Savini:

»Weißt du - es kann nur der grüne Bogenschütze gewesen sein, der hier war. Nur er kann durch verschlossene Türen gehen. - Ich möchte nur wissen, warum Bellamy diese vielen Gewehre angeschafft hat.«

»Was meinst du?«

»Im Turm der Burgkapelle steht eine Kiste - ich habe sie zufällig entdeckt und untersucht. Sie enthält ein Dutzend Mausergewehre und zwei große Kästen mit Munition.«

»Was will er damit anfangen, um Himmels willen?«

Julius konnte sich auch keinen Reim darauf machen.

51.

Spike Holland war in einer verzwickten Situation. Die Leute hatten allmählich das Interesse am grünen Bogenschützen verloren, und Mr. Syme, der Chefredakteur, verlangte seine unverzügliche Rückkehr in die Stadt. Morgen werde ich wohl fahren müssen, dachte Spike, denn es fiel ihm absolut keine Ausrede mehr ein.

An diesem Tag machte er noch einen Streifzug durch die Umgebung von Garre. Er marschierte die Adderley Road entlang, durchquerte das Mönchsfeld und kam zum Klosterwald. Hier in der Nähe sollte es angeblich noch ein Geisterhaus geben, wie ein Bauer im Dorfgasthaus erzählt hatte.

Der kleine Wald schien Privateigentum zu sein, er war eingezäunt, doch offenbar kümmerte sich niemand um den Besitz, denn der Zaun war an vielen Stellen morsch und zerfallen.

Von der Straße aus konnte man das Haus nicht sehen. Spike entdeckte es nach einiger Zeit am Ende eines kleinen Wegs, der von der Hauptstraße abzweigte.

Vor kurzem mußte hier ein größeres Auto entlanggefahren sein, man sah deutlich frische Radspuren im aufgeweichten Boden. Das hölzerne Häuschen hatte nur ein Stockwerk und war ganz von Efeu überwachsen. In der Nähe lag hinter Bäumen versteckt eine Scheune. Aus dem Kamin stieg kein Rauch auf, und der ganze Ort machte einen verlassenem Eindruck.

Spike ging zur Tür und klopfte. Als niemand öffnete, machte er sich daran, das Gebäude näher zu untersuchen. Auf der Rückseite fand er zwei Fenster, deren Läden offen waren. Zu seinem Erstaunen ließ sich einer der Fensterflügel nach innen drücken.

Lange konnte sich Spike nicht entschließen, in das Haus

einzudringen, aber dann siegte doch seine Neugier, und er kletterte rasch über die Fensterbank ins Zimmer. Er fand nur zwei möblierte Räume vor - ein Schlafzimmer und noch eine kleine Kammer, in der lediglich ein Tisch, ein Stuhl und ein Schrank standen. An einem Haken an der Wand hing ein schwerer, pelzgefütterter Ledermantel, und auf dem Tisch lagen alte Lederhandschuhe.

Auf dem Nachttischchen im Schlafzimmer sah Spike eine Flasche Kognak und zwei Medizinfläschchen stehen, daneben lag in einem Etui eine Morphiumpumpe. Er untersuchte alles eingehend. Die Betttücher, die weichen Kamelhaardecken und die Pumpe schienen ganz neu zu sein. Ein Frauenkleid aus grauem, brüchigem Stoff, mit kunstgerecht geflickten Ellbogen, war über das Bett ausgebreitet. Neben dem Nachtkästchen standen noch nicht getragene Damenschuhe, die aus einem sehr teuren Geschäft des Westends stammten.

Spike überzeugte sich noch einmal, daß tatsächlich kein Mensch im Hause war, dann kletterte er wieder aus dem Fenster und zog es hinter sich zu, so gut es ging.

Der Schuppen, zu dem die Reifenspuren führten, war nicht verschlossen. Ein Auto stand nicht darin, nur ein Benzinkanister.

Mit seinen Gedanken beschäftigt stapfte Spike ins Dorf zurück. Ein sehr naheliegender Schluß beschäftigte ihn. Doch - was half es? Er seufzte. Selbst diese Entdeckung würde Mr. Syme nicht veranlassen, ihn noch länger in Garre zu lassen.

## 52.

In den frühen Morgenstunden schlich Bellamy die Treppe zur Gefängniswohnung der Savinis hinunter, öffnete geräuschlos beide Türen und stand im Zimmer, bevor Julius erwachte und nach seiner Pistole greifen konnte.

»Hände hoch!« rief er. »Her mit Ihrem Revolver!«

Julius, der in den Kleidern auf der Couch lag, richtete sich

schlaftrunken auf. Bellamy nahm ihm seine Waffe ab.

Savini versuchte noch einmal, ihn zum Reden und Verhandeln zu bringen, aber der Alte gab ihm überhaupt keine Antwort. Entmutigt hörten sie, wie er die Tür hinter sich schloß und oben die Falltür mit lautem Knall zuschlug.

Den ganzen Nachmittag vernahmen Julius und Fay sein Klopfen und Hämmern aus den angrenzenden Kerkerverliesen. Es war ein ohrenbetäubendes Poltern und Klirren von Stein und Stahl. Auf ihr Rufen und Schreien gab er ihnen keine Antwort. Er schien sie jetzt endgültig abgeschrieben zu haben.

Zum erstenmal kam wirkliche Verzweiflung über Savini. Er hatte keine Waffe mehr, Fay und er waren völlig hilflos. Sie saßen dicht nebeneinander, bis der Lärm nebenan in den Kerkern aufhörte. Dann hielt es Julius nicht mehr aus, er mußte etwas unternehmen, irgend etwas. In seinem abwechslungsreichen Leben hatte er schließlich allerhand gelernt. Ein Schloß zu öffnen war früher einmal eine Kleinigkeit für ihn gewesen. Sollte es ihm wirklich nicht mehr gelingen?

Ihre Zimmertür war nicht verschlossen, nur die äußere, draußen im Gang, gleich vor der Tunnelverengung durch die Burgmauer. Selbstverständlich hatte er das Schloß an dieser Tür schon eingehend untersucht, seine Bemühungen aber wieder aufgegeben. Jetzt machte er sich, mit der Ausdauer der Verzweiflung, von neuem daran.

Das Schloß war verhältnismäßig primitiv konstruiert, aber er wußte, daß außen noch ein Riegel vorgeschoben war. Zuerst mußte er geeignetes Werkzeug suchen. In der Küche fand er einige lange Nägel und einen verbogenen Schraubenzieher, die Bellamy einmal vergessen haben mußte. Julius besann sich auf seine Kenntnisse und begann einen der Nägel zurechtzubiegen. Die Flamme des Gasherdes leistete ihm dabei gute Dienste. Nach stundenlanger Arbeit hatte er etwas zustande gebracht, das einem Dietrich sehr ähnlich sah. Julius ging ans Werk. Fay stand neben ihm und verfolgte jede seiner Bewegungen.

Eine weitere Stunde verging. Immer wieder besserte er aus, gab seinem Dietrich eine andere Biegung und versuchte ihn am Schloß. Es war schon spät abends, und seine Finger bluteten, als das Schloß knirschend nachgab und sich halb drehte. Die zweite Umdrehung gelang innerhalb zehn Minuten - das Schloß war offen! Aufatmend standen sich Julius und Fay gegenüber und sahen sich an.

Jetzt kam noch der Riegel. Mit aller Kraft stemmten sich beide gegen die Tür. Sie gab nur wenig nach, doch immerhin so viel, daß Julius den Schraubenzieher in den Türspalt schieben konnte. Nach mehreren Versuchen traf er auf Eisen, und während Fay sich gegen die Tür stemmte, gelang es ihm, den Riegel millimeterweise zurückzuschieben.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als sie die Tür endlich offen hatten. Erschöpft ruhten sie sich erst einmal aus. Erst gegen drei Uhr schlichen sie wieder hinaus und den ganzen Gang entlang, stiegen die Treppe hinauf und untersuchten die Falltür.

Schon nach wenigen Minuten gab es Julius auf. Die Tür war aus Stahl und das Schloß ein Sicherheitsschloß, das mit primitiven Instrumenten auf keinen Fall zu öffnen war.

»Völlig hoffnungslos«, sagte Julius. »Wir können uns höchstens hier verstecken und versuchen, den Alten von hinten niederzuschlagen, wenn er wieder herunterkommt.«

Fay sah ihn zweifelnd an. Sie wußten beide, wie stark Bellamy war, und wie wenig Aussicht sie in ihrem erschöpften Zustand hatten, mit ihm fertig zu werden.

Sie standen noch unschlüssig auf der Treppe, da hörten sie über sich Fußtritte, jemand nannte langsam eine Nummer, dann schwaches Telefonklingeln, und wieder die Stimme:

»Ist dort Captain Featherstone -? Können Sie sofort nach Garre Castle kommen? Mr. Bellamy ist heute nacht gestorben. Er hat ein Schriftstück für Sie hinterlassen ...«

»Hast du etwas verstanden, Julius?« fragte Fay ängstlich, denn seine Hand umklammerte heftig ihren Arm. Er stand etwas



höher als sie und drehte sich heftig nach ihr um.

»Bellamy ist tot!«

»Bellamy? Wer hat das gesagt?«

»Ich hörte, wie Lacy mit Featherstone telefonierte und ihm sagte, daß Bellamy ein Schriftstück für ihn hinterlassen habe.«

Fay sah Julius ungläubig an.

»Merkst du nicht, daß etwas an der Sache faul ist? Lacy würde doch nicht Featherstone hierherrufen - der ist froh, wenn er nichts mit ihm zu tun hat. Ich fürchte, das Ganze ist wieder eine von Bellamys schlau gelegten Fallen, und ich will nur hoffen, daß Featherstone nicht auf den Leim geht. Aber seit er sich so viel mit Miss Howett beschäftigt, ist er etwas wirr im Kopf.«

Sie gingen in ihre Gefängniswohnung zurück und setzten sich müde auf die Couch.

»Ich glaube, wir bekommen bald Gesellschaft«, murmelte Fay.

### 53.

Jim Featherstone kleidete sich hastig an. Schon eine Viertelstunde nach dem Anruf sauste er durch die einsame Gegend von Chelson.

Bellamy tot! Er konnte es nicht fassen. Etwas Ungewöhnliches mußte sich in Garre Castle zugetragen haben, sonst hätte Lacy, den er an der Stimme erkannt hatte und gegen den ein Haftbefehl lief, nicht angerufen.

Um halb fünf Uhr morgens hielt er vor dem Burgtor. Es stand weit offen - er wurde also erwartet. Offen stand auch das Portal zur Halle, ebenso die Tür zur Bibliothek. Er ging ohne zu zögern hinein und sah sich suchend um - in diesem Moment schlug die Tür hinter ihm knallend zu. Jim fuhr herum und griff nach seiner Pistole - aber es war zu spät. Bellamy stand ihm gegenüber und zielte mit einem schweren Revolver auf ihn.

»Sehr erfreut, Sie hier zu sehen, Captain Featherstone«,

begrüßte er ihn sarkastisch. »Sie wollten zu meiner Beerdigung kommen? Keine Sorge, wir werden bald ein Begräbnis haben - aber nicht das meine! Los, gehen Sie vor mir her, und keine verdächtige Bewegung!«

»Gehen Sie jetzt nicht zu weit, Bellamy?« fragte Jim, während er, vom Alten dirigiert, den Gang entlangschritt, der zum Wachzimmer führte, wo der Zugang zu den alten Kerkern war.

»Schon möglich - aber Sie sehen, daß es mir darauf nicht mehr ankommt!«

Bellamy schloß die Gittertür oben an der Kerkertreppe auf und befahl dem Captain, hinunterzusteigen. Er selbst ging dicht hinter seinem Gefangenen und zog ihm am Fuß der Treppe mit einem schnellen Griff die Pistole aus der Tasche. Gleich danach begann er, die Treppe rückwärts wieder hinaufzusteigen.

»Hier bleiben Sie, Featherstone! Haben Sie schon mal in alten Geschichtsbüchern gelesen? Keine dumme Sache. Wissen Sie, daß es alte Könige gab, die, wenn sie starben, eine Schar Söldner mit ins Jenseits nahmen? Denken Sie darüber nach - ich glaube, diese Burg ist der richtige Rahmen für das Ende des alten Bellamy!«

Jim sah stumm zu, wie er sich Stufe für Stufe zurückzog. Das Gitter oben fiel krachend zu. Er war allein.

Als erstes untersuchte er seine Taschen. Er besaß keine Waffe mehr, nur sein Taschenmesser. Sein Gefängnis lag in völliger Dunkelheit. Er tastete sich vorwärts, erreichte eine Wand - und zuckte zusammen. Dicht bei ihm flüsterte es:

»Wer ist dort?«

»Featherstone - sind Sie das, Savini?«

»Ja, Fay ist auch hier.«

»Wo sind Sie denn ?«

»In Bellamys Luxuszelle«, antwortete jetzt Fay. »Warten Sie, ich mache gleich Licht.«

Im nächsten Augenblick fiel genug Licht durch die vergitterte Öffnung in der Mauer, daß Jim alle Ecken seines

Kerkers unterscheiden konnte. Hinter dem Gitter aber sah er dicht aneinandergedrängt die Gesichter von Fay und Julius.

»Wir hatten das Licht ausgemacht, solange Bellamy hier war«, sagte Julius leise. »Wir müssen vorsichtig sein, es ist möglich, daß er oben an der Treppe lauscht.«

»Das glaube ich nicht«, meinte Jim. »Ich hörte, wie er den Gang entlang nach vorn ging. Wie sieht es eigentlich bei Ihnen drüben aus?«

»Wir sind in der Wohnung, in der Bellamy die Frau gefangenhielt, nach der Sie immer gesucht haben«, antwortete Fay.

»Ist sie nicht mehr da?«

»Nein. Haben Sie kein Messer bei sich, Captain?«

»Doch - aber es ist leider ziemlich klein.«

»Vielleicht läßt sich der Mörtel abkratzen«, flüsterte Fay. »Das Gitter muß erst kürzlich einzementiert worden sein, wahrscheinlich ist auch diese Öffnung neu, denn auf unserer Seite lagen noch Mauergeröll und Staub am Boden.«

»Erst kürzlich, sagen Sie ...« Ganz richtig, Featherstone wußte genau, daß dieses viereckige Mauerloch noch nicht existiert hatte, als er vor ein paar Tagen die Kerkerverliese untersuchte, ebensowenig wie die Gittertür oben im Wachraum. Dies hier war vermutlich nur ein kleines, kaum sichtbares Luftloch unter der Decke gewesen, das Bellamy nun erweitern hatte.

Jim kratzte mit seinem Messer am Zementmörtel, aber es glitt sofort an der steinharten Oberfläche ab.

»Es ist ganz nutzlos - für dieses Eisengitter müßte man ein Brecheisen haben. Sagen Sie, Julius, haben Sie Ihre Tür schon genau untersucht?«

Julius erklärte dem Captain, wie es ihm mit Hilfe des primitiven Dietrichs gelungen war, das Schloß an der Vordertür zu öffnen.

»Ich verstehe immer noch nicht«, unterbrach ihn Fay, »wozu Bellamy dieses Loch in die Wand gemacht hat. Bestimmt nicht,

damit wir uns besser unterhalten können!«

Featherstone machte sich an eine genaue Untersuchung seines Kerkers. Zu seinem Erstaunen entdeckte er die Mündung eines dicken Leitungsrohrs, das über die Treppe direkt in den Keller hineinragte. Jetzt begann Jim zu ahnen, was Bellamy mit dem Mauerdurchbruch und mit dem Gitter bezweckt hatte.

Während sich unten bei den Gefangenen all dies abspielte, trat Bellamy mit Sen, der in der Halle auf ihn gewartet hatte, vor das Hauptportal.

»Nimm dieses Auto, Sen! Fahre damit zum Fluß - bei der kleinen Brücke ist die Böschung ziemlich steil, und du kannst den Wagen dort leicht ins Wasser sausen lassen.« Er sah auf die Uhr, es ging gegen fünf. »Noch zwei Stunden bis Tagesanbruch«, murmelte er zufrieden und ging hinein.

## 54.

Mr. Howett und Valerie saßen beim Frühstück, als Spike Holland mit seiner Neuigkeit hereinplatzte.

»Ist Featherstone heute nacht hiergewesen?« fragte er hastig.

»Nein. Warum fragen Sie?«

»Ich habe eben mit seinem Assistenten telefoniert. Er sagte, daß der Captain vergangene Nacht nach Garre Castle gerufen worden sei. In seiner Wohnung war er heute morgen nicht, und sein Auto - es wurde im Fluß, nicht weit von hier, entdeckt.«

Valerie Howett war totenblaß geworden. Spike sah sie besorgt an, unschlüssig, ob er weiterreden sollte.

»Ob er zur Burg gegangen ist, weiß natürlich niemand. Jackson wird bald mit einem Durchsuchungsbefehl hier sein. Bestimmt gibt es für Bellamy einige Unannehmlichkeiten.«

Mr. Howett hatte vorgehabt, in die Stadt zu fahren, aber auf diese Nachricht hin entschloß er sich, zu bleiben. Nur mit Mühe gelang es Valerie, ihn zu überreden, trotzdem zu gehen, denn sie wollte allein sein.

Als die Polizeiautos eintrafen, wartete sie schon vor dem

Burgtor. Der Vorgesetzte Featherstones leitete die Unternehmung höchstpersönlich. Er fragte Spike nach allen möglichen Einzelheiten aus. Darauf ging er entschlossen auf das Tor zu und klingelte. Niemand meldete sich, auch nicht, als er Sturm läutete.

»Aufbrechen!« befahl er.

Die Polizeimannschaft besorgte dies im Nu mit einigen Brecheisen. Der Weg zur Burg war frei. Der Trupp zog den Parkweg hinauf. Bald war die Stelle erreicht, wo man die Bäume und die Burg mit ihren gittergeschützten Luken sehen konnte.

In diesem Moment krachte der erste Schuß. Der Beamte, neben dem Spike ging, strauchelte und sank in die Knie. Stöhnend fiel er auf die Seite.

»Schnell aus der Schußlinie - in Deckung!« schrie der Chefinspektor, und seine Leute verteilten sich hastig.

Bellamy war also tatsächlich zum Äußersten entschlossen.

Eine kleine Menschenmenge, die sich vor dem offenen Tor angesammelt hatte, wurde zurückgetrieben. Valerie, die sich schon im Park befand, hatte den Schuß gehört und suchte Spike Holland.

»Nehmen Sie sich in acht, Miss!« warnte sie ein Polizist. »Der Platz hier liegt im Schußbereich. Aus einer der Schießscharten wird gefeuert.«

Gleichzeitig pfiff eine Kugel über sie hinweg und zerschlug das Glas der Weglaterne. Der Polizist riß sie zur Seite.

»Das ist noch einmal gutgegangen, Miss!«

Spike lief, das Gesicht rot vor Aufregung, auf sie zu.

»Bellamy verteidigt die Burg!« rief er begeistert. »Ich habe es Syme ja schon immer gesagt, daß sich die Geschichte noch richtig entwickelt.«

Schüsse knallten von der Burg. In unregelmäßigen Abständen beantwortete die Polizeimannschaft das Feuer aus ihren Pistolen.

»Glauben Sie, daß Captain Featherstone in der Burg ist?«

fragte Valerie besorgt.

»Vermutlich. Übrigens kommen wir auf diese Weise nie hinein - der Alte hat vom Turm aus eine fast uneinnehmbare Position. So lächerlich es klingt, aber wir brauchen wahrscheinlich eine Kompanie Soldaten. Ich glaube, der Chefinspektor wird gleich deswegen nach Reading telefonieren.«

Später stellte sich heraus, daß man an zuständiger Stelle vorerst noch abgeneigt war, wegen eines einzigen Mannes gleich eine ganze Kompanie Soldaten zu entsenden. Möglicherweise befürchtete man auch diplomatische Verwicklungen, da Bellamy amerikanischer Bürger war.

Spike war tatsächlich in heller Aufregung; er rannte zum Telefon, um Mr. Syme die neuesten Nachrichten durchzugeben.

Der Chefinspektor versuchte schließlich auf gut Glück, mit Bellamy telefonisch zu verhandeln. Die Verbindung kam auch ohne weiteres zustande.

»Machen Sie keinen Unsinn, Mr. Bellamy!« rief er eindringlich. »Ergeben Sie sich, es bleibt Ihnen ja doch nichts anderes übrig.«

»Fällt mir nicht ein - Sie werden noch einiges erleben, bis Sie mich haben!« schrie Bellamy zurück.

Valerie kam noch ein paarmal zum Parktor. Die Polizeikräfte waren inzwischen verstärkt und mit Gewehren ausgerüstet worden. In großer Sorge kehrte sie am Nachmittag nach Hause zurück. Die Dienstboten waren alle weggegangen, um sich das ungewöhnliche Schauspiel anzusehen. Nach kurzem Zögern holte Valerie eine Leiter, die sie an der Gartenmauer anlegte. Von der Mauer aus war es ihr möglich, das ganze Gelände um die Burg zu überblicken. Kaum war sie oben, schlug ein Geschloß dicht neben ihr in die Mauer. Schnell stieg sie die Leiter wieder hinab.

Sie war völlig verwirrt. Das Ganze war so phantastisch, so außerhalb jeder Wirklichkeit, daß es ihr wie ein böser Traum vorkam. Am meisten beunruhigte sie der Gedanke an Jim. Sie

ging ins Haus zurück. Bei jedem peitschenden Knall, der von draußen hereindrang, zuckte sie zusammen. In einem dichten Ring um die Burg lagen hinter jedem Gebüsch Schützen, die die Kolben ihrer Gewehre gegen die Schultern preßten.

Nervös lief sie im Zimmer hin und her. Sie war ganz allein im Haus. Nun tat es ihr doch leid, daß ihr Vater nicht hiergeblieben war. Manchmal flaute das Feuergefecht draußen ab, doch gleich gellte es von neuem auf. Unbegreiflich - in einem friedlichen englischen Dorf tobte ein Kampf!

Sie trat vom Fenster zurück, setzte sich und wollte ein wenig zu lesen versuchen, als sie im Gang Schritte hörte. Sie hoffte, eines der Mädchen wäre zurückgekehrt, und lief in die Küche, um etwas Gesellschaft zu haben.

Es begann schon zu dunkeln, und in der Küche war es dümmrig. Sie schaute sich um, niemand war da. Die Tür zum Keller stand offen, von dort hatte sie ein schwaches Geräusch zu hören geglaubt.

»Ist jemand hier?« rief sie hinunter und knipste das Licht an.

Sie stieg ein paar Stufen die Kellertreppe hinunter - und schrie plötzlich schrill auf. Jemand umfaßte sie von hinten, auf ihrer Brust kreuzten sich zwei grüne Arme.

Nach all den Aufregungen war dieser Schreck zuviel - sie wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, trug sie jemand einen langen finsternen Tunnel entlang. Die Luft war dumpf und modrig. Sie begann sich zu erinnern - der grüne Bogenschütze

...

»Vater - bist du es?« flüsterte sie, ohne darauf eine Antwort zu bekommen.

Eine kaum verständliche Stimme fragte sie, ob sie gehen könne. Als sie ja sagte, wurde sie an der Hand genommen und weitergezogen. Dann ging es drei Treppenstufen hinauf.

»Vorsicht - die Decke ist hier sehr niedrig!«

Sie folgte gebückt. Noch einmal kamen zwei Stufen, dann fiel ein schwacher Schimmer des letzten Tageslichts durch ein kleines Fenster. Der Raum, in den sie durch eine niedrige

Öffnung zusammengekauert hineinkriechen mußten, war anscheinend eine Speisekammer. Regale mit Konserven und Nahrungsmitteln standen an den Wänden.

»Wo sind wir?« Sie getraute sich kaum, ihren gespenstischen Entführer anzusehen. Sein Gesicht leuchtete unheimlich weiß im Dämmerlicht.

»Sie sind in Garre Castle, Miss Howett!« antwortete die fremde, kalte Stimme.

Valerie riß ihre Hand aus der Umklammerung los und wollte zurück in den unterirdischen Gang flüchten. Schon nach zwei Schritten hatte der Maskierte sie wieder gepackt. Sie wehrte sich verzweifelt, mit den Fäusten hämmerte sie ihm ins Gesicht. Er wich den Schlägen aus, warf heftig den Kopf zur Seite - in diesem Moment löste sich seine Maske. Valerie schrie auf.

»Sie - der grüne Bogenschütze!«

Es war Lacy. Er stieß sie wortlos in einen Flur hinaus, zerrte sie die Wendeltreppe hoch und über den oberen Korridor die Haupttreppe hinab in die Halle. Die Tür zur Bibliothek stand offen. Bellamy erwartete sie bereits, während Sen oben im Turm an der Schießscharte auf Posten stand und seinen Herrn vertrat.

»Auf Sie habe ich nur noch gewartet, mein liebes Kind«, begann er höhnisch. »Sie sind mein letzter Gast. Für die beiden Schüsse möchte ich mich übrigens entschuldigen. Mein Chauffeur, der Dummkopf, hat sie abgegeben. Sie waren keineswegs vorgesehen, im Gegenteil - ich wollte Sie selbstverständlich unverseht hier haben.«

Von draußen drang gedämpft das Krachen der Schüsse herein. Bellamy rückte den Schreibtisch zur Seite, hob die Falltür hoch. Mit dem Gewehrlauf wies er auf die Öffnung.

»Da hinunter! Sie werden einige Bekannte finden. Diesmal entkommen Sie mir nicht, Valerie Howett!«

Widerstandslos, ohne das geringste überlegen zu können, kletterte sie die steile Treppe hinunter, und der Alte schlug die Falltür zu.



Atemlos hatte Lacy die Szene verfolgt.

»Wen haben Sie da unten eingesperrt?« stieß er hervor.

»Savini samt Frau - tja, und Featherstone ist auch drunten.«

Lacy erschrak. In seiner schlechtsitzenden grünen Maskerade bot er einen grotesken Anblick. Er hatte sie auf Bellamys Befehl selbst angefertigt, um grüner Bogenschütze spielen zu können. Beinahe wäre er dabei von John Wood erwischt worden. Der Schreck darüber saß ihm jetzt noch in den Gliedern.

»Diese Geschichte hier wird mir zu riskant. Wir sitzen in der Falle, jeden Moment kann die Polizei hereinknallen. Geben Sie mir mein Geld, Mr. Bellamy, ich verschwinde lieber rechtzeitig.«

»Auf welchem Weg wollen Sie denn die Burg verlassen?«

»Über Lady's Manor natürlich - nur muß ich mich erst umziehen.«

Bellamy schloß seinen Geldschrank auf und nahm ein Bündel Banknoten heraus.

»Hier haben Sie Ihr Geld! - Gut, Sie können nachher gehen, aber im Moment brauche ich Sie noch. Erst müssen wir da unten zum Rechten sehen - Miss Howett ist noch im Gang, wir werden sie in die unterirdische Wohnung hineinlassen, und dann will ich die Savinis heraufholen - ich habe mich entschlossen, die beiden laufenzulassen. Bei alledem werden Sie mir jetzt behilflich sein, weil ich den verrückten Captain in Schach halten muß. Kommen Sie!«

Bellamy hob die Falltür und machte eine einladende Geste.

Lacy runzelte die Stirn und überlegte einen Augenblick.

»Sie kommen bestimmt mit?«

»Selbstverständlich -«

Lacy stieg die ersten Stufen hinab, Bellamy trat hinter ihn auf den obersten Absatz und gab ihm einen heftigen Stoß, der ihn vollends hinunterbeförderte. Gleich darauf schlug die Falltür mit dumpfem Knall zu.

Aus dem Kamin des kleinen Hauses im Klosterwald stieg Rauch auf. Im alten Küchenherd brannte ein Feuer. Daneben stand ein Mann. Er hielt eine Gabel in der Hand und wendete ab und zu das Kotelett, das in der Pfanne brutzelte. Zwischendurch zog er mehrmals ein Telegramm aus der Rocktasche und las es immer wieder. Über den Inhalt schien er sich zu freuen, denn er lächelte jedesmal.

Er aß im Stehen und ging dabei ständig auf und ab durch die beiden Zimmer, die Spike so genau durchsucht hatte. Einige Male blieb er stehen und horchte. Aus der Ferne drang in immer kürzeren Abständen ein dumpfes Knallen. Er trat durch die Hintertür in den verwilderten Garten hinaus, um die Richtung festzustellen, aus der das beunruhigende Geräusch kam. Rasch drehte er sich um, rannte ins Haus zurück und zog sich den Mantel an. So schnell er konnte, lief er den Waldweg hinunter zur Hauptstraße. Dort rief er einen Bauern an, der ihm entgegenkam, und fragte, was im Dorf los sei. Der Bauer grinste.

»Auf Garre Castle gibt's eine mächtige Schießerei. Der alte Bellamy wird von Polizeimannschaften angegriffen und verteidigt seine Burg.«

Der Mann vom Waldhaus lief noch rascher und kam bald darauf ins Dorf. Er konnte jetzt deutlich die einzelnen Schüsse unterscheiden und folgte den Dorfbewohnern, die sich neugierig zum Schauplatz des ungewöhnlichen Kampfes drängten. Er blieb nur einen Augenblick beim Tor zur Burg stehen und schlug den Weg nach Lady's Manor ein.

Die Haustür stand weit offen. Obwohl er mehrmals klopfte, meldete sich niemand. Er blickte sich rasch um und trat in die Vorhalle. Niemand schien im Haus zu sein. Im Wohnzimmer fand er auf dem Schreibtisch ein aufgeschlagenes Buch. Leise ging er in die Küche, fand aber auch dort niemand.

Es war schon dunkel. Vor dem Haus hörte er Stimmen. Die

Tür zum Keller war nicht verschlossen. Er nahm eine Taschenlampe aus seiner Manteltasche und stieg die Treppe hinab. Unten schloß er eine der Kellertüren auf, trat ein und öffnete den großen schwarzen Koffer, der in der Ecke stand. Er nahm einen kurzen, grünen Bogen und zwei Pfeile heraus. Nach einigen weiteren Vorbereitungen knipste er das Licht aus und wartete. Bald darauf ging oben die Tür, und ein Mädchen kam die Kellertreppe herunter, um einen Eimer Kohlen zu holen. Dabei unterhielt es sich mit jemand, der oben in der Küche arbeitete.

»Wo bleibt nur Miss Valerie?«

»Keine Ahnung - ich habe sie schon gesucht, aber sie ist weder in ihrem Zimmer noch im Garten.«

Der Mann, im Dunkeln gegen die Tür gelehnt, lauschte angestrengt und wartete regungslos, bis das Dienstmädchen wieder hinauf in die Küche ging. Von dort oben waren jetzt mehrere erregte Stimmen zu hören. Vorsichtig schlich der Bogenschütze ein paar Treppenstufen hinauf und lauschte. Was er hörte, veranlaßte ihn, schleunigst wieder nach unten zu verschwinden.

Als wenige Minuten danach Mr. Howett die Tür zu dem Kellerabteil aufstieß, war der kleine Raum leer.

Kurz zuvor war Mr. Howett aus London zurückgekehrt und vor dem Burgtor auf Spike gestoßen. Das Gewehrfeuer hatte nachgelassen, nur hin und wieder fiel noch ein Schuß. Der Polizeioffizier, mit dem sich Spike Holland unterhielt, teilte ihm gerade die Ansicht seiner vorgesetzten Dienststelle mit.

»Vor morgen früh werden wir nichts unternehmen. Wenn Bellamy es sich bis dahin nicht anders überlegt, müssen wir versuchen, die Burg mit Gewalt zu nehmen, koste es, was es wolle. Für das Hauptportal genügt schließlich eine Ladung Dynamit. Aber unser Angriff kann zugleich auch zum kritischen Augenblick werden für die Leute, die Bellamy gefangenhält.«

Mr. Howett hatte dem Polizeioffizier nervös zugehört.

»Ich weiß einen Weg in die Burg und will ihn der Polizei zeigen«, platzte er heraus. »Wollen Sie mitkommen?«

Spike starrte ihn überrascht an.

»Ja«, versicherte Mr. Howett, »ich kenne den unterirdischen Weg - ich habe ihn kürzlich entdeckt.«

Er sah sehr alt aus, sein Gesicht war blaß, seine Stimme zitterte. Spike fragte kein Wort weiter und folgte ihm. Ein Polizeiauto fuhr hinter ihnen her.

In Lady's Manor führte Mr. Howett den Reporter und die Polizisten durch die Küche in den Keller. Stumm zeigte er auf die mittlere der drei Kellertüren, nahm einen Schlüssel aus der Tasche, schloß auf und ging hinein. Nichts als ein riesiger Koffer stand an der hinteren Wand des Kellergelasses. Mr. Howett zog ihn zur Seite, und sie standen vor einer dunklen Öffnung in der Mauer. Ein paar Stufen hinab - dann ein schmaler Gang, geradeaus. Doch kamen sie nicht weit, ein dumpfes Krachen dröhnte ihnen entgegen, dem eine Reihe kleinerer Detonationen folgte. Der Luftdruck der Explosionen warf sie zurück und sie waren für einige Minuten fast betäubt. Mr. Howett raffte sich als erster wieder auf, knipste seine Taschenlampe an und stürzte vorwärts. Spike folgte ihm. Schon nach zehn Metern mußten sie haltmachen. Eine dichte Staubwolke wälzte sich ihnen entgegen. Als sie sich hustend und keuchend trotzdem einen Weg bahnen wollten, stießen sie auf Gesteinstrümmer.

Bellamy war ihnen zuvorgekommen. Er hatte die einzige Verbindung zwischen Burg und Außenwelt zerstört. Mr. Howett war völlig niedergeschlagen.

Spike rannte zurück zum Burgeingang. Dort erfuhr er, daß inzwischen von London neue Befehle eingetroffen waren, und daß man den Angriff auf ein Uhr nachts festgesetzt hatte.

Valerie hatte sich nur langsam durch den dunklen Gang bis

zu der Tür getastet, die von Julius gewaltsam geöffnet worden war. Sie zuckte erschrocken zusammen, als sie plötzlich leise angerufen wurde.

»Sind Sie etwa Mrs. Savini?« fragte sie ängstlich zurück.

Fay umarmte Valerie und zog sie vollends in den Gang und ins Kerkerapartment hinein.

»Ist Captain Featherstone hier?« fragte Valerie.

»Ja, Sie können ihn sprechen, aber er ist in einem andern Raum.«

Valerie hatte keinen Blick für Julius, der sie zum Eisengitter führte und Featherstone herbeirief.

»Jim, Jim!« schluchzte sie.

»Sie - Valerie?« Er starrte sie entsetzt an. »Ach, mein Gott!«

»Wir werden bestimmt bald befreit«, sagte sie. »Die Polizei ist verstärkt worden, und Mr. Holland meinte, daß die Burg bis heute abend eingenommen werden könnte.«

»Wie hat Bellamy es angestellt, Sie hierherzulocken?«

»Der grüne Bogenschütze hat mich hergebracht.«

»Der grüne Bogenschütze? Das ist doch ganz unmöglich!«

»Doch, es war Lacy.«

Jim sah sie zweifelnd an.

»Es kann unmöglich Lacy gewesen sein. Sind Sie ganz sicher?«

»Ja, ich habe sein Gesicht gesehen.«

»Wie hat der Kerl Sie denn herbringen können? Das ganze Gelände ist doch sicher von der Polizei abgesperrt.«

»Wir gingen durch einen unterirdischen Gang, der offenbar Lady's Manor mit der Burg verbindet.«

»Also doch! So etwas habe ich immer schon vermutet. Lady's Manor ist ja das Haus, das irgendeiner der früheren Besitzer ursprünglich für seine Geliebte bauen ließ. Bestimmt ist auch der grüne Bogenschütze auf diesem Weg immer in die Burg eingedrungen.«

Julius, der in den Gang hinausgegangen war, kam in diesem Moment hereingestürzt.

»Der Alte hat eben Lacy die Treppe hinuntergeworfen! Er trägt das Kostüm des grünen Bogenschützen ...«

»Lacy ist hier?« flüsterte Valerie ängstlich. »Jim, können Sie nicht zu uns herüberkommen?«

»Vielleicht gelingt es mir noch - zwei Eisenstäbe konnte ich schon aus dem Zement herausschlagen. Ich habe bei mir drüben in einer Ecke einen Hammer gefunden, der ganz nützlich ist. Bellamy hat wohl gestern hier unten damit gearbeitet.«

Energisch fing er wieder an zu klopfen.

»Ist Lacy verwundet?« erkundigte sich Valerie bei Julius.

»Nein, er ist schon wieder zu sich gekommen. Er ist nur auf den Kopf gefallen - das ist sein massivster Körperteil. Ich habe ihn durchsucht und fand unter seinem Kostüm versteckt eine Pistole.« Julius zeigte stolz seinen Fund vor. »Sonst hatte er nichts bei sich«, versicherte er eifrig, »obwohl er jetzt dauernd davon faselt, Bellamy habe ihm ein Paket Banknoten gegeben. Wahrscheinlich bildet er sich das nur ein.« Unbewußt klopfte er bei diesen Worten auf seine Rocktasche, die sich verdächtig bauschte.

Lacy humpelte fluchend, aber doch eher kleinlaut ins Zimmer. Er jammerte nach seinem Geld, traute sich jedoch angesichts der Pistole, die ihm Julius wie zufällig dauernd vor die Nase hielt, nicht viel zu sagen. Zudem las ihm jetzt Fay wegen der Entführung die Leviten.

»Sie gemeiner Kerl - Miss Howett aus ihrem Haus wegzuholen! Wenn Featherstone Sie erwischt ...«

»Ist er hier?« fragte Lacy furchtsam.

»Er wird bald hier sein!«

Julius und Jim lösten sich den ganzen Abend bei der Arbeit am Eisengitter ab. Kurz vor neun konnten sie mit vereinten Kräften die letzten Stäbe herausbrechen. Jim zwängte sich durch die Öffnung. Er legte kurz und aufmunternd einen Arm um Valeries Schulter, dann begann er sich sogleich mit Savini zu beraten. Ihre Gesichter wurden immer ernster. Es war klar, daß sie nur noch ein Wunder retten konnte.

»Vor allen Dingen müssen wir versuchen, ob wir nicht irgendwie Bellamy in die Hände bekommen können. Das ist eigentlich unsere einzige Chance. Immerhin haben wir die Pistole. Geben Sie das Ding her, Julius!« Featherstone nahm die Waffe und prüfte das Magazin. »Acht Schuß«, stellte er befriedigt fest.

Julius war mit allen Anordnungen einverstanden, und Featherstone traf seine Dispositionen.

»Sie Lacy -«, befahl er als erstes, »kriechen durch das Loch hier nach drüben und lassen die Gittertür nicht aus den Augen. Sobald Sie Schritte hören, benachrichtigen Sie mich - aber leise.«

Lacy wagte nichts dagegen einzuwenden und gehorchte. Eigentlich war es ihm ganz angenehm, nicht in allzu naher Tuchfühlung mit der Polizei zu sein. Während die anderen drüben warteten und Featherstone noch einmal die Falltür zur Bibliothek prüfte, saß er auf seinem Posten und gab sich seinen Gedanken hin.

Lacy war fast schon eingenickt, als er aufschreckte und leise Schritte hörte, die sich der Gittertür näherten. Eine Taschenlampe blitzte auf, und nun erkannte er die Gestalt des Alten.

»Mr. Bellamy -!« flüsterte Lacy.

»Hallo - wie sind Sie denn hierhergekommen?« fragte Bellamy verblüfft.

»Um Himmels willen, seien Sie ruhig!« zischte Lacy aufgeregt. »Featherstone hat mich hier auf Posten gestellt - sie haben eine Pistole und wollen Sie erschießen! Lassen Sie mich heraus, ich erzähle Ihnen ...«

Bellamy hatte am Schloß zu hantieren begonnen - ein scharfer Knall, die Kugel pfiß dicht an seinem Kopf vorbei. Featherstone, der Lacy nicht traute, hatte auf der Lauer gelegen, bereit, selbst einzugreifen. Unglücklicherweise blendete ihn das Licht der Taschenlampe. Er hatte nicht getroffen. Bevor er zum zweitenmal abdrücken konnte, war Bellamy mit der

Schnelligkeit, die ihn in kritischen Situationen auszeichnete, verschwunden.

»Zum Teufel mit Ihnen, Featherstone - zum Teufel mit euch allen!« rief er aus dem Hintergrund.

Eine dumpfe Detonation erdröhnte - dann eine Minute lang tödliche Stille. Sie wurde unterbrochen von einem Plätschern, das gleich darauf zu einem Brausen anschwell. Im nächsten Augenblick wälzte sich ein ganzer Wasserfall über die Stufen nach unten, so daß in kürzester Zeit der Fußboden bedeckt war.

Lacy wurde buchstäblich die Treppe hinabgeschwemmt. Er kroch als erster durch das Loch in der Mauer. Jim blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Das Wasser stand ihm schon bis zu den Knien.

Drüben versuchte er zusammen mit Julius die Öffnung zu verstopfen. Jetzt war eingetreten, was sie befürchtet hatten - Bellamy hatte den Stutzen des Hauptwasserrohrs, der über der Treppe in den Kellerraum hineinragte, mit einer vermutlich innerhalb des Rohres angebrachten Sprengladung weggesprengt. Gleichzeitig mußte er das im Wachraum befindliche Ventil der Leitung geöffnet haben. Das Wasser strömte mit solcher Gewalt, daß es tatsächlich bereits durch die Öffnung in der Wand hereinsickerte. Sie stopften hastig Bettzeug und Decken in das Loch und stemmten die Couch dagegen.

»Ich glaube nicht, daß es viel nützen wird«, murmelte Jim und trat einen Schritt zurück. Er wußte, daß die Barrikade dem Druck des ansteigenden Wassers drüben nicht standhalten würde. Das Wasser lief bereits in kleinen Rinnsalen die Wand hinab.

»Es wird am besten sein, wenn wir hinausgehen und uns auf die Treppe unter der Bibliothek stellen«, sagte er. »Zuoberst stehen Valerie und Fay, dann kommen Julius und Lacy, und ich stelle mich eine Stufe darunter. Auf diese Weise haben wir alle den Kopf ungefähr in gleicher Höhe. Die Gangtüren schließen wir, es wird nicht viel nützen, hält aber auf.«



Er hatte kaum ausgesprochen, als die Barrikade nachgab und einstürzte. Rauschend flutete das Wasser herein. Das Licht ging aus - sie flüchteten in den Gang hinaus.

57.

Bellamy ließ Sen mit den Gewehren an der Schießscharte zurück und ging nach unten. Er war noch auf der Treppe zur Halle, als hintereinander zwei Explosionen krachten, die die Mauern erschütterten. Klirrend zersprang eine Fensterscheibe. Bellamy wußte, daß jetzt das äußere Portal zerstört worden war, nun mußten die Angreifer noch das innere Tor überwinden. Es war völlig mit Stahl beschlagen und würde mehr Widerstand bieten.

Jedenfalls kam jede Hilfe für seine Feinde, die er wie Ratten in der Falle ersäufte, zu spät. Seinem eigenen Verhängnis sah er mit Fassung entgegen - er war bereit, zur Hölle zu fahren. Nur vergewissern mußte er sich noch, daß alle seine Pläne gelungen waren, dann wollte er Schluß machen.

Vor der Falltür in der Bibliothek blieb er stehen, bückte sich ein wenig und lauschte. Dann fuhr er herum - die Tür zur Halle war aufgegangen.

»Keine Bewegung!« sagte eine kalte Stimme. »Sie kennen mich, Abel Bellamy!«

Das Licht des Kronleuchter fiel auf die statuenhaft unbewegliche Gestalt, den gespannten grünen Bogen, den auf Bellamys Herz gerichteten grünen Pfeil.

»Bewegen Sie sich nicht! Bevor Sie sterben, möchte ich Ihnen einiges sagen.«

»Der grüne Bogenschütze -«, stammelte Bellamy. »Sie - sind - der grüne Bogenschütze?«

»Ich habe Ihre Helfershelfer umgebracht - nun sind Sie an der Reihe!«

Noch einmal fand Bellamy zu seiner alten Kaltblütigkeit zurück. Die Pistole lag schußbereit auf dem Schreibtisch - mit

zwei Schritten könnte er sie erreichen. Er mußte Zeit gewinnen.

»Etwas wird Sie interessieren, Mr. Bogenschütze! Alle sind hier!« rief er triumphierend und deutete auf die Falltür. »Ich habe sie ersäuft wie die Ratten - alle! In der Hölle sind sie - Featherstone, Valerie Howett - und Sie, Sie verdammter ...«

Mit einem Satz war er beim Schreibtisch. Er hörte noch die dumpfe Detonation, als die zweite Tür gesprengt wurde.

## 58.

Die fünf Menschen unten im Gang erwarteten das Ende. Unaufhörlich strömte das Wasser unter der Tür, durch Ritzen und Spalten herein. Die zweite Gangtür mit dem aufgebrochenen Schloß und beschädigten Riegel hatte nicht standgehalten.

Das Wasser bedeckte bereits Jims Füße. Er stieg eine Stufe höher, auf die zweitoberste zu den beiden andern Männern, und legte den Arm um Valerie.

Lacy war stumm vor Furcht. Nur ab und zu fiel ein Wort.

»Featherstone!« sagte Julius.

Jim antwortete nicht.

»Sagen Sie, verlieren Banknoten ihren Wert, wenn sie naß geworden sind?«

In gewisser Weise war Julius unverwundlich.

Unvermittelt begann Lacy zu brüllen.

»Ich will nicht sterben! Nein - nicht sterben! Ihre Schuld ist es, daß ich hier bin, Featherstone! Doch Sie sollen nicht davonkommen ...«

Er versuchte, den Captain von der Treppe zu stoßen. Ein kurzes Handgemenge entstand. Jim packte Lacy am Kragen und drückte ihm den Kopf eine Zeitlang unter Wasser. Jammernd, prustend klammerte er sich schließlich an Savini an.

Das Wasser ging jetzt allen bis zur Brust. Es stieg so schnell, daß ihnen höchstens noch zehn Minuten blieben. Valerie und Jim standen dicht beieinander. Es gab nichts mehr zu sagen und

zu tun.

»Was war das?« flüsterte Julius.

Einem dumpfen Donner war eine schwere Erschütterung gefolgt, die den Verputz an der Decke löste, so daß ganze Stücke klatschend ins Wasser fielen. Die Explosion mußte ganz in der Nähe stattgefunden haben.

Sollte die Polizei doch noch rechtzeitig -? Es ging jetzt nur noch um Minuten.

Dann, über den Köpfen der Gefangenen, ein scharfes Geräusch - mit einem Ruck öffnete sich die Falltür, greller Lichtschein fiel ein, spiegelte sich hart im Wasser, blendete.

In wilder Hast, behindert durch die wasserschweren Kleider, drängten sie nach oben. Die Tür war nur zur Hälfte geöffnet worden.

»Sind Sie alle wohlbehalten?« fragte eine Stimme.

»Ja - machen Sie doch ganz auf!«

Sie sahen eine Hand - dann hob sich die Falltür ganz und klappte nach hinten.

Valerie und Fay waren die ersten, die oben ankamen. Zitternd und triefend standen sie herum. Julius und Lacy folgten, hinter ihnen stieg Featherstone heraus.

Das erste, was er sah, war ein Polizist mit einem Gewehr in der Hand. Er stand beim Eingang und starrte auf einen reglosen Körper neben dem Schreibtisch - Bellamy. Zwei Pfeile staken so dicht nebeneinander in seiner Brust, daß sie sich fast berührten.

Sonst war niemand im Zimmer. Der Mann, der die Falltür geöffnet und sie gerettet hatte, war verschwunden.

Mr. Howett kam herein, er riß Valerie in die Arme und ging sofort mit ihr nach Hause. Jim überließ sie der Obhut ihres Vaters.

Das Wasser war inzwischen bis zur Höhe des Fußbodens gestiegen. Savini eilte in den Waschraum, um den Wasserhahn abzustellen.

Sen war ebenfalls tot. Wie man dem Captain berichtete, hatte

er sich bis zuletzt zur Wehr gesetzt.

Featherstone war damit beschäftigt, Bellamys Kleidung zu durchsuchen, als Holland in die Bibliothek kam. Nach einer enthusiastischen Begrüßung fragte Spike:

»Ist der Alte wirklich ganz tot?«

»Ganz - ich beinahe! Aber statt hier ein Interview zu veranstalten, könnten Sie sich nützlich machen - holen Sie einen Krankenwagen und bringen Sie den da weg!« Er zeigte auf Lacy, der stöhnend in einem Sessel lag.

Julius war nicht in die Bibliothek zurückgekommen, und als Spike Holland wieder erschien, fragte ihn Jim:

»Haben Sie Savini und seine Frau gesehen?«

»Ja, ich habe sie in mein Zimmer im Gasthof geschickt. Savini ließ mich kaum ausreden und fragte sofort, ob bei mir geheizt sei, und ob Wasser Banknoten schaden könnte. Einen anderen Kummer scheint er nicht zu haben.«

Jim grinste unwillkürlich.

»Wenn der grüne Bogenschütze Bellamy getötet hat, dann möchte ich bloß wissen, wohin er schon wieder verschwunden ist -«, bohrte Spike nach einer Weile.

»Ich weiß jedenfalls jetzt endgültig, wer der grüne Bogenschütze ist, Holland!« erklärte Jim.

»Glauben Sie vielleicht, ich wüßte es nicht? Es ist Mr. Howett!«

»Wenn Sie das Mr. Syme mitteilen, dann druckt Ihre Zeitung eine noch größere Lüge, als sie es ohnehin schon tut. Der grüne Bogenschütze ist ...« Er sprach nicht weiter.

»Featherstone, los - wer ist es?« drängte Spike. »Es wäre gerade noch Zeit für die Morgenausgabe!«

Jim ging zur Tür, drehte sich noch einmal um.

»Von mir werden Sie es nie erfahren.«

Im ›Blauen Bären‹ fand Jim seinen Diener vor, der hier

vertrauensvoll auf die Befreiung seines Herrn gewartet hatte. Er war so klug gewesen, frische Kleider mitzubringen. Sobald sich Featherstone umgezogen und rasiert hatte, ging er nach Lady's Manor hinüber.

Im Wohnzimmer fand er Valerie. John Wood war bei ihr.

Sie kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

»Ich habe eine große Überraschung für dich, Jim«, rief sie. »Ich kann es noch gar nicht begreifen - meine Mutter ist hier! Als ich zurückkam, war sie schon da. So lange habe ich nach ihr gesucht, und jetzt ist sie auf einmal bei mir.«

Die Tür ging auf, und Mr. Howett kam mit einer schlanken, älteren Frau herein. Die Ähnlichkeit mit der Tochter war unverkennbar.

»Mutter - dies ist Jim ...« Das Wort ›Mutter‹ klang noch ziemlich gehemmt.

Mrs. Held drückte Jim die Hand.

»Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, Captain Featherstone, und ich hoffe, daß auch Sie belohnt werden.« Sie sah zu John Wood hinüber und lächelte. »Ich will Ihnen nun auch meinen Sohn vorstellen, Captain.«

»Ihren Sohn?«

»Ja - dies ist John Wilfried Bellamy«, sagte sie stolz.

Wenn Featherstone sich inzwischen auch so manches zusammengereimt hatte, so traf ihn diese Mitteilung doch sehr überraschend.

Als er einige Stunden später in den ›Blauen Bären‹ zurückkam, sah er Spike Holland mitten unter Berufskollegen sitzen und große Reden führen.

»Wo ist Julius?« fragte ihn Jim.

»Er sitzt in meinem Zimmer vor dem Kamin und trocknet Zehnpfundnoten. Fay hat sich gerade von der Wirtin ein Bügeleisen geborgt und glättet die Scheine.«

Tatsächlich traf Jim die beiden bei dieser Beschäftigung an. Savini vor allem war mit hingebungsvollem Eifer am Werk.

»Kommen Sie nur herein, Featherstone, wir sind gerade

fertig«, rief er und sah befriedigt auf den letzten getrockneten Geldschein. »Die Dinger hat mir der alte Bellamy gegeben, als er uns entließ. Gott hab ihn selig. Für treue Dienste, versteht sich!«

»Wieviel ist es denn, Fay?« fragte Jim interessiert.

»Ungefähr zehntausend Pfund. Auf jeden Fall genug für eine Geflügelfarm. Wir wollen nämlich aufs Land ziehen. Wo ist übrigens Lacy?«

»Er liegt im Hospital. Sergeant Jackson fand, als er seine Taschen durchsuchte, eine große Summe bei ihm.«

»Teufel - wieviel?« fuhr es Julius heraus.

»Etwa zweitausend.«

»Oh - Ich vermute, daß er sie gut versteckt hatte?« fragte Julius betont gleichgültig.

»Das stimmt.«

»Ich sagte dir ja, Julius ...« begann Fay. Ihr Mann räusperte sich, doch sie fuhr fort: »Ich sagte dir ja, daß du ihm nur die Pistole nehmen und ihm das Geld lassen solltest. Sie sehen, Featherstone, was für ein ehrlicher Kerl Julius ist!«

»Ehrlich bis zur Selbstlosigkeit!« grinste Jim. Er tätschelte Fay die Wangen. »Sie haben kein schlechtes Herz, Fay - ich wünsche Ihnen und Ihrem Mann alles Gute!«

Sie brachte nichts heraus. Aber als Jim gegangen war, wandte sie sich ein wenig unsicher an ihren Mann.

»Na, Julius? Er ist doch eigentlich wirklich ein netter Kerl.«

»Viel zu gut für einen Polizeibeamten!«

Für den nächsten Tag hatte sich Jim mit Mr. Howett verabredet. Da Valerie mit ihrer Mutter in die Stadt gefahren war, traf er ihn allein in Lady's Manor an.

»Am besten, ich erzähle Ihnen die ganze Geschichte von Anfang an, Captain! Sicher ist Ihnen noch manches unklar. - Abel Bellamy hatte einen sechs Jahre jüngeren Bruder, Michael

Bellamy. Die Eltern waren anfangs sehr arm und konnten Abel nur sehr dürftig ausbilden lassen. Als dann aber Michael heranwuchs, hatten sie genügend Geld, um ihn auf teure Colleges zu schicken. Von Anfang an wurde dadurch eine Kluft zwischen den beiden Brüdern geschaffen. Abel vergaß seinem Bruder nie, daß er eine bessere Erziehung genossen hatte. Er beneidete ihn, und als er es nach dem Tod der Eltern zu einem Vermögen gebracht hatte, legte er es darauf an, seinen jüngeren Bruder zu ruinieren. Die Geschichte spitzte sich gefährlich zu, als Abel sich in eine Frau verliebte, die ausgerechnet Michael bevorzugte. Die Frau hieß Held - Elaine Held - und stammte aus guter Familie. Unvorsichtigerweise zeigte sie Abel, wie sehr sie ihn und sein grobes Benehmen verabscheute. Sie heiratete Michael, ohne sich im geringsten um die Drohungen Abels zu kümmern. Das junge Paar bekam einen Sohn, und eine Zeitlang schien sich Abel nicht um sie zu kümmern. Nach der Geburt eines zweiten Kindes aber traf er Elaine zufällig in New York wieder. Sein ganzer Haß und seine Verbitterung erwachten von neuem. Er machte ihr verschiedene Anträge, die sie so entschieden zurückwies, daß er die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen endgültig einsehen mußte. Er schwor noch einmal Rache, und tatsächlich war sein Charakter so herrisch eigensinnig, daß er es nicht bei dem Schwur bewenden ließ. Einen Monat später wurde ihr zweites Kind gestohlen. Abel besuchte die verzweifelten Eltern, als ob nichts geschehen wäre, und bot ihnen sogar seine Unterstützung an. Elaine gegenüber machte er Andeutungen, daß sie ihr Kind wiedererhalten würde, wenn sie sich von ihrem Mann scheiden ließe und ihn heiratete. Sie wagte nicht, Michael etwas davon zu sagen, weil sie das jähzornige Temperament der Brüder zu gut kannte. Michael beauftragte Detektive, seine Tochter zu suchen. Bellamy machte sich jedoch geschickt das Eisenbahnunglück in River Bend zunutze. Er ließ einen Schuh des Mädchens auf die Unglücksstätte schmuggeln, den der Vater später als Schuh seines Kindes erkannte. Falsche Zeugen sagten außerdem aus,

daß sie eine Frau mit einem Kind im Zug gesehen hätten. Michael ließ keine weiteren Nachforschungen anstellen.«

»Aber das Unglück ist doch vor zwanzig Jahren passiert«, wandte Featherstone ein, »Valerie dagegen kam schon vor dreiundzwanzig Jahren zu Ihnen!«

»Ja, dieser Irrtum läßt sich leicht erklären. Es ereigneten sich dort nämlich zwei Unglücksfälle - der erste vor dreiundzwanzig Jahren, der zweite drei Jahre später an fast derselben Stelle. Sie dürfen nicht vergessen, daß John wenig Anhaltspunkte für seine Nachforschungen besaß. Lediglich von seiner Mutter erfuhr er die Geschichte vom Raub seiner kleinen Schwester, und er machte sich über die genaue Jahreszahl des River-Bend-Unglücks auch gar keine Gedanken. - Als Michael Bellamy bald nach diesem Schicksalsschlag starb, zweifelte Abel nicht daran, daß Elaine ihn nun heiraten würde. Er verfolgte sie aufs neue mit seinen Anträgen, wurde aber wiederum auf eine Weise zurückgewiesen, die ihn den ganzen Haß, den er auf Michael gehabt hatte, auf Elaine übertragen ließ. Um Bellamy zu entgehen, zog Elaine nach England. Sie besaß nur geringe Mittel und bezog eine kleine Wohnung nahe bei der Schule, die ihr Sohn besuchte. Den nächsten Schlag bereite Bellamy schlau und tückisch vor. Durch einen Mittelsmann, der sich als Mäzen aufspielte, ließ er Elaines Sohn die Bezahlung seines Studiums und freie Unterkunft anbieten. Elaine argwöhnte nichts, und der Junge zog in ein Haus im Westend, in dem reiche junge Leute logierten. Er war noch nicht lange dort, da behauptete eine Dame in dem Haus plötzlich, daß ihre Diamantbroche gestohlen worden sei. Die Polizei wurde gerufen, und sie fand das Schmuckstück in der Tasche des jungen Bellamy. Der Junge konnte seine Unschuld beteuern soviel er wollte, es half ihm nicht das geringste. Er wurde wegen Diebstahls zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Um diese Zeit kaufte Bellamy Garre Castle. Die Ausstrahlung dieser düsteren, alten Burg mußte ihn auf den verschrobenen Gedanken gebracht haben, daß er hier alle Leute



gefangensetzen könnte, die er haßte. Er setzte Elaine weiterhin mit immer neuen Drohungen zu, und er deutete ihr auch an, daß er das Unglück ihres Sohnes verursacht habe. Dann heckte Bellamy seinen teuflischsten Plan aus. Teilweise dürfte er allerdings auch von Creager stammen, der ein äußerst minderwertiges Subjekt war. Dieser Creager war Wärter in dem Gefängnis, in dem der junge Bellamy saß. Eines Morgens hörte man einen Schrei aus seiner Zelle, und Creager taumelte mit blutigem Kopf heraus. Er schwor bei der folgenden Verhandlung, daß der junge Bellamy ihn mit einem Spaten, den er irgendwie in die Zelle geschmuggelt hätte, habe erschlagen wollen. Sie wissen, daß in englischen Gefängnissen für Leute, die ihre Wärter anfallen, eine ganz bestimmte Strafe existiert - die Peitsche. John wurde zu fünfundzwanzig Schlägen verurteilt. Man kann die Narben noch heute sehen. Selbstverständlich hatte Bellamy die ganze Sache inszeniert. - Nach seiner Entlassung änderte der junge Bellamy seinen Namen in John Wood. Er war damals völlig verzweifelt, denn seine Mutter war verschwunden und ließ sich trotz aller Nachforschungen nicht mehr finden. John riß sich zusammen und hatte von da an ein ganz bestimmtes Ziel vor Augen. In seinem Beruf war er sehr erfolgreich. Als technischer Ingenieur erwarb er ein Vermögen durch den Verkauf verschiedener Patente. Er hörte nicht auf, nach Elaine Held zu suchen. Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig. Damals mußte er seinen richtigen Namen angeben, weil er seine Geburtsurkunde vorzulegen hatte. Bei einem Erkundungsflug über Deutschland stürzte sein Flugzeug ab. Er wurde als gefallen gemeldet, doch nach Kriegsende kehrte er aus deutscher Gefangenschaft nach England zurück. Seinen Besitz hatte er testamentarisch seinem ›Freund‹ John Wood überschrieben. Die Behörden stellten keine weiteren Nachforschungen an, und er kam ohne weiteres in den Besitz des Erbes, das er sich selbst vermacht hatte.«

Jim Featherstone wartete auf eine Fortsetzung der Erzählung, aber Mr. Howett schwieg beharrlich.

»Nun wissen Sie alles Captain«, sagte er nach einer Weile.

Jim wiegte bedächtig den Kopf.

»Im Klosterwald liegt ein Haus - es ist genau zehn Kilometer vom Addley-Flugplatz entfernt. Von da aus besteht dauernd eine Verbindung mit Belgien, Sommer und Winter.«

»Das stimmt«, murmelte Mr. Howett.

»Meinen Informationen nach«, fuhr Jim fort, »war Mr. Wood ein häufiger Fluggast dieser Linie. Er kam gewöhnlich spät am Nachmittag an und flog früh am Morgen wieder ab. Wenn man ihm telegrafierte, wie es verschiedentlich nach dem Mord an Creager geschah, war er immer in Belgien.«

»Leicht möglich«, gab Mr. Howett zu.

»Es ist auch eine merkwürdige Tatsache, daß John Wood-Bellamy ausgezeichnet mit Pfeil und Bogen umgehen kann - allerdings können Sie das ja auch. Ich habe nachgeforscht und erfahren, daß sich Wood in der Nähe seines Hauses in Belgien schon seit Jahren täglich einige Stunden im Bogenschießen übt. Immerhin etwas sonderbar, wie?«

Mr. Howett sah Featherstone scharf an.

»Sagen Sie mir klipp und klar - wer ist der grüne Bogenschütze, Captain?«

»Sie wissen es so gut wie ich.« Jim vermied es, Mr. Howett anzusehen. »Es ist der gleiche, der Elaine Held aus ihrem Gefängnis unter der Burg befreite. Er holte sie mitten in der Nacht heraus und brachte sie nach Lady's Manor. Sie überraschten ihn dabei und bedrohten ihn mit der Pistole, bis Sie die Wahrheit erfuhren. Danach halfen Sie ihm sogar zur Flucht.«

»Glauben Sie, was Sie wollen«, antwortete Howett achselzuckend. »Den unterirdischen Gang habe ich wirklich nur zufällig entdeckt. Ich bin dann einmal auch in Garre Castle eingedrungen - Julius Savini erwischte mich damals.«

»Auch Abel Bellamy muß den Gang zufällig gefunden haben. Lacy hat mir dies heute morgen erzählt. Nun, alles ist jetzt soweit klar. Elaine Held wurde auf dem Umweg, über

Lady's Manor in das Haus im Klosterwald gebracht. Der grüne Bogenschütze ist der Mann, dessen Boot Sie in der Nacht, als Smith getötet wurde, benutzten. Er stand im Carlton Hotel nahe genug bei Spike Holland, um die Unterhaltung mit Creager, den er erkannte, zu verstehen. Creager dagegen erkannte ihn ebensowenig wie später Bellamy. Er hörte, wie Creager zu Holland sagte, daß er eine gute Geschichte für ihn wüßte, und befürchtete, daß durch den Skandal, den Creager heraufbeschwören könnte, seine eigenen Pläne durchkreuzt würden. - Ja - der grüne Bogenschütze ist auch der Mann, der Valerie bei ihrem nächtlichen Ausflug vor Bellamys Hunden rettete. Er holte das Tagebuch von Mrs. Held aus dem Gefängnis - und vor allem rettete er uns vor dem nicht gerade angenehmen Tod, den uns der Alte zgedacht hatte. Der grüne Bogenschütze ist - John Wood.«

»Was wollen Sie tun? Werden Sie ihn anzeigen?« fragte Mr. Howett.

»Ich sehe keine Veranlassung mehr dazu. Meinen Dienst als Polizeibeamter habe ich aufgegeben - warum also sollte ich meinen zukünftigen Schwager anklagen?«

Mr. Howett streckte ihm die Hand hin.

»Ich weiß, Jim, daß Sie Vermögen haben und sich wohl auch selbst viel besser zu helfen wissen, sonst würde ich Ihnen die beste Stellung anbieten, die ich zu vergeben habe.«

»Ich möchte Ihr Schwiegersohn werden«, sagte Jim.

»Ich wüßte nicht, was mir lieber wäre«, antwortete Mr. Howett herzlich. »Ich hoffe nur, daß mir Elaine Held auf meinen Heiratsantrag eine ebenso günstige Antwort gibt.«